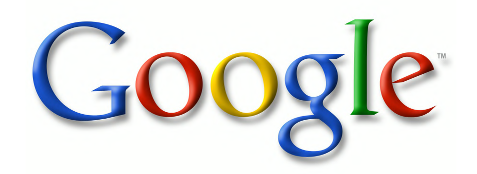
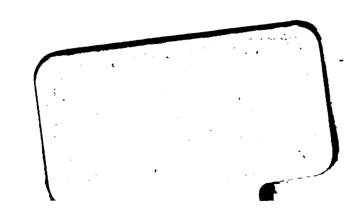
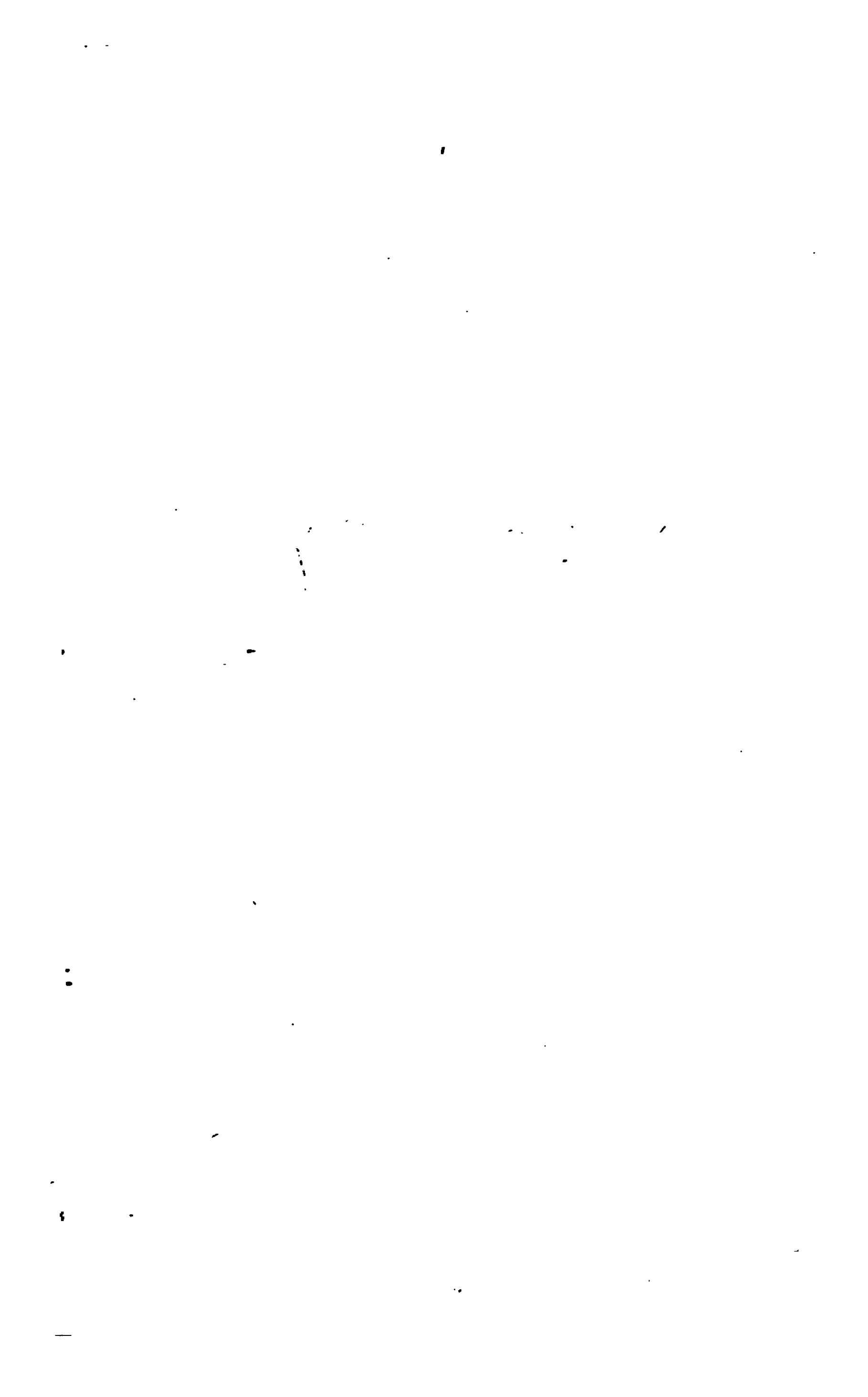
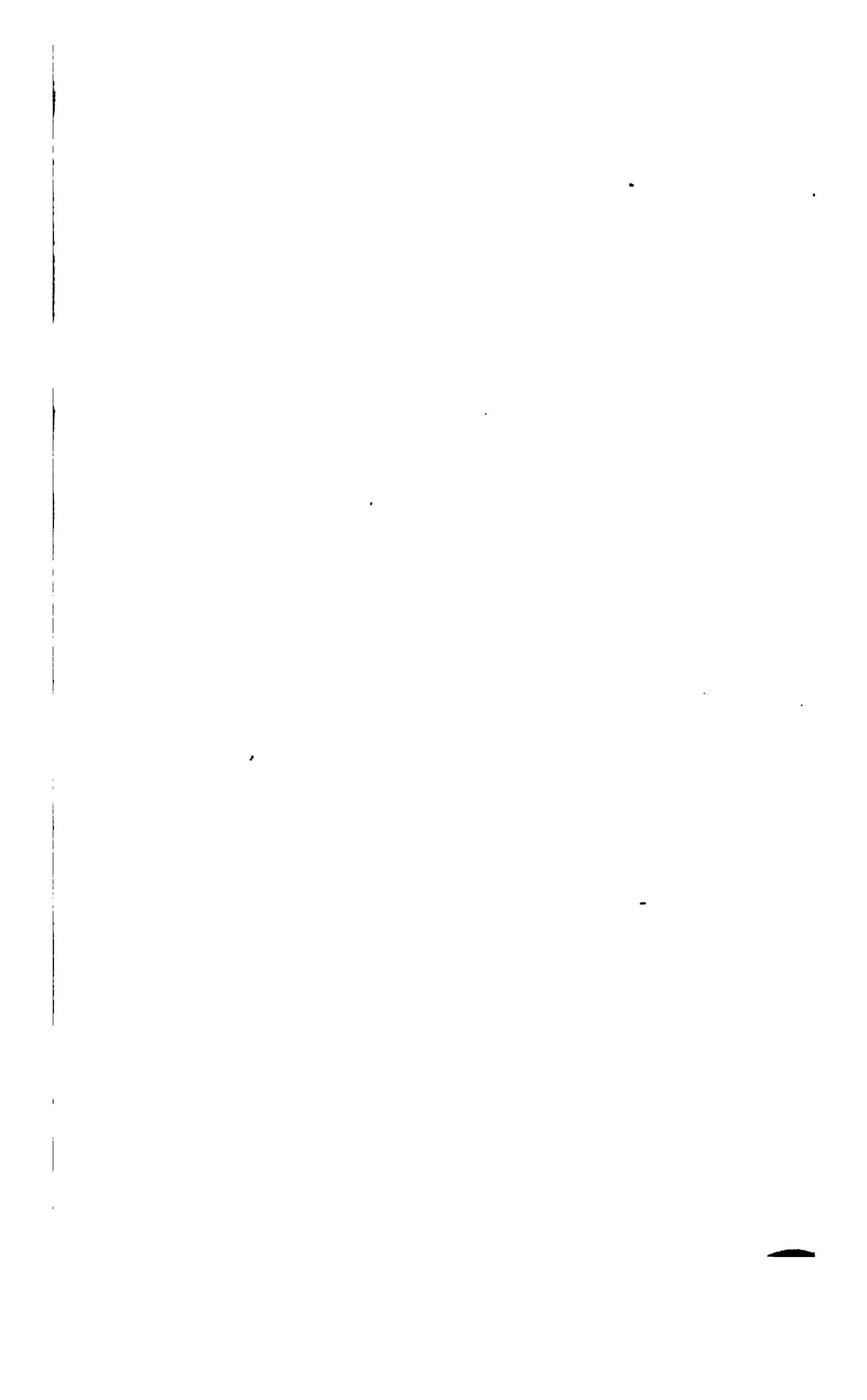



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1863.









Historische Wörter,

Sprichwörter und Redensarten

in

Erläuternngen.

Historische Wörter,

Sprichwörter und Redensarten

in

Erläuterungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. C. von Wurzbach.



Prag.
Verlag von J. L. Kober
1863.



Druck von Ant. Renn, Kolowratstrasse „bei drei Linden."

Vorwort.

Statt eines großen abgeschlossenen, vollendeten Werkes, welches den Titel: „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ trägt, liegt nun den Lesern eine Sammlung kulturhistorischer Nippsachen unter dem nämlichen Titel vor, dem großen Werke entnommen und nur ein unvollkommener Auszug desselben. Es würde eine kleine Leidensgeschichte werden, wollte ich die Geschichte dieses Buches schreiben, eine Leidensgeschichte, an deren schmerzlichem Theil weder Verleger noch Autor Schuld tragen. Also wer trägt sie dann? wird man neugierig fragen: die Verhältnisse, oder noch präciser gesagt, die Zeitverhältnisse. Als im J. 1859 der Verfasser sein umfangreiches Werk — über 1500 Sprichwörter-Ueberschriften in 14 Abtheilungen — der Verlagshandlung überreichte, so war diese wohl von solcher Fülle kulturgeschichtlichen und sprachlichen Materiales überrascht; aber die damaligen politischen Zeitverhältnisse machten es nicht rathsam, sich auf den ganzen, in den größeren Partien rein wissenschaftlichen Umfang des

Werkes einzulassen. Um nun die Sache nicht ganz fallen zu lassen, entschloß sich der Verfasser zur Zurücknahme des Manuskriptes und entsprach dem Wunsche des Verlegers, aus demselben eine Auswahl für das große Publikum zu treffen. Den Verfasser trieb dazu überdies die Sorge, um das Ergebniß einer vieljährigen Sammlermühe mit einem Male zu kommen, weil eben damals in schlesischen Blättern von einer kolossalen Sprichwörtersammlung viel geschrieben wurde, deren Verfasser einen Verleger suchte. . . . :

Bei diesem Auszüge nun ward mit Beseitigung der urprünglichen höheren Tendenz, eine mit Belehrung verbundene Unterhaltung als Hauptzweck angestrebt. Die frühere Eintheilung in 14 Gruppen, die von sehr verschiedenem Umfange waren, mußte damit fallen gelassen und nach Ausscheidung desjenigen, was der Verleger wollte, sich für die alphabetische Ordnung entschieden werden. Auch mußte ich den reichen Quellenapparat, der bei einem jeden einzelnen Sprichworte angegeben und oft von ansehnlichem Umfange war, weglassen und mich begnügen, diesem Vorworte eine Reihe der benützten Werke im Allgemeinen anzuschließen.

Nun ein paar Worte über den Inhalt des Gebotenen:

Es wird kaum nöthig sein, über den Werth und das Moment des Interessanten einer solchen Sammlung viel zu sagen. Die „Historischen Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ sind dem Kulturleben der Völker

entnommen und ein Stück Fleisch und Blut derselben. Was der häusliche und öffentliche Verkehr, Anschauungen und Meinungen, Scherz und Ernst, Witz und Aberwitz an die Oberfläche getrieben, findet sich hier in einzelnen Wörtern, in tiefsinnigen Aussprüchen, keck hingeworfenen Gedanken festgehalten und überbracht. In Haus und Hof, in Hütten und Palästen, in den Irrgängen der Geschichte, wie auf mondbeglänzten Gefilden der Sage, bei Schimpf und Ernst, in Streit und Spiel sind sie aufgetaucht, diese Kinder des Volksgeistes, bald angethan mit der Narrenkappe des ausgelassensten Witzes, bald die Geißel des Spottes und einer blutigen Kritik schwingend. Wo uns ein Begriff fehlt, da stellt sich gewiß zu rechter Zeit ein solches Wort des Volkes ein.

Längst schon hat man den Werth solcher Mittheilungen erkannt; aber so reich auch die Sprichwörter-Literatur bereits ist, so interessante Sammlungen darüber bestehen und durch neue, mitunter gediegene Arbeiten immer wieder vermehrt werden, eine Sammlung der historischen Sprichwörter besteht noch nicht. In dürftigen Feuilleton-Artikeln nur stoßen wir hie und da auf einen solchen historisch-sprichwörtlichen Lückenbüßer; ein Ganzes oder wenigstens eine Sammlung derselben, so erwünscht sie auch wäre, fehlt bis heute.

Diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist der Hauptzweck dieser Sammlung, an welche der Verfasser jahrelangen ausdauernden Fleiß verwendet, wie ihm auch ein rei-

ches, längstverlorenes und vergessenes Materiale zu Gebote stand. Und um diesen Zweck einer volksthümlichen Gabe ganz besonders zu fördern, hat es sich derselbe angelegen sein lassen, in Form und Stylisirung dieses Theiles des großen Ganzen eine mehr populäre Färbung anzubringen.

Der Herausgeber bittet um Nachsicht bei Beurtheilung seines Werkchens, die man ihm nicht vorenthalten dürfte, wenn man den Eingang dieses Vorwortes gelesen hat; aber er glaubt noch immer einen nicht ganz uninteressanten und unwillkommenen Beitrag zur Kulturgeschichte, selbst mit diesem Bruchstücke, geliefert zu haben.

Wien, am 1. August 1862.

Inhalt

Seite

Seite

Uebersicht der wichtigeren zu diesem Werke benutzten Quellen.

Baumgarten: Amand. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimath. (Linz, 1860. 4°).
Blotter für literarische Unterhaltung.
Brinckmeier, Ed. Dr.: Glossarium diplomaticum.
Bullet: Dissertations sur la Mythologie française et sur plusieurs points curieux de l'histoire de France. (Paris, 1775. 12°.)
Constitutionnel, 1854.
Ersch u. Gruber: Real-Encyklopädie.
Eiselein: Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes. (Freiburg, 1840.)
Fleury de Bellingen: L'Étymologie ou explication des proverbes français (à la Haye 1656. 12°).
Florileggio Scientifico storico lettarario del Tirolo italiano (Padua, 1856).
Gaignières: Recueil des proverbes français historiques ou moraux. 3 Bde.
Germania von Dr. Franz Pfeiffer.
Gräffer: Clio's Curiositäten-Cabinet. (Wien 1814.)
Gräffer: Historische Raritäten.
Grimm's Mythologie.
Körte: Sprichwörter. (1. Aufl.)
Lehmann: Florilegium politicum (1643).
Lemesangère: Dictionaire des Proverbes français. (Paris, 1821. 8°. 2. edition.)
Le Roux de Lincy: Le livre des proverbes français. (Paris 1842. Panlin. 2 Bde. 8°.)
Lesefrüchte von Dr. Pappe.
Mery (M. C. de): Histoire générale des Proverbes, Adages, Sentences, Apophtegmes derivés des moeurs, des usages etc., des peuples anciens et modernes etc. (Paris, 1823. 3 Bde. 8°.)
Mitterutzner, Dr.: Abstammung und Verwandtschaft der italienischen Sprache.

Les oeuvres d'Estienne Pasquier (Amsterdam 1723. 2 Bde. Fol.) in den Recherches de la France, livre VIII.
Philipp's vermischte Schriften 1—3 Bd.
Pluquet, Fréd: Contes populaires, Préjugés, Patois, Proverbes, Noms de lieux de l'arrondissement de Bayeux. (Rouen 1834. 8°.)
Les illustres proverbes nouveaux et historiques expliqués par diverses questions curieuses et morales en forme de dialogues etc. (Paris 1665, René Guiguard. 2 Bde. 12°.)
Reglemens sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII. Siècle etc. publiés par M. Depping. (Paris 1837, 8°.)
Schimpf und Ernst.
Sprichwörter, schöne, weise Klugreden &c. (Frankfurt bei Chr. Egen Erben.)
Tuet, abbé: Les matinées sénonaises ou proverbes français avec leur origine, leur explication, leur rapport avec ceux des langues anciennes et modernes etc. etc. (Paris, 1789, 8°.)
Sprichwörter der Polen. Von Dr. Wurzbach. (Wien 1852.)
Zincgref, Jul. Wilh: Der Teutschen scharpfsinnige Sprüch-apophthegmata genannt. (Straßburg, 1628.)
Zeitungen (alle Jahrgänge):
Abendblatt v. Th. Hell — Gesellschafter v. Gubitz — Komet v. Herlossohn — Phönix v. Duller — Zeitung f. d. elegante Welt — Morgenblatt (Cotta) — Didaskalia — Frankfurter Conversationsbl. — Leipziger Illustr. — Kölnische Zeitung — Berliner Figaro — Hamburger Börsenhalle — Hamburger Jahreszeiten — Europa von Kühne — Zeitung a. d. Vorwelt u. s. w. u. s. w.

1. Den Abt reiten lassen
d. h. unbeaufsichtigt sich gehen lassen.

Wer kennt das nicht unter dem mehr populären: „Wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag?“ Hier muß der Abt sich die Rolle der Katze gefallen lassen, und jedenfalls haben wir hier das historische Moment in der Thatsache der großen Macht und Gewalt mittelalterlicher Äbte. Ein solcher Abt war es ja auch, dessen Bäuchlein im Bürger'schen Gedichte: „Der Abt von St. Gallen“ den großen Kaiser genirte. Wie mußten erst die armen, solch' Mächtigem untergebenen Mönche sich dann und wann als Mäuse glücklich fühlen! „Wenn der Abt ausgeritten ist, so machen sich die Mönche zu Haus lustig,“ so lautet verständlich der erklärende Text des obigen Spruches. Der Franzose sagt: „Quand l'abbé danse à la court, les moines sont en rut aux forêts.“ Deutsch etwa:

> Wenn die Aebte bei Hofe walzen,
> Dann die Mönche im Walde balzen.

Der Grundgedanke ist übrigens alt, und schon bei Terentius finden wir den Satz: Perstrepunt, domini ubi absunt; wie auch die Franzosen sich vernehmen lassen: „Voyage du maître, noce de valet.“ Es geht immer auf die Katze hinaus.

Es gibt aber auch im Gegensatze zu obigen, wo die Abwesenheit des Abtes die Lustigkeit der Mönche zur

Folge hat, mehrere Redensarten, als: „Wenn der Abt die Würfel dreht, da dobeln die Mönche," oder: „Wenn der Abt die Würfel gibt, da spielen die Brüder." Der Franzose wieder sagt: „Quand l'abbé tient taverne, le moines peuvent aller au vin", deutsch etwa:

Wenn der Abt hält offnen Tisch,
Dann füllen die Mönche ihr Mäzlein frisch; —

oder in anderer Form:

le moine repond comme l'abbé chante,

deutsch etwa:

Der Mönch so die Antwort gibt,
Wie's dem Abt zu singen beliebt.

Ueberhaupt leben die Mönche und Aebte ganz lustig im Sprichworte; so sagt der Franzose: „Attendre quelqu'un comme les moines attendent l'abbé." Jemanden erwarten, wie die Mönche den Abt, d. h. pünktlich zu Tisch kommen, weil die Mittagszeit in den Klöstern so fest geregelt ist, daß wenn die Glocke schlägt, man sich zu Tische setzt, ohne eben erst den Abt oder Prior zu erwarten; eine Sitte, die noch in allen, auch in den deutschen Klöstern fortbesteht.

Ein Abt insbesondere und zwar jener von Fulda, lebt als Warnungstafel gegen die Neugierde im sprichwörtlichen Gedächtnisse; es heißt nämlich: Nimm dich in Acht, daß dir's nicht geht wie dem Abt von Fulda," welcher vorwitzig und aus unzeitigem Glaubenseifer der Lützner Schlacht, in welcher Gustav Adolph fiel, zusah und durch einen Schuß getödtet wurde.

2. Accise.

Dieses verhängnißvolle, aus gewissen Gründen vielverkezerte Wort hat zu den mannigfaltigsten Hypothesen Veranlassung gegeben; sowol die tiefernste Gelehrsamkeit als auch der Humor haben dazu ihr Contingent gestellt; aber die vielleicht naheliegende Erklärung scheint sich hartnäckig zu verbergen. Es bestehen bis jezt 4 Hypothesen, von denen wol nur die drei ersten ernst gemeint sind, nämlich die Herleitung des Wortes von dem lateinischen a c c i d e r e (cadere), den Begriff der indirekten Steuern als etwas zufällig Eingenommenes repräsentirend; dann die Ableitung aus dem altdeutschen Z i e s e oder Z i s e, mit Steuer gleichbedeutend, daher z. B. Bierzise in den Chroniken des 14. Jahrh.; und die Meinung, das Wort komme von c a e d e r e her. Diese etwas gesuchte Erklärung wird so motivirt: Die Alten, in der Art der Aufzeichnung und Rechnungscontrolle noch nicht so weit wie wir, hätten die erhobene Steuer durch Schnitte in Kerbholz ersichtlich gemacht, daher sie ein incisum genannt worden sei. Später wären außerordentliche Steuern durch die Umänderung der Silbe i n in a c bezeichnet worden. Einer humoristischen Auffassung wie ein Ei dem andern sieht aber die vierte Hypothese gleich, nach welcher Accise, freilich ziemlich bequem und schnurgerade von dem griechisch-lateinischen a c c i s a r e, d. h. sich stellen, als nähme man etwas nicht gerne, da man es doch sehr wünscht. Zunächst soll es von der Koketterie eines griechischen Weibes hergenommen sein, welche A c c o hieß, und lateinische Autoren sprechen stehend von einem Accismus, gleichbedeutend mit systematischer Koketterie. Wir hätten

also nach dieser Erklärung an unsern Accisebeamten einen Zuwachs von ganz niedlichen Koketten. „Si non e vero, e ben trovato," kann man da sagen.

Es läßt sich aber Accise auch von accipere, in Empfang nehmen, herleiten; es bliebe dann noch immer aufrecht, was im Volksmunde lebt: „Wer sich Accisoren laßt setzen, darf keiner Blutegel," ähnlich dem Horazischen: „Non missura cutem, nisi plena cruoris hirudo."

Keine Hypothese und allem Anscheine nach die richtigste Erklärung dürfte aber die Herleitung des Wortes von Assisa, den Assisen sein. Ursprünglich bezeichnete man damit jede feierliche Sitzung, in welcher endgiltige Aussprüche gethan wurden; später die auf solchen Assisen erlassenen Verordnungen selbst; näherkommend endlich die Steuern, welche darauf bewilligt wurden, und „levare assisiam" war in vielen Urkunden des Mittelalters gleichbedeutend mit: „Die Steuern erheben." Im 14. Jahrh. findet sich assisia für pensio annualis; im 15. Jahrh. ausdrücklich für den Begriff der städtischen Consumtionssteuer, so ziemlich die Bedeutung der heutigen Accise. Um aber diesen philologischen Excurs mit einer Redensart des Volkswitzes aus dem praktischen Leben zu schließen, bemerken wir noch, daß der gemeine Mann von läderlichen Weibsbildern zu sagen pflegt: „Abgegriffen wie eine Accise-Klinke."

3. Acht und aber Acht sind Sechszehn.

Ein Fürstenspott aus mittelalterlicher Zeit. Der Spott galt der Kaiserlichen und Reichsacht. Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, als man ihn anläßlich einer Fehde, auf die er auszog, warnte, der Kaiser werde ihn in die Acht und Aberacht erklären, erwiderte lächelnd: „Sorgt Euch nicht, Acht und aber Acht sind sechszehn, mit denen will ich schon fertig werden.“ Die Acht (bannum), (daher auch Bann,) war, wie bekannt, die anläßlich eines Vergehens gegen das Gesetz, über welches man sich auf geschehene Vorladung zu rechtfertigen unterlassen hatte, vom Könige ausgesprochene Fried-, Ehr-, Rechtlos- und Vogelfreierklärung, welche, wenn sie wiederholt wurde, Aberacht (bannum reiteratum, rebannum) hieß.

4. Das Ding hat Adlersfedern.

Beruht auf dem Aberglauben des Volkes, daß derlei Federn, irgendwohin gelegt, wieder wegfliegen, oder auch, daß sie andere Federn, mit denen sie in Berührung kommen, aufzehren. Deutet also auf ein Ding, das nirgend Ruhe hat und dessen Besitz nicht sicher ist. Anklingt hier der Spruch: „Das Ding hat Flügel,“ oder „es hat Füße,“ wie man z. B. häufig vom Gelde sagt; man kann's nicht halten, es liegt in seiner magischen, dämonischen Natur, selbst zu fliegen und Anderes zum Fliegen hinzureißen.

Denselben Sinn hat: „Es sind Wolfshaare d'rin,“ von denen die Sage geht, daß sie andere, mit denen sie in Berührung kommen, aufzehren.

5. Payer en monnais de singes.

(Mit Affenmünze bezahlen.)

Soviel als nicht bezahlen dürfen, oder sich der Zahlungsverpflichtung durch Affensprünge, Narretheien entziehen. Der Hintergrund dieses in Frankreich bekannten Sprichwortes ist die Thatsache, daß Ludwig der Heilige von Frankreich allen Affen den Eingang in Paris ohne Zollgeldentrichtung gestattet hat.

6. Einen Affen haben,

so viel als ein Glas zu viel getrunken haben.

Über die Entstehung dieser Redensart gibt eine historische Notiz eine, jedoch wenig beglaubigte Nachricht; nach dieser rühre sie von einer Compagnie Arquebusiere her, welche die Garnison der kleinen Stadt Chauny in Frankreich bildeten und als Abzeichen auf ihren Hüten das Bild eines Affen trugen. Da diese Stadtguardia als wahre Soldaten des Friedens die Zeit fleißig in Schenken zubrachten, so geschah es nicht selten, daß sie dann nicht nur den Affen, dessen Bild sie auf ihren Hüten trugen, sondern auch jenen Affen heimtrugen, der aus diesem Anlaß zur Redensart geworden. Die Wahrheit dieser Erklärung muß dahin gestellt bleiben. Wir möchten es eher von den Trinkgeschirren ableiten, welche in früheren Zeiten unter andern Formen auch jene von Affen hatten. (Mehr darüber in der Redensart: „Er kann einen Stiefel vertragen.“)

7. Der Anfang vom Ende.

Ein echt historisches Wort Talleyrand's von demselben gesprochen in dem Augenblicke, als in Paris die Nachricht von der Katastrophe des russischen Feldzuges eintraf.

Der Volkswitz blieb dieser Zusammenstellung zweier scheinbar ganz auseinander liegenden Begriffe auch nicht fremd, und obwohl es einerseits bei Seiler heißt:

„Wie reimt sich das zusammen?
Wie kann der Anfang und das Ende ein Ding sein?"

so ließen sich doch auch folgende Sprüche vernehmen:

„Es hat gewehret lang, und ist erst im Anefang." oder:
„Es ist schon im Backoffen oder auff der Mühl, was geschehen soll,"

dessen Sinn mit dem des obigen staatsmännischen Wortes zusammenläuft.

8. Angebinde.

Der Ausdruck: „Jemanden ein Angebinde geben," stammt aus dem 16. Jahrh. Man band damals den Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern u. s. w. das Geschenk an den Arm.

Grillparzer in seinem „Ein treuer Diener seines Herrn" läßt Otto von Meran zur Königin (II. Aufz.) sagen:

„Du weißt, wir feiern heute
Das Wiegenfest des Kleinen, dein's Sohn's.
Die Herren sind, die Frau'n bei ihm versammelt,
Und binden ihn mit kleinen Gaben an."

Es kömmt auch in der Form von Eingebinde vor, weil die Geschenke hie und da — namentlich für Wöchnerinnen — in ein Tuch gebunden und ihnen so übergeben werden.

9. April-Schicken.

Ob dieser vom Volkswitze ausgebeutete Gebrauch, am ersten April Jemands Leichtgläubigkeit zu einer lächerlichen Bethörung desselben zu benützen, sich an die meteorologische Thatsache von der Unbeständigkeit des Monats April und den Täuschungen, welche die seinem Wetter Vertrauenden erfahren, sich anlehne, oder ein historisches Ereigniß zum Grunde habe, ist wohl nicht zu ermitteln. Alt ist diese Sitte, so viel ist gewiß, und man findet ähnliche Narren-Tage bei den ältesten Völkern. Die Hindus hatten einen solchen im Huli-Tage, am 31. März, dessen Späße so ziemlich mit denen unseres Aprilspielens übereinstimmen. Man ließ einander gegenseitig Aufträge ausrichten und zu Handlungen verleiten, welche auf eine Täuschung hinausliefen und den Gefoppten dem Gelächter preisgaben. Die Römer feierten ein festum stultorum, das aber auf den 17. Februar fiel. Die Franzosen nennen diesen Spaß poissons d'Avril und die Engländer haben ihren fool's day, Narrentag. Die Bezeichnung poissons d'Avril soll von der Fischerei hergenommen sein, deren lebhafter Betrieb um diese Zeit wieder begonnen wird. Täuschte nun der Erfolg die Erwartung eines guten Fanges, so sagte man: Es wären April-, d. h. nur sehr wenige Fische. Daran knüpft sich auch eine historische Reminiscenz. Franz, Herzog von Lothringen, wurde nebst seiner Gemalin, Claudia, von Ludwig XIII. von Frankreich in Nancy als Gefangener behandelt. Sie machten nun Befreiungsversuche und wählten dazu den 1. April. In Bauernkleidern und mit

Körben auf dem Rücken verließen sie mit Anbruch des Tages die Stadt. Eine Frau erkannte sie aber und benachrichtigte eiligst die Schildwache am Thore von der Flucht. Dieser und den übrigen Wachsoldaten kam aber diese Nachricht so unglaublich vor, daß sie lachend erwiderten: „Poissons d'Avril!" wir lassen uns nicht Aprilschicken. Die Lothringer pflegten dann immer zu sagen: „Das war ein Aprilfisch für die Franzosen."

Ein anderer köstlicher Beitrag findet sich zur Geschichte des englischen Narrentages. Ein junger Chirurg, der eben aus der Schule im Bartholomäusspital gekommen war, wurde am 1. April von seiner Wohnung auf dem Strand zu einem Patienten in der Newgate-street zu einem sehr reichen Manne Namens Dobbs gerufen. Es war sein erster Patient, und der junge Chirurg versäumte nicht, sich eiligst einzufinden. Er ward vorgelassen. M. Dobbs war eben in seinem Comptoir beschäftigt. Als er von dem Chirurgen den Zweck seines Kommens vernahm, verstand er gleich, um was es sich hier handle. Er ging auf den Scherz ein und sagte: „Wohl, Sir, mein Name ist Dobbs; aber ich bin, Gott sei Dank, frisch und gesund. Es ist ein Mißverständniß, und ohne Zweifel ist es mein Bruder, der Zuckerbäcker auf Fish-street-hill, der nach Ihnen gesandt hat; er ist häufig Unpäßlichkeiten unterworfen, ich will Ihnen eine Zeile an ihn geben." Der junge Aeskulap entschuldigt sich, dankt, nimmt das Billet und eilt nach Fish-street-hill, das ³/₄ Meilen weiter liegt. Er tritt in den Laden, findet aber Mr. Dobbs Bruder eben

so wohlauf als den von Newgate-street. Der Zuckermann liest das Billet und sagt: „Da die Adresse an J. Dobbs gerichtet sei, müsse nicht Jeffrey, sondern John Dobbs gemeint sein, ein dritter Bruder, der zu Limehouse wohne.“ Abermalige artige Einhändigung einer Adresse, abermaliges Danken, abermalige Jagd auf Mr. John Dobbs zu Limehouse und abermalige Täuschung, wornach aber der Gefoppte die Geduld verliert und heimwärts steuert.

Auch im Munde des deutschen Volks geht seit Langem der Reim:

„Am ersten und letzten April,
Schickt man die Narren wo man will.“

Wie sehr übrigens die Ungunst des Aprilwetters einen ernsten, wirklichen Einfluß auf die Entstehung des Sprichwortes geübt habe, erweisen die folgenden altteutschen Verse:

„Weibergmüt. Herrengunst, Aprillenwetter vnd Federspil
Verkeren sich oft, wie' mer eben will;“

und es wäre somit als Grund der Täuschung, die nun einmal den Kern der Sache unwiderruflich ausmacht, nicht ein beliebiger Scherz, sondern die bekannte, immer wieder beobachtete Wandelbarkeit der Weiber- und großer Herren-Gunst anzunehmen.

Um eines historischen ersten Aprils zu gedenken, entnehmen wir der Biographie des berühmten französischen Chemikers Vauquelin folgende Thatsache: Napoleon hatte einst ein Paket von verschiedenen fremdartigen Substanzen erhalten und, da eine beabsichtigte Vergiftung vermuthet wurde, an Vauquelin zur Analyse zugeschickt. Die Analyse ergab nichts. Vauquelin eilte zu Napoleon mit

dieser Meldung. Napoleon war, wie es schien, übel aufgelegt und mit dieser Nachricht übel zufrieden. Endlich rief Vauquelin aus: War nicht gestern der 31. März? Allerdings, antwortete Napoleon. „Nun Sire, dann hat man Sie in den April schicken wollen.“ Die Umstehenden waren wie vom Donner gerührt. Napoleon, der mit großen Schritten auf- und abging, blieb auf einmal stehen und sagte: „Wahrhaftig Vauquelin, diese Antwort sieht Ihnen ganz ähnlich,“ fing an zu lachen und Vauquelin entfernte sich, ohne daran zu denken, wie er in seiner naiven Freimüthigkeit die Etiquette schwer verletzt hatte.

10. Einem ein Bad bereiten.

Ob darunter das Bad zu verstehen ist, welches die tugendhafte Frau Baumgartens dem Wolfenschießen in der Schweiz bereitet hat, oder das von den ältesten slavischen Völkern gekannte Schwitzbad, ist wohl einerlei; denn der Sinn des Sprichwortes läßt sich beiden Erklärungen gegenüber retten. Jedenfalls handelt es sich um eine unangenehme, peinliche Situation, in die Einer geführt werden soll; er wird gleichsam in Empfang genommen und gehörig traktirt. Unter uns nennt man das: „Einem etwas einbrocken;“ — „Einem die Suppe versalzen;“ — „Einem einen Tanz aufführen;“ „Ihn Mores lehren.“

Als polnisches Sprichwort: „sprawić komuś łaźnię“ lehnt es sich an eine Sitte des Königs Boleslaus Chrabry (971—1025), der sehr häufig Bäder gebrauchte und in dieselben gern junge Leute mitnahm, denen er einer Verirrung, eines Fehltrittes wegen Ermah-

nungen geben, die er „Mores lehren" wollte. In einem solchen Bade belehrte sie der König, schlug sie eigenhändig mit einer Ruthe und entließ sie dann mit neuen Kleidern beschenkt wieder nach Hause.

Was die Gewohnheit des Badens betrifft, so ist wohl bekannt, daß sie früher mehr verbreitet war, als heute und mit zu den täglichen Verrichtungen des Lebens gehörte. Erst jetzt tritt der Gebrauch der slavischen Schwitzbäder wieder lebhafter auf.

11. Einem einen Bären aufbinden.

Durchaus nicht zu verwechseln mit der Redensart: „Einen Bären anbinden", die sich in dem Sprichworte: „Es ist besser, einen Bären loslassen, als einen anbinden" findet, und wo das Wort Bär gleichbedeutend mit Schuld, und daher der Sinn dieser Rede ist: „Es ist besser Schulden bezahlen, als solche machen." Der Volkswitz bringt das mit einem Bärenführer in Verbindung, der dem Wirthe, statt ihm die Zeche zu bezahlen, seine alten Bären an die Thürpfoste band und davon ging. „Einem einen Bären anbinden oder aufbinden", heißt: Einem eine derbe, handgreifliche Lüge für Wahrheit bieten. Offenbar kommt Meister Petz zu der Ehre, auch hier herhalten zu müssen, nur durch das Plumpe seiner äußern Erscheinung, an welche so vortrefflich die Brutalität einer handgreiflichen, starken Lüge mahnt.

12. Einen Ball geben.

Unseren Schönen macht diese vielbedeutende, brillante, oft so folgenreiche Phrase wohl noch einmal so rasch und heiß das Blut nach den Wangen strömen, und wochenlange, bevor sie in Scene gesetzt wird, machen sie die umfassendsten Toilettstudien. Da wir nun überzeugt sind, daß unsere Damen nicht mit dem gleichen Eifer in philologischen und culturhistorischen Studien sich ergehen, so wollen wir die Mühe für sie übernehmen und sie mit einer Untersuchung über das obige Thema überraschen. Sie haben sich wohl mit uns und einer Heerschaar von Gelehrten schon daran gewöhnt, an den italienischen oder französischen Ursprung des Wortes Ball zu glauben; und in der That heißt tanzen auf gut italienisch ballare. Auch was man uns von der Ballade, Ballata erzählt hat, mahnt daran. Und dennoch können wir uns die Freude nicht versagen, die Bedeutung dieser Redensart „in des Wortes lustigster Bedeutung" auf deutschen Boden zurückzuführen. Mögen die Wälschen und die tanzenden Franzmänner ihrerseits den Beweis führen, daß das Wort dennoch ihnen gehört.

Einer altdeutschen Sitte gemäß, die sich im nördlichen Deutschland erhalten hat, wird am 2. oder 3. Ostertage jungen Frauen von erwachsenen Mädchen des Dorfes ein Ball überreicht. Dieser ist mit Wolle oder Federn ausgefüllt und mit seidenen Bändern geschmückt, wird an einer Stange in Procession durch das Dorf getragen und vor dem Hause der jungen Frau aufgepflanzt. Nachdem man sich lustig um ihn herumgetrieben hat, nimmt man ihn, trägt ihn in's Haus hinein und

gibt ihn förmlich der Neuvermählten, welche dafür ihrerseits Tanzmusik aufspielen läßt. So fällt, wie man sieht, die eigentliche Bedeutung jenes Spielzeuges Ball genannt, mit seiner figürlichen zusammen, und wir brauchen die Italiener und Franzosen gar nicht mehr.

Aber schon in Homer's Odyssee finden wir Tanz mit Ballspiel vereinigt, und zwar an zwei Stellen, nämlich im 6. Gesange und im 8., zwischen Nausikaa, der Königstochter und ihren Mädchen, dann beim Tanze des schönen Laodamas mit Halios.

Als Spielzeug und mit witzigen Beziehungen erscheint der Ball auch in alten Volksbüchern, u. zw. bei Brand:

„Sie slahen einander den Ball zu“ —

bei Tristan:

„In Ballenwis umtriben und trogen.“

Der Brand'sche Spruch hat den Sinn: Sich gegenseitig loben, um wieder dafür gelobt zu werden, was der Lateiner nennt: „**Honore invicem praevenire.**“ Aehnlich klingt auch das volksthümliche: „Einander das Hölzel werfen,“ d. h. Anlaß zu gewünschter Aeußerung geben.

Das vom Ball herkommende französische Ballet wird in der Berliner Gesellschaft hie und da als Bezeichnung von etwas Langweiligem gebraucht. Man sagt davon: „Das ist Ballet.“

18. Verballhornt.

Johann Ballhorn war ein Buchdrucker in Lübeck, der im 16. Jahrhunderte lebte. Sein Geschäft setzte sein Sohn fort und im Jahre 1531 erschien in seiner Druckerei: „Die neue lübeckische Kirchen-Ordnung“ und

viel später, 1599 ein „Passional". In beiden Büchern ist nichts von jenen verunglückten Verbesserungen zu finden, die nach ihm den Namen „Verballhornt" erhielten, der noch heute stark im Gebrauche ist.

Eine — und die häufigst vorkommende Deutung über den Ursprung dieser Redensart ist die, daß Ballhorn in der in seiner Offizin gedruckten Kinderfibel dem Hahn einen Korb mit Eiern beigelegt. Nun ist aber die Erfindung dieses Fibelhahns viel jüngeren Datums (18. Jahrh.) und von einer solchen Ballhorn'schen Fibel Niemand etwas bekannt. Dieser Ursprung des Sprichworts, so boshaft endlich auch seine Entstehung ist, muß also als unrichtig bezeichnet werden.

Joh. Balthasar Schupp, gewöhnlich Schuppius, ein deutscher Gelehrter (geb. 1610, gest. 26. October 1661), suchte den Ursprung dieser Redensart in der von Ballhorn versuchten Vermehrung des Alphabets, da er die Doppelbuchstaben ff, ll, tt, ss demselben hinzugefügt haben soll. Nun wäre dieß eine annehmbare Ursache, wenn sich die Thatsache bestätigte; aber es findet sich kein von Ballhorn gedrucktes ABC-Buch überhaupt, und keines mit diesen Doppelbuchstaben insbesondere. Demnach fällt auch diese Deutung des Sprichwortes von hinnen.

Prof. Christ. Aug. Heumann, (geb. 1681, gest. 1763) in seinem „Poecile" behauptet nun seinerseits, daß einige Lückenbüßer-Stellen aus Cicero und Quinctilian, mit denen Ballhorn eine leere Seite in „J. Rivii epitome in verborum et rerum copiam" ausgefüllt habe, die Veranlassung gewesen, seinen Namen für alle Zukunft zu verunglimpfen. Diese Ansicht be-

streitet ein Anonymus in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde" folgender Maßen: „Solche Zusätze „oder Anhängsel waren im 15. u. 16. Jahrhunderte so „allgemein und gewöhnlich, daß sie gar nicht auffallen „konnten, und überdem ist Rivii epitome ein höchst „unbedeutendes Buch, das niemals geeignet gewesen, un„seres Ballhorn Namen zu verewigen."

Der „Braunschweigische Anzeiger," Jahrgang 1764, Stück 73 enthält einen Aufsatz, den auch Siebenkees in seinem „Juristischen Magazin" I. 528 u. folg. wieder abgedruckt, der eine neue Erklärung der Redensart: „Verballhornt" versucht, die aber unserem erwähnten Anonymus zufolge, Wahres mit Falschem vermenge. Nach dieser Quelle habe das im J. 1586 erschienene „Lübekische Stadtrecht" den Zusatz getragen: „Vermehrt und verbessert durch Johann Ballhorn" wie solches Bahring in seinem Clave diplomat. S. 19 behauptet und Siebenkees in seinem Magazin zur Entschuldigung hinzufügt. Doch dieß Alles ist irrig, der vollständige, wörtliche Titel des in Frage stehenden Buches heißt: „Der Kayserlichen freyen und „der heiligen Reichs-Stadt Lübeck Statuta und Stadt„Recht. Auf's Newe übersehen, Corrigiret und aus alter „Sechsischer Sprach in Hochteudsch gebracht. Gedruckt „zu Lübeck durch Johann Ballhorn 1586."

Nun denn ist besagter Anonymus doch zunächst geneigt, in diesem revidirten Lübeck'schen Stadtrecht, das Ballhorn zuerst gedruckt, den Ursprung des in Rede stehenden Ausdruckes zu suchen. Seine Auslegung ist folgende:

„Obgleich man freilich, namentlich von dem angren=
„zenden Mecklenburg und Holstein aus auf eine endliche
„Revision und den Abdruck des Lübeck'schen Rechtes
„angetragen, ja wie sehr sich Mancher in Lübeck selbst
„darnach gesehnt hatte, so war man doch nirgends mit
„der Revision zufrieden und schalt auf sie unverholen
„als eine durchaus verfehlte Arbeit. Die Holsteiner und
„Mecklenburger hätten nun eigentlich ihren Vorwurf,
„wenn er anders gegründet war, auf den Senator von
„Stieten schleudern sollen, denn dieser machte den Ent=
„wurf zur ganzen Arbeit und hielt so eigensinnig an
„denselben, daß er nur mit Mühe noch zu einzelnen
„Abänderungen sich verstand; allein wie wenige wußten
„außer und vielleicht in Lübeck, welchen Herrn des Rathes
„jene Revision zunächst übertragen worden war. Sie
„ließen ihrem Unmuthe freien Lauf und wälzten alle Schuld
„auf den Unschuldigsten, auf den Buchdrucker Johann
„Ballhorn, weil dessen Name allein auf dem Titel=
„blatte genannt war, oder auch weil es vielen Rechts=
„gelehrten schon unwillkommen war, daß überhaupt das
„Rechtsbuch nur gedruckt ward, und sie nun so ihren
„Ärger über den Abdruck auf den Drucker übertrugen
„Das ist die nächste und wahrscheinlichste Erklärung des
„Sprichwortes." Es bleibt jedem unbenommen, sie gel=
ten zu lassen. Wir theilen, bemüht das Materiale zu
erschöpfen und nicht geneigt zu Vermuthungen noch ei=
gene Vermuthungen hinzuzufügen, eine noch neuere oder
doch andere Ansicht mit, welche wir dem Werke: „Lü=
bische Geschichten und Sagen", gesammelt von Prof.
Dr. Ernst Deecke. Lübeck bei Carl Boldemann 1852
entnehmen. Dieses für Lübeck zunächst, aber auch für

weitere Kreise recht interessante Buch enthält mancherlei Sagen, Märchen, die sich an Lübeck und seine Umgebung knüpfen. Besonders gewähren eine belehrende und zugleich unterhaltende Lektüre die mancherlei Abenteuerlichkeiten von dem Leben und den Thaten einzelner Lübecker daheim und zur See; ferner die Schilderungen alter Bräuche und Einrichtungen, wie überhaupt die Züge, welche in das Treiben und die Charaktere der hansischen Altvordern einen überraschenden Einblick gestatten.

Unter Anderm bringt dieses Buch auch über die Redensart „Verbessert durch Hanns Ballhorn," folgenden Aufschluß:

„Johann Ballhorn war ein Buchdrucker aus Soest in Westphalen gebürtig, der 1528 in Lübeck ein neues Fibelbuch herausgab und zuerst den lutherischen Glauben, das Vaterunser und den Hausspiegel hinzufügte, zum Ärgerniß der Geistlichkeit. Andere Kränkungen verursachte Ballhorn der Clerisei durch die Veröffentlichung der neuen Ordnung des lübeck'schen Gottesdienstes. So wurde er denn von seinen Feinden sprichwörtlich gemacht in dem Sinne, als ob er sich wie ein rechter Thor mit ungelegten Eiern abgegeben, wozu auch das Sinnbild seiner Fibel den Anlaß lieh. Von Ballhorn nämlich rührt der krähende Hahn her, der seitdem auf dem Tittelblatte keines ABC-Buches fehlen durfte. Es sollte damit ausgedrückt sein, daß die Christenheit wachsam sein müßte, oder es würden ihr fremde Eier in's Nest gelegt. Ist doch der Hahn überhaupt ein vom Volksglauben bevorzugtes Thier, dessen Krähen die Gespenster der Nacht verscheucht, und den Dunkelmännern schon durch die Aufgabe verhaßt, daß er den

Anbruch des Tages zu verkünden hat. Trotz der Anfechtungen und Gegenversuche des Domcapitels blieb Hanns Ballhorn der deutsche Fibellieferant und die Verfolgungen blieben fruchtlos. Dafür rächten sich die Gegner, indem sie den Buchdrucker verriefen und boshaft verspotteten, so daß man noch heut zu Tage die ungeschickte Veränderung eines Buchs oder Kunstwerkes als eine „Verballhornung" zu bezeichnen pflegt."

So wären denn genug Vermuthungen über diese Redensart und nur das Eine ist gewiß, daß im Namen des lübeck'schen Buchdruckers ihr Entstehungsgrund zu suchen; alles Übrige aber ist doch nur mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothese.

In ähnlicher Weise wie Verballhornen, um eine Veränderung zum Schlechten zu bezeichnen, bediente man sich der Redensart „Verkuhbachen". welche wahrscheinlich von dem badenschen Orte Kuhbach ihren Ursprung ableitet. Die nächste Veranlassung dieses Schimpfes ist mir unbekannt.

14. Bank. Bankerott.

Der Ursprung dieses heute so vielfach gebrauchten Wortes ist folgender: Die Kaufleute nannten einst den festen Tisch, worauf sie ihre Waaren auslegten und Geldgeschäfte machten, Bank.

Im 11. und 12. Jahrh. geschah dieß Alles, namentlich bei den Venetianern, auf öffentlichen Märkten, wobei ein hoher Tisch, von den Italienern Banca, auch Banco genannt, die Bank repräsentirte.

Daher schreibt sich auch das Wort Bankerott. Wenn ein Kaufmann zahlungsunfähig wurde, zerschlug man

auf Befehl der Behörde seine Bank, zum Zeichen, daß er als Wortbrüchiger das öffentliche Vertrauen verwirkt habe. Das hieß **Banco rotto**, französisch **Bancqueroute**.

So erklärt es sich, daß man noch heute ein öffentliches Gebäude, in welchem mit Geldern in großem Maßstabe und kaufmannsmäßig verkehrt wird, **Bank** nennt.

15. Baron.

Dieser Titel, anfänglich Varo, später Baro geschrieben, stammt aus dem Romanischen und bedeutet einen **Mann** überhaupt, daher im Lateinischen dem Worte stets das **liber** vorgesetzt wurde, liber baro, d. i. Freier Mann, Freier Herr, Freiherr.

Die ältesten **Barone** waren die englischen, und dort ist auch die Abstammung des Wortes zu suchen. Der den König umgebende Adel war nämlich vorzüglich zu Kriegsdiensten verpflichtet, wie auch in der Geschichte der Vasallen aller Länder die gleiche Bedeutung festgehalten ist. Der Krieg heißt aber im Englischen **war**, daher das anfängliche Varo und das nachfolgende Baro, auf gut deutsch ein Wehrmann, Kriegsmann, selbstverständlich ein Edelmann, freier Mann.

Wie sehr die Barone seit je von der Erhabenheit ihrer Würde durchdrungen waren, dafür finden sich zwei allerliebste Belegstellen. Der ausgezeichnete aber eitle Künstler **Baron** behauptete einst in allem Ernste: „**Es erscheine alle hundert Jahre ein Cäsar, aber nur alle tausend Jahre ein Baron.**" Ist wohl etwas stark, aber immerhin nur ein gutes Wortspiel, zu

dem eben der Name verleitete und beiläufig in demselben Sinne, in dem ein großer deutscher Mime seinem Fürsten, der von den hohen Bezügen der Schauspieler gegenüber denen der Hofräthe sprach, antwortete: „Gnädigster Herr, Hofräthe können Sie haben so viel Sie wollen, aber nicht solche Künstler wie ich bin.“ Dieser Calembourg ist also ziemlich harmlos.

Nicht dasselbe kann man von der, seither sprichwörtlich cursirenden Rede eines bekannten österreichischen Hochtory sagen, der gleichfalls in allem Ernste den Ausspruch that: „Der Mensch fange erst beim Baron an.“ Was läßt doch Schiller seinen Carlos II. Act 1. Auftritt sagen? Ja richtig: — der

In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazustehen sich verdammt, ...

16. Sich den Bart um etwas wachsen lassen.

Es bestand in früheren Zeiten die Sitte, sich, wenn man trauerte, in ernster, kritischer Lage war oder etwas großes vorbereitete, den Bart wachsen zu lassen. Man erzählt von vielen historischen Persönlichkeiten, daß sie um dieß oder jenes hoch und theuer schwuren, sich nicht eher den Bart scheeren zu lassen, als bis etwas, das sie erfüllt sehen wollten, geschehen wäre; oder sie verewigten sich auch mit langem Barte zur Erinnerung an ein schmerzliches, trauriges Ereigniß. Als z. B. Papst Clemens VII. im J. 1525 in seiner Engelsburg von dem Cardinal Colonna belagert wurde, ließ er sich den Bart wachsen und in dieser Gestalt auf seiner Münze abbilden, deren Rückseite den Apostel Petrus darstellt, wie er von dem Engel aus dem Kerker

geführt wird, mit der Umschrift: Dominus misit angelum suum et eripuit me de manu Herodis. Die Bedeutung dieser Sitte ist nun sprichwörtlich geworden, und man bedient sich dieser Worte um anzuzeigen, daß man Ursache habe, über etwas in Sorge und Trauer zu sein.

Gleichbedeutend damit ist: „Sich ein graues Haar wachsen zu lassen." Bei Reinecke Fuchs liest man:

„Das sind noch eben keine Sachen,
Die mir graue Haare machen.

Die Entstehung grauer Haare, namentlich die vorzeitige, plötzliche, weist deutlich auf Sorge und Bekümmerniß, da es physiologisch richtig ist, daß diese das Ergrauen der Haare beschleunigen.

Aber auch auf Weisheit und männliche Haltung deutet der lange und ergraute Bart, wie uns dessen die Antwort des Basler Professors Hieron. Rhetus belehrt, der einen sehr langen Bart trug und um die Ursache befragt, erwiederte er: „So oft ich meinen Bart beschaue, mag ich gedenken, daß ich nicht ein Weib, sondern ein Mann und zwar ein so alter Mann bin, daß Weibisches und Kindisches nun auf immer von mir ferne ist." Dem gleich heißt es auch: „Wo kein Bart, da ist auch kein Verstand." Endlich soll es auch Schlauheit und witzigen Hinterhalt anzeigen, denn ein altdeutscher Spruch besagt: „Wer einen Bart laßt wachsen, der hat ein schalckheyt gethan, oder hat einer willen."

17. Um des Kaisers Bart streiten.

Oder auch: „Um des Kaisers Bart spielen;“ oder: „Es geht um des Kaisers Bart.“ Eine Redensart im Spiele, und bedeutet so viel als: Um Nichts spielen. Zu Grunde liegt hier eine zweifache Anschauung. Entweder man stellt sich den Bart des Kaisers wie einen andern vor, der an und für sich nichts Werthvolles sei; oder dem entgegen bezeichnet man den Bart des Kaisers als etwas so Hohes, Unerreichbares, daß es lächerlich wäre, auf seine Gewinnung hin zu spielen.

Das Ding hat aber auch einen geschichtlichen Hintergrund. Es soll sich nämlich um den Bart eines wirklich lebenden Kaisers, Karl des Großen, gehandelt haben. Es entstand unter Numismatikern ein gelehrter Streit. Die Numismatiker unterscheiden Münzen, die bärtige Köpfe zeigen, von solchen, worauf unbärtige ausgeprägt sind. Jene heißen numi barbati, Bartmünzen, und gehören mehrere römische Kaisermünzen, z. B. die des Trajan, Aurelian, Justinian u. a. dazu. Nun entspann sich, wie behauptet wird, ein gelehrter Streit unter Münzkundigen, ob die echten Münzen von Kaiser Karl dem Großen einen Bart zeigen müssen oder nicht. Die Sache hatte historische Wichtigkeit, denn auf einigen Siegeln stand das Bildnuß des Kaisers mit, auf andern ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche Verdacht, daß entweder diese oder jene untergeschoben sein müßten, und es ward die wichtige Frage aufgeworfen: welche von beiden ächt wären. Die Frage konnte aber nicht entschieden werden als dadurch, daß man auszumitteln suchte: ob der Kaiser überhaupt

einen Bart getragen habe oder nicht. Diese Untersuchung verfiel, — jedoch mit Unrecht, dem Witze der Spötter und gab der obigen Redensart den Ursprung. Nach Andern soll das Sprichwort auf die Sage von dem Kyfhäuser-Schläfer, dem Kaiser Friedrich Barbarossa, sich beziehen, von dem viele noch immer nicht glauben wollen, daß er in seiner unterirdischen Kaiserwohnung des Thüringer Berges seinen Bart in's Unendliche fortwachsen lasse, vielleicht bis Deutschland einig sein werde. Da wäre also ein Streit, und zwar ein sehr brennender, allerdings noch in der Schwebe.

So viel ist indeß gewiß, daß die historische Deutung den ursprünglichen Sinn der Redensart nur bestätige, nämlich die Charakterisirung eines Streites um Dinge von untergeordnetem Interesse.

Die alten Griechen sagten: „Um des Esels Schatten streiten", welche Redensart daraus entsprang: Ein junger Athenienser hatte zu einer Reise einen Esel gemiethet. Eines Mittags auf der Reise brannte die Sonne sehr heiß, und er sah sich vergeblich nach einem Schatten um. Da fiel ihm ein, sich in des Esels Schatten zu erfrischen. Er stieg ab und wollte dieß eben thun, als der ihn begleitende Eselstreiber behauptete, der Platz gehöre ihm zu, denn er habe zwar den Esel, keineswegs aber des Esels Schatten vermiethet. Es kam darüber zu heftigen Worten, von diesen zu Schlägen und, da durch diese auch nichts entschieden wurde, zu einem Prozeß, der obigem Sprichworte seinen Ursprung gab und den Wieland in seinen „Abderiten" mit unverwüstlichem Humor dargestellt hat.

Analog diesen Redensarten ist die französische: Se

battre de la chappe à l'évêque, „sich um den Mantel des Bischofs raufen", für die man neben andern Erklärungen auch die historische hat, daß wenn der Erzbischof von Bourges nach der Einkleidung den Fuß zum ersten Male über die Schwelle seiner Kathedrale setzte, das abergläubige Volk sich seines Chor-Mantels bemächtigte und denselben in Stücke zerriß, welche als erbeutetes Heiligthum von den Einzelnen sorgfältig aufbewahrt wurden. Man erzählt auch von dem römischen Volke, daß es das Meßgewand eines verstorbenen Papstes in ebenso fanatischer Weise zu theilen pflegte. Man pflegt das französische Sprichwort anzuwenden, wenn man um Sachen streitet, die weder dem Einem, noch dem Andern der Streitenden angehören.

18. Damit kannst du dich begraben lassen.

In einigen Gegenden Deutschlands angewendet, wenn Einer mehr verlangt, als ihm nach den Umständen zugestanden werden kann, oder wenn er unausführbare, lächerliche Vorschläge macht. Es will also damit so viel gesagt werden, als: Nimm deine Forderung oder deinen Vorschlag dorthin mit, wo es unmöglich ist, an eine Verwirklichung zu denken; gleichsam also den Mann mit seiner Idee, und diese mit dem Manne aus dem Leben verweisen, und zwar an jenen Ort, von dem sie lebendig nicht wieder zurückzukehren vermögen.

Einen anderen Aufschluß gibt die Beobachtung folgender Thatsache: In mehreren Armenhäusern und Hospitien besteht der Gebrauch, daß ein Mitglied, wenn es austreten will, vorher eine Taxe zu entrichten hat für den Beerdigungsfond der Anstalt. Von einem solchen

Mitgliede hieß es nun, daß es sich früher begraben lassen, d. h. das bezahlen müsse, was es jedenfalls, wenn es im Vereine gestorben wäre, aus seinem Nachlasse hätte entrichten müssen.

Ganz dasselbe will die Redensart: „damit kannst du dich heimgeigen lassen" sagen. Auf den Kirchtagen einiger deutschen Dörfer besteht nämlich, wenigstens bei den wohlhabenden Bauern die Sitte, am Schlusse der Unterhaltung einen oder mehre Musikanten des Orchesters mitzunehmen und sich von ihnen unter Spiel nach Hause heimgeleiten, „heimgeigen" zu lassen. Wenn man also Einem diesen Spruch zuruft, so soll es offenbar heißen: Du kannst ein Ende machen mit deiner Idee oder deinem Vorhaben, und so wie jener Akt beim Kirchweihfeste der Schluß ist, so sollst du hier dich trollen!

19. Berserkerwut.

Man hört oft von der „Berserkerwut der Kritiker" sprechen und versteht darunter einen Ingrimm, der den gewöhnlichen Zorn weit übertrifft. „Berserkerwut" an und für sich ist die ungestüme, blinde Kampfwut wilder, ungeschlachter, roher Menschen, und zwar sowohl im physischen, als psychischen Sinne. Der Ausdruck stammt aus der nordischen Mythologie. Nach einer skandinavischen Sage war Arngrim ein gefürchteter Kriegsheld, der gegen die Sitte der Zeit, in welcher er lebte, Panzer und Helm, kurz jedes Rüstzeug verwarf und stets ungeharnischt sich zum Kampfe stellte. Ob dieser Eigenschaft erhielt er den Beinamen Berserker, das im Skandinavischen Barpanzer, panzerlos von saerk (Hemd) und bar (ohne) bedeutet. Die

Wut, von der er im Kampfe beseelt war, ersetzte das Rüstzeug, und er glich dann einem Rasenden. Seine zwölf Söhne, gleich ihm wild und mutdurchglüht, erbten seinen Namen und seine Kampfeswut, die mit der Zeit sprichwörtlich geworden.

20. Die Zeit ist hin, wo Bertha spann.

Die noch bis heute beliebteste Deutung dieses Sprichwortes, nämlich eine Zeit zu charakterisiren, welche sich als vorzugsweise gute Zeit zu erkennen gab, und wo redliche Arbeit auch redlichen Lohn gefunden hat, stimmt nicht mit allen geschichtlichen Erklärungen überein.. Einige geben der Sache folgenden Hintergrund: Bertha, die Gemalin Königs Rudolph von Klein-Burgund, spann, u. z. nach der damaligen Sitte (Bertha starb 970) so fleißig, daß sie auf ihren Reisen im Lande, wenn sie zu Pferde saß, unterwegs nicht müssig war und dem Volke überall mit dem guten Beispiele voranging. Der Wirt in Payerne, wo 1818 Bertha's Grab in der alten Abtei wieder aufgefunden und ihre Gebeine auf Befehl des Staatsrathes des Waadtlandes in einem neuen steinernen Sarkophag beigesetzt wurden, zeigt den Reisenden noch immer den Sattel der Königin, in welchem man die Öffnung für ihren Rocken sieht.

So wurde Bertha auch mit den Merkmalen dieser Beschäftigung in Denkmälern verewigt. Nach Andern wieder sei Bertha erste Gemalin des Königs Robert und Witwe des Grafen von Blois gemeint, welche in Folge der ihr von Papst Gregor V. auferlegten Kirchenstrafe ihren zweiten Gemal habe verlassen müssen, und diese Bertha wäre es auch, deren Bild man an

den Portalen mehrerer französischen Kirchen mit einem Gänsefuß erblicke. Es wäre damit nur der graue Nebel einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit bezeichnet, und die Thatsache des Spinnens, das damals eben allgemeine Frauensitte war, nicht speciell hervorgehoben.

Im Sinne der obigen Deutung tritt nun eine zweite Darstellung auf. Eine aus Montagna gebürtige italienische Bäuerin zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit im Spinnen so sehr aus, daß ihr in Padua, wohin sie ihr Gespinst brachte, die Anerkennung der Gemalin Kaiser Heinrichs IV. zu Theil ward. Der Kaiser selbst belohnte die Jungfrau auf eigenthümliche Weise. Er erlaubte ihr nämlich mit ihrem Gespinste so viel Land zu umspinnen, als der Faden eben dazu ausreiche, und dieses Land als ihr Eigenthum zu behalten.

Ganz von dieser Auffassung abseits geht aber eine dritte Version und zwar, wie es scheint, die historisch richtigste. Dieses Sprichwort ist nämlich auch in Frankreich und Italien zu Hause. Der gelehrte Franzose Haudinus, der dem Ursprunge nachforschte, fand in Toulouse als Volksredensart den Schwur: „Par la quenouille de la reine Pédauque“ zu deutsch: „Bei dem Spinnrocken der Königin Gänsefuß“, und kam dadurch auf jene Bertha und den Spruch vom Spinen. Die Königin „Gänsefuß“ in Kirchenstatuen vielfach verewigt, geht stark durch die Sagen des französischen Volkes. Sie war niemand geringerer, als die schöne und fromme Mutter Carls des Großen, welche Bertha hieß und die Tochter eines armen Grafen von Laon oder wie Einige wollen, des fabelhaften Königs

Florian von Ungarn gewesen sein soll. Da ihr die Natur etwas lange Füße gegeben hatte, so legte man ihr den Namen Gänsefuß bei und bildete sie auch so ab. Der Spinnrocken aber deutet offenbar nur auf das Festhalten an dem, was man damals als ein Merkmal häuslicher Zucht und hausfraulicher Thätigkeit ansah. Noch bleibt uns einer mythologischen Deutung zu gedenken übrig; es sei nämlich hier die alte deutsche Göttin Berhta, Perahta die Glänzende, welche dem Ackerbau und dem Spinnen vorsteht, gemeint. Sie hat sich bis auf den heutigen Tag in der Nikolofrau, welche besonders die Mädchen zur fleißigen Handarbeit ermahnt, erhalten. So hieß auch das Fest der Erscheinung des Herrn lange noch in Oberösterreich der Perch- oder Prehentag. In diesem Falle wäre unter „hin ist die Zeit, da Bertha spann" jene mythische goldene Zeit gemeint, als die Götter noch auf Erden wandelten und die Menschen in den verschiedenen Verrichtungen unterwiesen. Das wäre freilich eine goldene Zeit gewesen.

Uebrigens kommt es bei der Erklärung dieses Sprichwortes unseres Bedenkens noch darauf an, ob man die Betonung auf das Wort Bertha oder auf spann lege, in welch' letzterem Falle jedenfalls das Preiswürdige des Arbeitens hervorgehoben sein will und bedauert wird, daß unsere Berthen nicht mehr so wie die historische, zumal wenn sie eine Königin gewesen, spinnen und arbeiten.

21 Bigott.

Dieses Wort, womit wir übertriebene Frömmigkeit, namentlich in ihren äußerlichen Kundgebungen bezeichnen, ist sprachlich aus bei Gott zusammengesetzt und hat entweder, wie gewöhnlich angenommen wird, den Sinn des vielen bei Gott Seins oder einer immer wieder unter dieser Form vorkommenden frommen Betheuerung.

Geschichtlich bewundernswerth ist, daß Bigothi, ebenfalls aus dieser Zusammensetzung entstanden, ein Beiname der Normannen war. Wie sie dazu gekommen sind, geht aus einer alten Chronik hervor, in der von dem ersten Normannenherzoge Rollo erzählt wird. „Hic non est dignatus pedem Caroli osculari, nisi ad os suum levaret. Cumque sui comites illum ammonerent, ut pedem Regis in acceptione tanti muneris (Neustriae provinciae) oscularetur, lingua Anglica respondit: Ne se bigot, quod interpretatur: Ne per Deum. Rex vero et sui illum deridentes et sermonem ejus corrupte referentes illum vocaverunt Bigoth, unde Normanni adhuc Bigothi vocantur."

22. Bischof oder Bader.

Als Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1522 aus seinem Lande vertrieben wurde, sprach er: „Wir wollten Bischof werden, so sind wir Bader worden."

Die Andeutung des schreienden Auseinanderliegens dieser zwei Würden läßt über den eigentlichen Sinn

der Redensart keinen Zweifel übrig. Da heißt es: Alles oder Nichts; aut Caesar, aut nihil; Seß oder Aeß!

Der Bischof ist im deutschen Sprichwort und in der alten deutschen Dichtung stark vertreten, aber nicht immer mit Glimpf. Interressant erscheint uns der Unterschied in einem deutschen und französischen Sprichwort, die beide offenbar dasselbe sagen wollen. Im Deutschen heißt es: „Mir ist ein hülzin Bischof lieber, denn ein stümmer Herre;" im Französischen lautet es:

> Crosse de bois, évesque d'or
> Évesque d'bois crosse d'or. Deutsch:
> Hölzerner Stab und goldener Bischof;
> Hölzerner Bischof und goldener Stab.

Fleury de Bellingen, dieser liebenswürdige Commentator alter Sprichwörter, führt den Ursprung dieser treffenden Redensart auf die ersten Zeiten des Christenthums zurück, in welchen nach jenen, denen man die bischöfliche Würde übertragen wollte, sorgfältige Nachforschung gehalten und nur Tugend und wahres Verdienst dabei berücksichtigt wurden. Die Einfachheit der Sitten war damals noch so groß, daß man, wenn man Bischöfe weihete, ihnen einen Holzstab statt des Bischofsstabes in die Hand gab. Als später die Fürsten die christliche Religion annahmen, und der überall zunehmende religiöse Eifer die Zahl der Priester und Prälaten vermehrte, so geschah es, daß man nicht mehr, wie bis dahin, auf die Tugend und das wahre Verdienst Bedacht nahm, und als gar die weltliche Macht die Bischöfe und Prälaten mit Gütern und andern Reichthümern ausstattete, verminderte sich die alte Einfachheit

und Reinheit der Geistlichkeit in demselben Verhältnisse, als die Reichthümer derselben zunahmen. Das schlichte Volk bezeichnete diese Umwandlung treffend mit: „hölzerner Stab, goldener Bischof, goldener Stab hölzerner Bischof,“ deren Nutzanwendung wir unseren Lesern um so lieber überlassen, als sie sich jeder nach dem Reichthum seiner Fantasie nach Belieben paraphrasiren kann. Die Redensart „sich um des Bischofs Mantel raufen“ ist schon beim „Streit um des Kaisers Bart“ (17) erörtert worden.

Im Deutschen heißt es noch: „Jeder Bischof ist Papst in seinem Sprengel, und jeder Pfaf ist Bischof in seiner Parochei“ und auch: „Der Bischof nit allwegen weihet,“ welche Redensarten sich von selbst leicht verstehen. Einen derben Witz haben die Franzosen in die Redensart gefaßt: Évêque des champs qui donne la bénédiction avec les pièds d. i. der Feldbischof der mit den Füssen den Segen gibt, worunter sie einen „Gehängten“ verstehen, den man etwa in einem deutschen Witzspiele ein „Windspiel“ nennen könnte, weil der Wind mit ihm spielt.

23. Kalt und warm aus Einem Loche blasen.

Diese Redensart — an Personen von zweideutigem Charakter oder noch besser an Charakterlosen angewendet — ist sehr alt. Die deutsche Sprache hat auch das noch derbere „Vorne lecken hinten kratzen“, welches man dann mit dem Reimvers: „Das ist Sitte aller Katzen“ ergänzte. Es ist mit obigem gleichbedeutend und wird gewöhnlich von solchen Leuten gebraucht, die uns

ins Gesicht loben, hinterm Rücken aber herabsetzen. Das „Kalt und warm aus Einem Loche blasen" stammt wie es scheint aus einer alten Fabel, die schon Fleury von Bellingen 1656 erzählt. Ein Satyr unterhielt sich eines Tages mit einem Hirten. Dieser blies mit einem Male in die Hände, und als ihn der Satyr fragte, warum er dieß thue, erwiederte der Hirt: „um mich zu erwärmen." Ein anderes Mal sah der Satyr den nämlichen Hirten, als er in seine heiße Suppe blies, und als er ihn fragte, warum er dieß thue, meinte dieser, um sie abzukühlen. Der Satyr, der nicht wußte, woran er sei, als er so verschiedene Wirkungen einer und derselben Ursache gewahr wurde, zog sich unwillig zurück und verließ den Hirten mit der Rede: „Ich will mit dir weiter keine Gemeinschaft haben, denn du blasest kalt und warm aus Einem Loche."

21. Blau-Feuer.

Blau hat hier die Bedeutung von Heilig. Heiliges Feuer, Fest-Feuer, Freuden-Feuer. Daher Blauer Montag, d. h. Montag, der durch Nichtsthun gefeiert, geheiligt wird. Im Zusammenhange mit dieser Redensart stehen: „Blau anlaufen lassen", Blauer Montag, ins Blaue reden," deren Erklärung auf den folgenden Blättern versucht wird.

Hier ist nur die Bemerkung noch hinzuzufügen, daß das Publikum der höheren Galerien in unseren Theatern das am Schlusse von Feenstücken sich ergießende griechische Feuer ebenfalls blaues Feuer nennt.

In's Blaue reden.

So viel als: In den Tag hinein, in die Luft, nämlich gegen den blauen Himmel reden, der uns ganz besonders das Unermeßliche, Boden- und Endlose charakterisirt; also reden ohne Ziel und Bedenken, daher es auch so verloren gehen mag, wie das in Luft sich Auflösende.

Bei dieser Auffassung ist man nicht mehr weit von den Begriffen: Dunst, Rauch, und zwar kömmt uns hier eine innere und eine äußere Ähnlichkeit zu Statten. Rauch geht in die Luft und dort spurlos verloren; Rauch ist in seiner Vertheilung blau; daher

Einen blau anlaufen lassen

oder Einem blauen Dunst vormachen, d. h. ihn betrügen, belügen, zum Besten haben; ihn mit Rauch umgeben, wobei gewiß der Begriff der Nebelhaftigkeit, des Rauches, der sich mit eigenthümlicher bläulicher Farbe charakterisirt, die Hauptrolle spielt. Ganz dem entsprechend sagt der Lateiner auch: Rauchwolken verkaufen, fumos vendere.

Die Ansicht, es rühre diese Redensart von der Vergleichung mit dem bläulichen Ansehen ferner (gewissermaßen durch die Entstellung unserer Auffassung fernegerückter) Gegenstände her, kann wohl nicht leicht stichhältig befunden werden.

Von Lügnern sagt man auch: „Der kann Ballen machen" — nach Luther ist die Lüge ein Schneeball, je länger man sie fortwälzt, um so größer wird sie.

25. Blauer Montag.

Wir haben schon bei dem Worte Blau-Feuer im Vorbeigehen des Blauen Montags Erwähnung gethan und nach der dortigen Erklärung des Wortes Blau mit heilig folgerichtig den Blauen Montag jenen Tag genannt, dem das Merkmal der Heiligung, der Feier anklebt und an welchem, christlichem Gebrauche nach, das Arbeiten eingestellt wird. Wir können von dieser Erklärung nicht wegkommen, obwohl gar viele andere theils nahegehende, theils davon ganz abseits liegende Deutungen gegeben werden.

Einmal wird behauptet, der Ausdruck sei im südlichen Deutschland entstanden, wo man mitunter das blau für „toll und voll" gebraucht; z. B. „blau angetrunken sein," „im Gehirn blau sein". In Verbindung damit bringt man den „Blauen Zwirn" wie der Branntwein (Schnaps) hie und da genannt wird. Bei allen diesem kömmt man aber erst auf logischen Umwegen zu Sinn und Inhalt des blauen Montags, wie er unter uns verstanden wird, und was den Branntwein betrifft, so dürfte uns wohl die Bezeichnung mit „ungebleichtem Zwirn" geläufiger sein."

Nach anderer Auslegung käme die Redensart von den unmittelbaren Folgen der Tollheit und Ausgelassenheit dieses Tages und von dem liebenswürdigen Gebrauche, sich „braun und blau zu prügeln," „abzubläuen."

Wieder andere wollen es auf's Blau des Himmels beziehen und die Lustbarkeit des blauen Montags mit der Heiterkeit eines blauen Himmels vergleichen.

Auch solle das Wort „bläuen" irgend einmal den Sinn von „das Arbeiten sein lassen" gehabt haben.

Als einzige historische Erklärung endlich, die sich am meisten festgesetzt hat, ist die Mittheilung anzusehen, daß vor Jahrhunderten an jenen Tagen, an welchen alle Handarbeit ruhte, die Kirchen blau behängt worden seien.

Mag das immerhin der Fall sein, historisch richtig ist nur die Thatsache des blauen Montags und all' das, was dieser Tag mit sich brachte. Ursprünglich aus dem 16. Jahrhunderte stammend gewann diese Sitte bald einen ungeheueren Umfang, und es wurde so hartnäckig daran festgehalten, daß es bis auf den heutigen Tag nicht gelang, sie gänzlich abzuschaffen. Vergebens erließen schon Kaiser Maximilian II. (1571), und später Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg (1637) eindringliche Verordnungen gegen die „Unsitte" des blauen Montags; so auch 1731, 1764, 1771; es ward fort tumultirt, geprügelt, ja todtgeschlagen, und den „blauen Freßmontag," wie die Gesellen, leider früher schon die Meister ihn nannten, ließ man sich nicht nehmen.

Die Erklärung des blauen Montags von den blauen Prügelflecken, welche dabei aufkommen, rührt von dem letzten Hofnarren und lustigen Rathe deutscher Kaiser, dem Baron Johann Klein unter Karl VI. her, welcher sich äußerte, das Beiwort blau habe seine völlige Berechtigung „in den durch die kräftigen Fäuste und derben Stöcke hervorgebrachten Farben auf dem Rücken und in den Gesichtern der lüderlichen Handwerker."

Da, kurz zusammengefaßt, der Inhalt dieses Tages Müßiggang, allerlei dummes Zeugs war, so ließe sich

auch wohl von dem „blauen Dunste“ reden, den man bei den Phrasen „in's Blaue reden“, „blau anlaufen lassen“ vor Augen hat.

Wie wir gesehen, spielt die blaue Farbe im Sprichworte eine große Rolle. Zum Beschluß sei nur noch einer jüdischen Redensart gedacht, worin „blau“ das Charakteristische ist; die Juden sagen nämlich von Jemanden, der durchtrieben, mit allen Wässern gewaschen ist: „Der hat schon unter dem blauen König gedient;“ unter dem blauen König aber ist Friedrich der Große gemeint, dessen Soldaten blaue Montur hatten.

26. Blaustrumpf.

Wer ahnt wohl heutzutage, da man dieses Wort als Schild über dem „schreibenden Hauptquartier“ der Frauen angebracht findet, daß der erste Blaustrumpf nicht dem schönen Geschlechte angehörte, das ausnahmsweise seine Federn so zu verwerthen versteht, sondern einem Manne? Die Geschichte ist wohl werth erzählt zu werden, denn sie ist ergötzlich und bietet eine stehende historische Erklärung.

Eine Mistreß Vesey, eine große Dame der englischen Gesellschaft im 18. Jahrhunderte, hielt in Bath einen eleganten Hof. Nur Fashionables fand Zutritt. Eines Tages nun ward ihr von einem durchreisenden Herrn Stillingfleet aufgewartet. Die Dame ladet ihn ein, des Abends sich in ihrem Cercle einzufinden. Der Lord aber entschuldigt sich und bringt vor, daß er es, in Ermangelung anständiger Toilette, nicht wagen könne, in die Gesellschaft zu kommen und derselben sein Reisecostüm zu octroyiren. Aber Mistr. Vesey läßt

das nicht gelten und fordert ihn auf, immerhin in seinen blauen Strümpfen zu erscheinen. Die Aufforderung wird dem galanten Herrn Befehl, und er sagt zu. Wer beschreibt das Erstaunen der Gesellschaft, als sich wirklich des Abends, im strahlendsten Kranze der Damen ein Herr in blauen Strümpfen sehen läßt. Witzig genug entschuldigt der Cavalier sich damit, daß er vorgibt, seine liebenswürdige Wirthin habe ihm dieses Costüm als allein entsprechend vorgeschrieben. Man lachte; trug es aber Tags darauf herum, daß Mistreß Vesey von nun an blaue Strümpfe als Toilette verlange. Bald war die Gesellschaft unter dem Namen der Bas- bleu-Coterie bekannt, und die Dichterin Hanna Moor besang sie in dem Gedichte: „**The bas-bleu and Floris.**"

Mit obiger Bedeutung in keinem Zusammenhange und seinem Ursprunge noch unbekannt ist der Nürnberger Ausdruck „Blaustrumpf", womit diese einen Verräther bezeichnen.

27. Blechen müssen.

Geld hergeben, zahlen müssen, mit dem Nebenbegriffe der Zähigkeit von Seite dessen, der es thun muß, daher der satyrische Anklang. Nur in dieser Färbung findet man es gebraucht. „Der muß blechen", heißt es mit schadenfrohem Accente; oder „Endlich hat er einmal blechen müssen der alte Filz;" wohl auch: „Ich bin unwirsch, hab' gestern Abend blechen müssen," d. h. entweder eine Zeche gezahlt oder im Spiele verloren. Im Altdeutschen hieß es: „Er muß blechen;" und:

„Wer nit kann blechen,
Der lasse das Zechen."

Was nun die sprachliche Bedeutung des Wortes selbst betrifft, so will man es aus dem altd. Verb. „plehhan", d. i. öffnen, den Beutel öffnen, erklären. Möchte es aber nicht von der Bezeichnung des Geldes als Blech, das auf Metall, mit einem spöttischen Nebenbegriffe, hinausgeht, sich ableiten lassen? Wenigstens ist die Redensart: „Ich habe kein Blech," d. h. ich bin nicht bei Gelde, überall verbreitet. Daß aber das Geld von je Gegenstand des Volkshumors in allen seinen Beziehungen zum socialen Leben war, findet man in tausend Belegstellen. Bald wird es Batzen, übergegangen in die Terminologie der Werthbezeichnungen; bald Knöpfe, darunter man Geld gemeinen Metalls versteht, genannt. Die Dukaten sind Füchse, und von dem Besitzer vielen Geldes pflegt man auch zu sagen: „Er hat Späne." Köstlich ist der Witz, der aus der Randschrift von Silberthalern: „Ein Reichsthaler" herauslas: Ein Reich stal er.

Sollte aber die Bedeutung des altd. plehhan, wie es über bleken hinweg zu Blitz, d. h. öffnen des Himmels, geleitet wird, einen anderen Weg vorzeigen, und müßte man etwa auch an das Aufgehen des dem Gelde eigenen Glanzes denken?

28. Bock. Bockbier.

Über den Ursprung dieses Wortes bestehen mehrere Erklärungen, unter denen einige wohl so weit hergeleitet sind, andere so sehr den reinen Charakter des Anekdotischen an sich tragen, daß sie nicht befriedigen können. Am unglücklichsten dürfte der Versuch sein, die Bezeichnung Bockbier von Porterbier abzuleiten. Man sa-

belte von einer Empfehlung des Porterbiers durch einen englischen Arzt für die Gemalin des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern, Elisabeth und gab an, daß im J. 1623 das erste Porterbier im kurfürstlichen Bräuhause zu München gebraut, und dann das Porter in Bock umgewandelt worden sei.

J. G. Estor hingegen in seinem Werke: „bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen" §. 1494. schreibt: „Zu München brauet man im frühlinge und bis zum „anfange des Junius ein doppeltes weises bier am" „bock genannt, das sehr stark ist und dem englischen öle gleich kommt."

Die wahre urkundlich zu erweisende Geschichte der Einführung des Bocks ist folgende:

Der Bock, eine Art braunen Doppelbieres, hat seine Benennung von der braunschweigischen Stadt Einbecke (Siehe: L. W. Westenrieder Glossarium T. I. p. 122.), wo seit mehreren Jahrhunderten solches gebraut wird. Es wurde nicht nur vormals seiner vorzüglichen Güte wegen so hoch geschätzt, daß man es nach Rom, Amsterdam, ja selbst nach Jerusalem verführte (Siehe: Krünitz ökonom. Encyclop. Theil V. S. 13 u. d. f. und von Moshamm über das Bierbraurecht in Baiern S. 12. §. 12.), sondern es wird noch heut zu Tage weit und breit verführt.

Bekanntlich gewährte einmal eine Flasche „Einbeckerbier" dem Dr. Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms, welche ihm der Herzog Erich von Braunschweig reichen ließ, große Erquickung (Siehe auch: Zach. „Werner's Weihe der Kraft" 4. Act 1. Szene Berliner Ausg. p. 232.).

Die Güte und der Ruf des Einbecker-Biers mag vielleicht schon zu jener Zeit, wo Herzog Albrecht III. von Baiern die Prinzessin Anna, Herzogs Erichs I. zu Braunschweig Tochter zur Gemalin hatte, in Baiern bekannt geworden sein. Allein mit Gewißheit weiß man, daß Herzog Albrecht V. von Baiern im J. 1553 zwei Wagen voll zu seiner Hofhaltung nach München oder Landshut herausführen ließ; den Transport dahin hatte ein Erfurter Bürger, Namens Cornelius Gottwald übernommen. Es ward ihm darüber unter dem 2. März 1553 eine herzogliche Vollmacht oder Paß ausgefertigt, welcher noch heut zu Tage in einem von dem Rathe der Stadt Erfurt ausgestellten und mit dem anhängenden Siegel desselben versehenen Vidimus auf Pergament (1553) im königl. allgemeinen Reichsarchiv verwahrt wird und wörtlich also lautet:

„Wir Rathsmeyster und Rathe der Stadt Erfurt bekennen, vnd thun kundt offentlich mit diesem briefe vor allermänniglichen, die ine sehen, hören oder lesen, dass heut Dato vor uns erschienen ist, unser Rathsfreund und burger Cornelius Gotwalts und hat doselbst uns ein Passport auf Papier geschrieben, mit einem zurück aufgetruckten Secret befestigt, und von dem durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Albert Phallenzgrafen bey Rhein, herzogen in Obern und Niderbayern etc. unserm gnaedigen Herrn ausgangen, überantwortet. Mit fleissiger Bitte, Jme desselben ein glaubwirdig Vidimus oder transsumpt unter unserm anhangenden Stadt-Secret zu geben und mitzutheillen, welches Passports Inhalt von Wort zu Wortten hiernach folget:

„Von Gottes Gnaden Albrecht Phallenzgrafe bei Rhein etc. thun all und jeden, so mit diesem

unseren offnen brief ersucht und angelangt werden, hiemitt zu wissen, dass wir uns zwo Wagen schwer Ainpeckhisch Bier bestellen, und verordnen thun lassen, solich bier von Ainbeck aus, wie es sich am fugsamsten schicken würdet, uns zu unserer hofhaltung auf München oder Landhut zu führen. etc. etc. etc.

Aus der Bezeichnung Ainpeckh, auch geschrieben Ainpöckh, entwickelte sich wohl, unschwer zu begreifen, das spätere ein Bock.

Der Versuch den Namen des bekannten Teufelsthieres für das Getränk zu vindiciren, hat zu den abenteuerlichsten Märchen und Anekdoten geführt. Die verfehlteste Deutung ist wohl folgende: In der Mythenzeit (!) soll eine Prinzessin gelebt haben, welche an der Brust (!) litt und auf ärztliches Anrathen starkes Bier trank. Zugleich sollte ihr ein Ziegenbock seiner stärkenden Ausdünstung wegen Gesellschaft leisten. Einmal nun, während der Collation soll dieser Bock die Prinzessin so gestoßen haben, daß sie todt blieb; und daher der Name Bock für das stärkste Bier.

Ergötzlicher und viel weniger auf den blinden Glauben berechnet, wenn auch nicht wahrscheinlicher, ist die Geschichte von dem Wetttrunke zwischen einem baierischen und braunschweigischen Ritter. Am Hofe eines baierischen Herzogs rühmte ein braunschweiger Ritter, dem baierisches Bier credenzt ward, die stärkere Kraft seines heimischen Bieres, der braunschweiger Mume. Es kam darüber zwischen ihm und des Herzogs Mundschenk zu einer Wette, nach welcher der Braunschweiger drei Humpen baierischen Bieres, der Baier den größten Humpen am Hofe seines Herrn auf

Einen Zug zu leeren hatten. Wer von beiden eine halbe Stunde darnach auf einem Fuße stehend, eine feine Nähnadel einzufädeln vermöge, solle der Sieger sein. So geschah es. Der Mundschenk trank seinen Humpen auf Einen Zug. Der Braunschweiger leerte seine drei Becher, mußte aber, noch ehe die halbe Stunde um war, das Freie suchen, wo er betäubt niederstürzte, während der Baier vor ihm die Nadel einfädelte. Auf die Frage des Herzogs, der dem trunkenen Ritter nachgeeilt war, was ihn denn niedergeworfen, entgegnete dieser stammelnd: Ein Bock! Ein Bock? Gut, so soll dein Gebräu fortan heißen, sagte lachend der Baier-Herzog zu seinem Mundschenke. Und so blieb es.

30. Bocksbeutelei.

In der schwäbischen Mundart (siehe: Schmids schwäbisches Wörterbuch S. 41) bedeutet das Wort Bock einen Fehler. Vergleiche das Nähere in der daraus entsprungenen Redensart „in's Bockshorn jagen."

Im Niedersächsischen aber hat Bock die Bedeutung Buch (Book) und Bocksbeutel, ist so viel als „Buchbeutel". In solchen schönen Beuteln trugen vormals, wie Zimmermann in seiner Chronik Hamburgs S. 384 berichtet, die Hamburger Frauen, wenn sie zur Kirche gingen, ihr Gesangbuch; aber auch die Hamburger Rathsherrn ihre Stadtgesetze oder Statuten, wenn sie sich auf das Rathhaus begaben. Weil nun im Laufe der Zeiten manches Einzelne dieser im Buchbeutel (Bookbüdel) getragenen Statuten dem fortgeschrittenen Geiste der Zeit nicht mehr angemessen, also pure eitle Book-Budelei

Buchbeutelei i. e. zweckwidrig lächerlich, lästig und verächtlich war, gleichwohl aber doch, als altherkömmlich beibehalten ward, so nannte ein Witzbold dieses Beibehalten eines Veralteten, Unbrauchbaren (halb nieder-, halb obersächsisch) treffend eine: „Bocksbeutelei."

31. Einen Bock schießen.

So sagen wir, wenn Jemand einen Fehler oder Irrthum begeht. Wir haben also hier, auf dem Wege zur richtigen Erklärung, wie bei dem „In's Bockshorn jagen" das schwäbische: Bock, d. i. Fehler, vor uns und können es nicht wohl aufgeben. Das „schießen" dürfte wohl von „treffen", im Hinblicke auf den gemachten Fehler mit der Nebenbedeutung: schlecht getroffen, herkommen. Heißt es ja auch z. B.: Trotz aller Mühe hat er das nicht getroffen, es ist ihm nicht geglückt, es recht zu machen. Jedenfalls lehnt es sich an das Bild eines Schußes in's Centrum, aus dem Schützenleben an.

Ganz unbefriedigend ist wohl die nachstehende anekdotische Erklärung dieser Redensart: In einem Städtchen Norddeutschlands herrschte im vorigen Jahrhundert die Sitte, am Wahltage des Bürgermeisters ein Festschießen zu veranstalten, zu dem der gewählte ein „Best" zu geben hatte. Lange Zeit war die Wahl auf Fleischhauer gefallen, und diese säumten nicht gemästete Ochsen zu spenden. Einmal aber kam ein Schneiderlein zu dieser Würde. Nun hätte er sich wohl das Bürgermeisterthum, aber nicht die Ochsen gefallen lassen. Er ersuchte den hochweisen Rath, man möge dießmal mit „kleinerem"

Vieh zufrieden sein; und so ward beschlossen, dem guten Schneider, freilich zu großem Abbruch seiner Popularität, nur ein Ziegenböcklein aufzubürden.

Steht dieser Schwank nicht eher in Verbindung mit der Sitte oder vielmehr Unsitte, die Schneider, Böcke zu schelten und sie auf solchen reitend abzubilden?

32. In's Bockshorn jagen.

Die so mannigfachen Deutungen dieses Sprichwortes müssen die Frage anregen, ob denn auch wirklich der bärtige Vertreter so vieler Untugenden seinen Namen und seine Hörner dazu hergegeben, oder ob nicht die beiden Theile des Wortes sprachlich eine ganz andere Erklärung fordern. Gewiß sehr viel hat die Annahme für sich, daß die Zusammensetzung der schwäbischen Mundart angehöre, in welcher Bock einen Fehler und Horn so viel als Winkel bedeutet, und also „in's Bockshorn jagen" so viel bedeutet als „in den Fehler-Winkel jagen." In Ulm sagt man „in's Bockshorn sperren." Es wäre somit zunächst auf Kinder angewendet worden, denen man, wenn sie etwas verbrochen, mit dem Winkel drohte. Ganz gut stimmt damit der dem Sprichworte innewohnende Sinn des Ängstigen, Respekteinflössens überein. Sehr unterstützt wird diese Erklärung durch die Phrase: „Einen Bock schießen," die man ja geradezu auf Einen anwendet, der einen Fehler, eine Dummheit begangen hat.

Andererseits liegen Deutungen vor, welche die Etymologie des Wortes gar nicht berühren und rein geschichtlich, ja auch rechtsgeschichtlich sind; freilich sieht es dabei mit den Beweisen oft mißlich aus. Am wenig-

sten stichhältig dürfte wohl die Behauptung sein, daß die Redensart von dem Gebrauche der jüdischen Synagogen herrühre, nach welchem über Ausgestoßene der Fluch unter dem Schalle von Widderhörnern ausgesprochen worden sein soll.

Jedenfalls gewichtiger ist die Deutung des gelehrten Sprachforschers Dr. Rumy, welcher mittheilt, daß Bockshorn jenes fürchterliche Torturwerkzeug gewesen sei, durch welches nicht nur die kreuzweise gestreckten Daumen des bis zu dem Boden herabgebückten, zur Tortur verurtheilten Unglücklichen, sondern auch die kreuzweise gesteckten beiden großen Zehen, während man noch Stäbe durch die Arme eines solchen Gemarterten schob, zu gleicher Zeit zusammengeschraubt wurden. Ferner hieß Bock die ehemals in Zuchthäusern angewendete Strafmaschine, durch die ein Mensch, welcher Prügel zu bekommen hatte, in die dazu geeignete Lage gebracht ward. Daher man sagte: „In den Bock spannen." Der Sinn der Ängstigung liegt auch hier auf der flachen Hand.

Es ist nicht zu läugnen, daß für diese Erklärung des Wortes Bock Vieles spricht; wir erinnern nur an jenes Geräth der Wagner, welches bestimmt ist, Holzblöcke, die zurecht geschnitzt werden sollen, mit Gewalt einzuklemmen, einzuspannen und festzuhalten. Auch die Tischler kennen ihren Bock, in den sie geleimte Gegenstände einspannen. Aber wie steht es mit dem verhängnißvollen Horn, das zum Bocke in der That besser und gefügiger als „Die Faust auf's Auge" paßt? Das Horn mahnt an's Blasen, und es besteht in der That auch die Redensart: „In's Bockshorn

blasen", d. h. blinden Lärm machen. Auch die Wissenschaft der Heraldik legt ihr Körnlein dazu und belehrt uns, daß Bockshorn jene Zierde auf den ritterlichen Wappen bedeute, welche den Helmen aufgesetzt ward. Wir aber kennen diese Hörner nur unter der Benennung Büffelshörner und überhaupt protestiren wir gegen jede Reminiscenz an ein „Aufsetzen" von Hörnern, da man dabei leicht noch auf andere Thiergattungen z. B. Hirsche kommen könnte, was die Frage nur verwickelter machen würde.

Gewiß ist nur der Sinn, den man damit verbindet, nämlich der des Furchteinjagens, und am besten dürften wir mit der einfachsten Erklärung gehen, welche kurz und gut sagt: „Einen in's Bockshorn jagen": Schüchtern machen; „ihn gegen des Bockes Hörner jagen," was jedenfalls zuweilen nicht ungefährlich und angsterregend ist.

33. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus.

Als Veranlassung zu diesem Sprichworte wird ein geschichtlicher Vorfall erzählt. Der deutsche König Ludwig, Karls des Großen Nachfolger, lag mit den widerspenstigen Böhmen im Streite. Die unter dem Bischof Arno von Würzburg und anderen Herren gegen sie entsendeten Schaaren (871) stießen auf ihrem Zuge auf eine Truppe Mährer, welche eben im Begriffe waren, die Tochter des Herzogs von Böhmen ihrem Bräutigam, dem Herzoge von Mähren, zuzuführen. Ludwigs Leute griffen sie an und jagten ihnen nebst anderer Beute auch die Braut ab, die nun des Bischofs gute Prise ward.

Aber dieser Erklärung entgegen steht die bekannte lateinische Fassung des Spruches, nämlich das: „Cui fortuna favet, sponsa petita manet." Das Beiwort „petita" deutet offenbar auf eine von bestimmtem Werber begehrte Braut, während in der obigen Geschichte das Ueberkommen derselben reiner Zufall ist. Es muß sich auf die Anschauung gründen, daß überhaupt die Erwerbung und der Besitz einer Braut comme il faut ein Glück genannt zu werden verdiene, das entweder nicht Jedem zu Theil wird oder nicht immer gerade dem, der schon im Zuge war, dasselbe zu erreichen. Es schwebt uns zu deutlich der Begriff eines Wettkampfes vor, in welchem sich das Glück, dem Objekte gegenüber, nur für Einen entscheidet, und es ließe sich hier ebenso sehr das Moment des Glückes betonen, das Einem, wie man sagt, oft im Schlafe, unverhofft kömmt, als die Errungenschaft einer Braut.

Daher finden wir auch die Redensart: „Glückt es einem, so glückt es hunderten nicht." Lateinisch: „Non semper felix temeritas." Oder: „Das Glück ist nicht derer, die es verdienen, sondern denen es beschert ist." — „Das Glück ist rund, wer's kriegt, dem ist's Gesundt." — „Wer eines Dings nicht werth ist, dem gönt und gibt es das Glück." — „Ein fauler Hund find offt ein gut stück Fleisch."

So dürfte auch in unserem Spruche das Heimführen der Braut nur als Charakteristik guten Glückes, in untergeordnetem Zusammenhange, gemeint sein.

Uebrigens findet sich wohl auch eine Stimme, die selbst dieses Glück in Frage stellt, insofern es nämlich

vom Heimführen abhängen soll; denn es sagt der Volksmund: „Die Bräute sind nit deren, so sie heimfüren, sunder deren, so sie beschlafen."

34. Bretze.

Während die seltsam verschlungene Figur dieses Gebäckes von Sprachforschern dahin erklärt wird, daß es von dem lateinischen brachium, bracellus d. i. Arm herkommt und zwei in einander verschlungene Arme darstellt, haben wir auch eine historische Deutung vor uns. Im Mittelalter pflegten nämlich die Geistlichen den Kindern für gut gesagte Gebete ein Zuckerwerk zu schenken, das die Form eines Kreuzes in einem Ringe hatte und daher Gebetkuchen, preciuncula, verdeutscht Prezel genannt wurde. Dieses Gebäck soll anfänglich nur in der Zeit von Advent bis Ostern gebacken worden sein.

Die kirchengeschichtliche Bedeutung ward später zu einer culturhistorischen; große und kleine Kinder griffen nach Salz- und Zuckerbretzeln, und ein ordentlicher Wiener will im Verzeichnisse seiner Gasthausschilder die verschiedenen rothen und goldenen Bretzen nicht vermissen.

Bemerkenswerth dürfte hier sein, daß es noch ein anderes diesem Gebäcke ähnliches gibt, das in Niederösterreich Beugel genannt wird. Es unterscheidet sich von der Bretze durch den Mangel der Verschlingung oder des Kreuzes innerhalb der Rundnng; aber was das Moment der Erscheinung zu gewisser Zeit betrifft, hält es das fest, was wir beim Bretzel längst nicht mehr beobachten; das Beugel nämlich läßt sich zu Ostern

dischen bouge, bougette mit der Uebertragung der Bedeutung auf Form und Zweck einer Tasche überhaupt. Die Engländer machten daraus budget, das Manchen französisch zu sein scheint, aber nur von den Franzosen mit dem englischen Gewande zurückgenommen worden ist. Zunächst verstanden unsere Insulaner jene Tasche (Portefeuille) darunter, in welche die Minister die den Kammern vorzulegenden Geschäftsstücke legten. Heutzutage meint man damit nur mehr den Geldbeutel oder die Tasche, aus welcher die Geldfragen, wie die gewissen Gaben aus einer gewissen Büchse fliegen.

38. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Der geschichtliche Ursprung dieser Redensart ist folgender: Als die erste Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806) nach Berlin kam, ließ der Minister Graf Schulenburg an die Straßenecken der Stadt rothe Zettel schlagen, auf welchen stand: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg."

Ein Roman von W. Alexis unter dem Titel: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," schildert eben jene Zeit.

39. In die Büchse gefallen.

Ein aus kleinem Freundeskreise herausgewachsenes Wort Chamisso's, eine geistreiche Anspielung auf das Leben und Sterben eines alten Sonderlings in Berlin. Dieser war der Hauptmann P., der sich zu Hause damit beschäftigte, jedesmal, wenn unter seinem Fenster ein Lei-

chenzug vorüberging, eine Kugel (sogenannte Berliner „Murmelkugel“ zum Spiele) in eine blecherne Büchse zu werfen, und am Ende des Jahres die Statistik der Todten zusammenzustellen. Man war gewohnt ihn stets am Fenster zu sehen. Als eines Tages einige seiner Freunde, darunter Chamisso, vorübergingen und den alten Sonderling vermißten, meinte Chamisso mit dem ihm eigenthümlichen, wehmüthigen Lächeln: „Er wird in seine Büchse gefallen sein.“ Natürlich ging dieser treffende Ausspruch in den Mund der Freunde über, und man wendete ihn an, so oft ein Bekannter heimgegangen war.

Das Wort „Büchse“ gab noch zu anderer Redensart Veranlassung: „In die Büchse blasen,“ so viel als „eine Geldstrafe zahlen“ Der Sinn muß aber weit hergeholt werden, und die Richtigkeit der Erklärung mag dahingestellt bleiben. Im 16. Jahrhunderte wird der Weiber in einem Werke, dem „Gynaeceum Victorii“ als „Mulieres cerussatae“ Erwähnung gethan. Verdeutscht soll nun dieses heißen: „Weiber, die in's Büchslein geblasen.“ Büchslein ist hier die Schminkdose mit dem feinen Staube der Schminke, welcher am besten der Wange sich mittheilt. Später nannte man „Geldstrafe zahlen“ scherzweise „in die Büchse blasen“ d. i. wegen Entrichtung des Geldes in die Strafbüchse erröthen.

40. Bureau.

Französischer Abstammung und in seiner Bedeutung aus der dortigen Industrie genommen. „Bure" hieße nämlich in Frankreich grobes Tuch, Zeug, festgehalten im Deutschen Bühre, Büre, wie man den Ueberzug der Bettkissen, die Zieche nannte. Da nun Schreibtische vornehmlich in Amtslokalen zu finden, ursprünglich mit solchem Stoffe überzogen wurden, ward ihnen der Name des Zeuges selbst gegeben, und zuletzt auch die Uebertragung desselben auf das ganze Lokale vorgenommen.

41. Bursche.

Kaum hat ein Wort, das ausländischen Ursprungs ist, ein mehr echt deutsches Aussehen, als „Bursche." Wohl mag dieser Umstand wesentlich dazu beigetragen haben und noch beitragen, daß es sich trotz aller Verfolgungen und Verwünschungen unangefochten erhalten hat. Der alte Campe hat ja an dem Worte „Student" Anstoß genommen und es durch das Wort „Hochschüler" zu ersetzen versucht; aber der Versuch wollte nicht gelingen. Hat nun er das Wort „Bursche" nicht angefochten, so fehlte es nicht an Andern, die seine mit dem „Student" vorgenommenen Vernichtungsversuche an diesem Worte — doch aber auch ohne Erfolg, vorgenommen haben. Das Wort „Bursche" ist französischen Ursprungs. Es hat sich aus dem barbarisch-lateinischen Worte des Mittelalters: **bursa** gebildet, woraus Einige auch das französische bourse und unser „Börse" ableiten, welch' letzteres aber auch seine eigene Entstehungsgeschichte hat. Bursa bedeutete erst eine

Kasse, später eine Gesellschaft, die auf gemeinschaftliche Kosten sich versammelte. Auf der Universität zu Paris hießen nur jene Stipendiaten, welche aus der Kasse, bursa des Königs unterhalten wurden, bursarii. Nach dem Muster der Pariser Universität wurden in der Folge die deutschen, italienischen, die Universität zu Krakau eingerichtet, und das Wort Bursarius pflanzte sich auch auf sie über, woraus dann von den Akademikern ganz natürlich das jetzige „Bursche" gebildet wurde.

„Burschiren" hieß ehemals soviel als tapfer zechen, lustig, flott leben; und jetzt noch bedeutet bourse eine Freistelle am College de france zu Paris.

In der Schweiz, wo sich die alten Bedeutungen der Wörter größtentheils erhalten haben, heißt „Bursche" eine Versammlung junger Leute, und „burschen" sich versammeln, sich gesellen. Vormals nannte man auch die gemeinen Soldaten „Burschgesellen," weil sie aus Einer Kasse unterhalten wurden, und „Bursche" hieß eine Rotte oder ein Zelt von zehn Kriegsleuten.

42. Cabale.

Dieses Wort soll englischen Ursprungs und entstanden sein durch die Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben folgender Namen: Clifford, Asley, Buckingham, Arlington, Lauderdale. Diese Engländer versammelten sich heimlich im J. 1670 bei dem Letztern dem Herzog von Lauderdale, in dessen Schlosse Ham Castle und bildeten den geheimen Rath, welchen König Carl II. von England zur Förderung seiner politischen Pläne zusammengesetzt hat.

Gegenüber dieser historischen will man die sprachliche Erklärung, daß Cabal oder später Cabale aus dem französischen und mittelbar aus dem Hebräischen Worte Kabala, Geheimlehre sich herleite, zur Geltung bringen. Das Wort Cabal, welches ein Witzbold wohl durch Zufall aus den Anfangsbuchstaben jener 5 Lords herausgebracht, ist sowohl seinem Sinne, als seiner Schreibart nach von Kabala unterschieden. Unter Cabal, Cabale versteht man eine versteckte Intrigue, ein Complott, unter Kabala eine Geheimlehre, ein System mysteriöser Lehren, das mit einem Complotte nichts gemein hat. Zudem muß hier das Auslaufen beider Wörter, bei Cabale in der Selbstlaut E und bei Kabala in den Selbstlaut A, welcher Umstand hier wesentlich in's Gewicht fällt, auch in Betracht gezogen werden, wie denn auch die Anfangsbuchstaben C und das vornehmlich arabische K nicht gleichgiltig erscheinen.

43. Calembourgs.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts soll in Paris ein Apotheker, Namens Calembourg, gelebt haben, dessen Witze und Spässe allgemein durchdrangen, und deren Genre durch seinen Namen verewigt wurde.

Nach einer anderen Deutung sprach ein deutscher Edelmann von Calemburg (?) am Hofe des Königs Stanislaus Lesczynski von Polen zu Luneville so schlecht französisch, daß er allerlei Lächerlichkeiten veranlaßte. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Boufflers, säumte nicht, diese Spässe in Paris und Versailles zu verbreiten, und von da ab nannte man Ähnliches fort und fort Calembourgs. Eine andere für den Witz der

Philologen zeugende, aber deßhalb nichts weniger als stichhältige Ansicht ist, das Wort sei aus dem Italienischen calamo burlare, mit der Kielfeder spaßen, entstanden.

Als Curiosum und mehr als interessante Reminiscenz an unseres gefeierten A. Grün Gedicht: „Der Pfaff vom Kahlenberg" dürfte die Erklärung des Wortes Calembourg von dem Kalenberge angesehen werden, jenem herrlichen Ausläufer der Alpen an der Donau, in gemüthlicher Unbefangenheit vor den Thoren der Residenz liegend. Der „Pfaff" nun, Weigand von Dewin (Dewen Theben bei Wien), der auf ihm lebte und eulenspiegelte, dessen Name und Abenteuer allerdings sprichwörtlich geworden waren, und dessen Leben in Reimen von einem sonst unbekannten Philipp Frankfurter zu Ende des 14. Jahrhunderts in Wien gedichtet und seit dem 15. Jahrhundert in mehreren heut schon äußerst seltenen Ausgaben gedruckt erschienen ist, soll den französischen Calembourg gezeugt haben. Wenn des Pfaffen von Kalenberg Schwänke auch allgemein verbreitet, ja sprichwörtlich geworden waren, und schon Bebelius von ihm schreibt: „Sacerdos caeci montis in Austria, de cujus facete urbaneque dictis integri libri perscripti sunt," so erscheint uns doch die Ableitung des französischen Calembourg von diesem Pfaffen durch nichts gerechtfertigt und nur mehr ein nicht ganz verunglücktes — Bonmot.

44. Camarilla.

Ein echt spanisches Wort und heißt zu deutsch: Kämmerlein. In die politische Terminologie gelangte dieses Wort durch die Regierungsorgane und den Hof in Spanien unter Ferdinand VII., dem von Napoleon I. vertriebenen und wieder zurückgekehrten Bourbon. Dieser schwache Souverän hatte sich mit Höflingen umgeben, welche ihn stets zu Rückschrittsmaßregeln drängten; denen es in der That gelang, daß das Thronfolgegesetz geändert wurde, und Ferdinands Bruder, Don Carlos, auf seine Rechte verzichten mußte; die ihn endlich auch verleiteten, die Verfassung von 1812 aufzuheben und die Männer des Fortschrittes auf die grausamste Weise zu verfolgen. Diese Leute nun hielten, den König an der Spitze, ihre Berathungen in einem an die königlichen Säle stoßenden Kämmerlein (camarilla); und mit „Camarilla“ bezeichnet man seitdem die, selbst dem gemäßigten Fortschritte feindliche Partei, oder deren Umtriebe in einem Staate. Eine solche Camarilla war es auch, die dem Könige Carl X. von Frankreich, der sie noch unter seinem Bruder Ludwig XVIII. so zu sagen ausgebrütet und großgezogen hatte, glücklich von seinem Throne half.

45. Die Carmagnole singen.

Noch lange vor der französischen Revolution gab es ein Soldatenlied mit dem Refrain: „**Dansons la carmagnole, vive le son du canon.**“ Wenn dieses Lied vor Schweizersoldaten gesungen ward, setzte es immer blutige Händel; denn diese hielten es für die größte Beschimpfung. Und sie hatten wohl Ursache dazu. Der

Name Carmagnole stammt von dem seiner fabelhaften Tapferkeit wegen bekannten Soldaten Franz Bussone aus Carmagnole im Piemontesischen, 1390 geboren und von seinem Geburtsorte Carmagnole genannt. Ohne weitere Bildung zeichnete er sich einzig durch seinen Mut aus; er wurde nach und nach General und Chef aller Truppen des Herzogs von Mailand; später diente er der Republik Venedig, die ihn aber 1432 als politisch verdächtig hinrichten ließ. Während seiner kriegerischen Züge stieß er eines Tages mit 6000 Pferden auf eine Masse von 18000 Schweizern. Er griff sie an. Als er aber bemerkte, daß die Pferde im Kampfe mit den lanzenbewaffneten Feinden nur hinderlich seien, ließ er den größten Theil seiner Leute absitzen und den Schweizern mit dem Degen in der Hand zu Leibe gehen. Er jagte sie in die Flucht und richtete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß sie entsetzt die Waffen von sich warfen und um Pardon schrieen.

Das Singen der Carmagnole deutet daher immer auf starken kriegerischen Geist der Soldaten und enthält die Anspielung oder den Wunsch auf ein ähnliches Gemetzel.

Solcher Lieder, zu denen große Persönlichkeiten den Namen und Nimbus leihen, fanden sich noch mehr zusammen. So entstand ein „Marlborough- und ein La Palice-Lied, und das Interessanteste dabei ist, daß diese Lieder nur in den Lagern und im Munde der Soldaten selbst ihren Ursprung genommen haben; daher ihr volksthümlicher Ton. — Welcher Deutsche kennt nicht das: „Prinz Eugen, der edle Ritter.“

46. Charivari.

Die sprachliche Herleitung dieses mit dem deutschen Katzenmusik identischen Wortes ist noch immer nicht sichergestellt. Desto reichere Ausbeute geben die culturgeschichtlichen Forschungen. Diese haben bis zur Evidenz dargethan, daß Ursprung und Kern der Charivaris gewisse im Alterthume, wie im Mittelalter abgehaltene Volksfeste waren, die den Charakter der Öffentlichkeit, der Mummerei und der lärmendsten Ausgelassenheit vor Allem an sich trugen.

Unter jenen Feierlichkeiten, welche von jeher zunächst dem Cultus der lauten Freude angehörten und zu phantastischen Aufzügen Veranlassung gaben, stand obenan die hochzeitliche. Denkt man sich nun damit irgend eine, Unwillen, Mißbilligung, Spott und Hohn des Volkes aussprechende Demonstration verbunden; so stehen wir vor der ursprünglichen Bedeutung der Charivaris. Sie galten nämlich, wie aus vielen interessanten Urkunden des französischen Mittelalters hervorgeht, jenen Personen, Männern und Frauen, welche aus dem Witwenstande zu einer zweiten Ehe geschritten waren. Da versammelten sich die Charivaristen vermummt unter den Fenstern der Vermählten, erhoben einen gewaltigen Lärm, gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen, recitirten Spottlieder und obscöne Gesänge und ließen nicht eher ab, als bis die „Angesungenen“ sich förmlich losgekauft hatten. Dabei fehlte es nicht an allen Arten von Uebermut und Unfug, und es kamen Scenen vor, deren Schändlichkeit und Unehrbar-

keit Entsetzen und Aergerniß verbreiteten, Streit, Verwundungen, ja Tödtungen nicht ausgeschlossen.

Die geistlichen und weltlichen Behörden traten mit der äußersten Strenge dagegen auf. Es finden sich kirchliche Verbote, Synodalaussprüche, Excomunicationssentenzen aus dem 14. u. 15. Jahrhunderte in Menge gegen derlei Mummereien, („Larvaria,“ heißt es in den lateinischen Urkunden „gallice Charivari“) gegen das Charivarit-Treiben, gegen das „Chalvaricum,“ welche letztere Bezeichnung als eine „für ehrbare Lippen mißfällige“ hingestellt wird.

So das französische Charivari.

Anderwärts war die Sitte der Katzenmusiken wohl auch bekannt und ebenso auch gegen die Ehe gerichtet, aber theilweise trat sie mit anderem Charakter und unter anderen Motiven aus dem häuslichen und socialen Leben auf. Nur in Spanien, wo die Katzenmusik **cencerrada** genannt wird, kommt sie in demselben Falle wie in Frankreich vor. In England, unter dem Namen Marrowbones and cleavers, d. i. Knochen und Beile, vorkommend, in Italien — scampanata genannt — und in einigen Gegenden Deutschlands trägt der Unfug nicht den Charakter des übermütigen Lärmmachens, der „Polterabende“ an sich, obwohl er häufig auch Eheleute angreift, besonders wenn sie dem Unwillen oder Spotte des Volkes eine Seite boten oder in notorischen Unfrieden lebten. Bei all' diesen Aufzügen spielten die uns bekannten Orchesterstücke, als Kessel, Pfanne, Eisenstücke u. s. w. ihre gräuliche Rolle.

Interessant ist wie und unter welcher Bezeichnung diese Unsitte in Baiern, noch bis in die neueste Zeit (1832) aufrecht erhalten, besteht. Wie im französischen von Charivarit-Treiben die Rede ist, heißt es hier: Haberfeld-Treiben. Es wird über Personen verhängt, welche in irgend einer Hinsicht die „Censur“ die Volksmeinung sich zugezogen haben, meist über weibliche Personen, die sich im ledigen Stande allzu sichtbar der Vorrechte Verheirateter angemaßt. Die Voranstalten des „Haberfeldtreibens“ stehen da gewissermaßen auf der Höhe eines vom Volke selbst geheiligten Vehmrichterthums, als solches vornehmlich dadurch charakterisirt, daß es den Behörden nie gelang, die Fäden der Verbindung in die Hand zu bekommen und die Theilnehmer kennen zu lernen, sowie auch dadurch, daß die unbetheiligte Menge dem Treiben jener Rotten stille und ruhig zusah.

Aktenmäßige Darstellungen geben genauen Einblick in die Scenerie dieses Spuks. Nächtlicher Weile versammelte sich plötzlich vor irgend einem Hause eine Gruppe von unbekannten Männern, die durch Schießen, Klappern, Schlagen mit Dreschflegeln auf Bretter, Läuten mit Viehglocken, Knallen mit Peitschen und Pfeifen mit Schwegelpfeifen unter wildem Jauchzen und Ausstreuung von Schimpfungen einen fürchterlichen Lärm anstellten; dabei wußten sie durch die getroffenen Vorkehrungen jeden Widerstand, jede Annäherung zu verhindern; denn sie waren stets bewaffnet, stellten Vorposten aus und drohten im Falle eines Angriffes mit Gewalt. Dagegen verübten sie, außer dem entsetzlichen Spektakel, keinen wirklichen Schaden, und es gab Fälle, wo sie,

wenn ein solcher mit unterlief, ihn ersetzten. Um irre zu führen, wurden die Versammelten unter Namen von solchen Männern verlesen, von denen man wußte, daß sie nicht anwesend sein konnten; und nach dieser Ceremonie wendeten sie sich gegen die ihnen verfallene Person. Man recitirte die Beschuldigungen gegen sie mit lauter Stimme her, gab sittliche Ermahnungen und Warnungen und jedem Absatze durch Wiederholung des gräulichsten Lärmes den gehörigen Nachdruck. Wenn dieß ein bis zwei Stunden gedauert, zerstreuten sich die „Haberfeldtreiber" wie sie zusammen gekommen waren und verschwanden spurlos. Das Volk sagte daher auch, „sie seien zum Kaiser Karl in den Untersberg gefahren."

Die Redensart: „Haberfeldtreiben" kommt auch in der Form: „In's Haberfeld treiben" vor. Woher das Bild entlehnt, ist noch zweifelhaft. Eine Erklärung sagt: „Es war an vielen Orten Baierns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zum Falle kam, es des Abends von den jungen Burschen des Dorfes unter unzähligen Geiselhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Haus getrieben wurde." Wahrscheinlicher ist die Deutung hergenommen aus der Landwirthschaft, „vom Treiben oder Schlagen des Viehes auf die späteste und trostloseste Weide, die in den Stoppeln des Haberfeldes;" daher denn auch in der Form „auf die Haberwaid schlagen" vorkommend; und reproducirt in dem bairischen Sprichworte: „Auf die Haberhälm kommen" d. h. in verzweifelte Lage gerathen.

Die sprachlichen Forschungen über das Wort Cha-

rivari sind, wie gesagt, noch zu keinem Abschluße gelangt. Es finden sich nicht weniger denen 30 Formen desselben, die der Curiosität wegen hier angeführt werden: 1. Charivari, Charivarium (gewöhnlich); 2. Carivarium; 3. Charavaria; 4. Caribary; 5. Charevary; 6. Carivaritum; 7. Charavaritum; 8. Charavallium; 9. Charivalli; 10. Charivalit; 11. Caravil; 12. Carimarium; 13. Chervaly; 14. Chermaly; 15. Chalivary; 16. Calivary; 17. Chalivaly; 18. Chaillibary; 19. Chalvaritum; 20 Chalvaricum; 21. Chelevalet; 22. Chalmary; 23. Chavarium; 24. Chavaricum; 25. Capramaritum; 26. Zabramari; 27. Sabramari; 28. Queriboiry; 29. Chanavari; 30. Taribari.

Interessant ist die naheliegende Ableitung, mit dem Begriffe des Wortes so sehr zusammenfallend, von Crawall aus der Form „Charavall." Uebrigens sind die Hauptvorfragen zur sprachlichen Erklärung des Wortes — ob germanisch, ob romanisch? ob einfach ob zusammengesetzt? — noch nicht gelöst. Die competentesten Sprachforscher haben sich darüber in den geistreichsten Vermutungen ergangen, und wir verweisen die Freunde der Linguistik, welche die bezüglichen Deutungsversuche und Hypothesen alle kennen lernen wollen, auf die am Schluße dieses Werkes angeführte Quelle.

47. Charlatan.

Man leitet das Wort von dem Namen eines Arztes Latan ab, der in Paris seine Praxis ausübte. Auf einem kleinen, von einem Pferdchen gezogenen Wagen (char), worauf sich seine Medicamente befanden, machte er seine Krankenbesuche. Wenn nun das Volk den fahrenden Doctor in den Straßen von Paris erblikte, so rief man — da er überdies seiner Menschenfreundlichkeit und oft geleisteter Hilfe wegen allgemein beliebt war — jubelnd: „Voilà le char de Latan!“ woraus sich alsbald das abgekürzte Charlatan bildete, welches man dann auf jeden fahrenden Doctor, nur eben nicht im freundlichen Sinne, anwandte. Diese Erläuterung ist wenigstens sinnreich.

Die folgende auf das Zeugniß eines alten glaubwürdigen Schriftstellers Constantinus: „De ceremoniis Aulae Byzantinae“ gestützt, scheint der Wahrheit näher zu stehen. Taschenspieler und Gaukler durchzogen häufig die Straßen der Hauptstadt des christlich byzantinischen Reiches. Ihre kurzweiligen Vorstellungen, gewürzt durch pantomimische Intermezzo's, erfreuten sich bald der Theilnahme der vornehmen Welt, die an gedankenlosen Schauspielen seit jeher sich zu erlustigen liebte. Daß dergleichen Gaukeleien bald zu den beliebtesten Ergötzlichkeiten des kaiserlichen Hofes gehörten, begreift sich leicht, wenn der hohe Adel daran solches Wohlgefallen fand. Diese Gaukler nun, stolz auf diese Ehre, suchten auch durch ihre äußere Erscheinung sich bemerkbar zu machen und zogen daher in imposanter Scharlachtracht auf, weßhalb sie Scarlatani auch Scarla-

lati genannt wurden. Mit dieser Erklärung stimmt der an das Wort Charlatan geknüpfte Nebenbegriff vollkommen überein; während der Uebergang des Namens eines geliebten Menschenfreundes in einen Volksspott, wie dieß bei der ersten Deutung der Fall ist, zu den geheimnißvollen Wandelungen, die in der Sprache freilich auch vorkommen, zu zählen wäre.

48 Chouans.

Der Name aller eifrigen Royalisten in der Bretagne, in Anjou und Maine zur Zeit der ersten französischen Revolution.

Das Wort entstand sprachlich aus der mundartlichen Zusammenziehung von Chat-huant, d. i. Nachteule, von den Bretagneschen Bauern Chouan genannt. Aber schon vor der Revolution diente es zur Bezeichnung einer Klasse Menschen, nämlich der Schleichhändler in der Bretagne, die sich des Nachts auf ihren geheimen Wegen durch Nachahmung des Geschreies der Nachteulen zu erkennen gaben. Vier Brüder Namens Cottereau aus St. Ouen-des-Poits bei Laval hatten diesen Gebrauch eingeführt, und einer von ihnen, Johann, wurde in der Folge auch Chouan geheißen. Alle diese Schleichhändler wurden seit 1793 die eifrigsten Royalisten und begannen einen blutigen, Anfangs aus Verstecken geführten Krieg gegen die Republikaner, von denen sie fortan nur die Chouans genannt wurden.

49. Des Christen Herz auf Rosen geht, Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.

So lautet der Wahlspruch des Dr. Martin Luther; er hatte ihn im Petschaft seines gold'nen Siegelrings bildlich versinnlicht: indem dasselbe im himmelblauen Felde eine weiße Rose und in dieser ein Herz unter einem schwarzen Kreuze vorstellt.

50. Cicisbeo.

Dieses Wort stammt von dem Spanischen: **chichisveo**, welches letztere Wort spottweise aus dem Worte: **chicha** d. i. Kinderspeise entsprang. Zur Zeit, als die Philippe in Spanien regierten, kam es von der Pyrenäischen auf die Italienische Halbinsel, wo es sich in **cicisbeo** verwandelte, einfach den Gesetzen der Sprache folgend. Uebrigens kommt die Figur, welche man mit diesem Namen bezeichnet, heut zu Tage eben so selten mehr zu Madrid vor, wie die in spanischen Stücken und Novellen unvermeidliche Duenna (ältere Verwandte oder Dienerin), die jedoch jungen Damen daselbst unentbehrlicher, als in andern Ländern bei ähnlichen Fällen, und durchaus nicht mehr oder weniger verderbt ist, wie anderswo, wenngleich auf der Promenade in einer spanischen Stadt, z. B. der Alameda zu Cadix, mehr Koketterie anzutreffen, als auf irgend einem Spaziergange oder Belustigungsorte Europa's: in Paris die Boulevards und die italienische Oper, in Wien der Volksgarten und die Charfreitagspromenade über Graben und Kohlmarkt, inbegriffen. Bemerkenswerth ist es, daß die Sprache des Volkes, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit —

wenigstens beim weiblichen Theile — eben die Koketterie ist, dafür keinen genügenden Ausdruck besitzt. Die offene Arglosigkeit der lieblichen Tochter dieses blauen Himmels paralysirt, so zu sagen, die Wirkung eines Augenspiels, worauf die kühleren Bewohner des übrigen Europa größeres Gewicht legen. Die Benennung, womit in Spanien das Wort Kokette — coquette — vertreten wird, lautet galanceta, d. i. Putznärrchen. Nur im Dialekte Aragoniens trifft man das Wort coqueta, aber in einer ganz besonderen Bedeutung: denn dort bezeichnet man damit den Schlag auf die flache Hand mit der Ferülo, einem hölzernen Strafinstrumente in Form einer Kelle, welches in den Schulen Spaniens und Frankreichs gebräuchlich ist.

Was war aber der Dienst eines Cicisbeo in Spanien? Seine Pflicht beschränkte sich darauf, dienstgefällig zu sein, ohne daß ihm gestattet wäre, Ansprüche zu machen, und es liegt ihm nur ob seine Ergebenheit durch eine Menge kleiner Aufmerksamkeiten zu beweisen. Wir wollen das Tagewerk eines Cicisbeo, wie er es sein soll, schildern: Um die Zeit des Erwachens seiner Dame sendet er den Diener in ihre Wohnung, um sich zu erkundigen, wie sie die Nacht über geruhet habe. Gegen eilf Uhr begibt er sich selbst zu ihr um ihrer Toilette beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit überreicht er ihr einen schönen Blumenstrauß, dem, wenn er dieß versteht, kaum etliche Verse fehlen dürfen. Vor der zwölften Stunde gibt er der Dame das Geleit in die Kirche, führt sie dann wieder in ihre Wohnung zurück, wo er nur selten zu Tische bleibt. Doch findet er sich Nachmittags wieder ein, um ihr, wenn sie eine Promenade machen oder das Schau

spiel besuchen will, das Geleite zu geben. Erst um die Stunde des Abendessens verläßt er sie, um sein, wie man sieht, nicht geringes Tagewerk den nächsten Morgen wieder zu beginnen.

Der Cicisbeo hat nicht selten Amtsgehilfen; denn von je höherem Stande die Dame ist, je ausgezeichnetere Vorzüge sie besitzt, um so mehr Ritter und Paladine findet sie, die um die Ehre streiten, zu ihrem Anhange zu zählen So hat denn eine Dame oft deren vier oder fünf; doch der Cicisbeo, welcher der Erste diese Obliegenheit ausgeübt, bleibt immer der Erste und verliert seinen Vorrang nie. Die andern sind nur Untercicisbei. Man muß staunen, eine solche Sitte bei einem Volke in voller Uebung zu finden, bei dem die Eifersucht in so hohem Maße vorwaltet. Nun aber, das ist Herkommen und diese Sitte jedenfalls wieder ein Sieg der Gewohnheit über das Herz des Menschen. Fast erscheint es, daß diese Sitte jenen Nachtheil, den man eben von ihr befürchtet, abgewendet habe; denn ein Cicisbeo würde entehrt sein, wenn er das Vertrauen des Gemals der Donna mißbrauchte. Die ganze Sorgfalt eines Cicisbeo beschränkt sich auf die äußerlichen Aufmerksamkeiten und Beweise von Ergebenheit, die immerhin mit inneren Regungen im Rapport stehen mögen, aber ein innigeres Verhältniß der Höflichkeit und guten Art zu Gefühlen und Empfindungen — will der Cicisbeo als Mann von Ehre gelten — nie an den Tag treten lassen dürfen.

54. Zankt Euch nicht, sonst kommt der Datte.

Ein in Schwaben gebräuchlicher Warnungsruf an Eheleute, welche in Unfrieden leben. Die Redensart gründet sich auf eine besondere Sitte, die in dem Würtembergischen Orte Balingen dereinst zu Hause war. Um nämlich Uneinigkeiten zu schlichten, wurde unter den ehrenhaftesten Insassen ein kernfester Mann, Datte (Vater) genannt, erwählt. Diesem wurden noch zwei Gehilfen und mehrere Kundschafter beigegeben, welche über die Verhältnisse der Eheleute im Dorfe Nachforschungen anstellen mußten. Erfuhr nun der Datte von häuslichen Zerwürfnissen und hatte er sich selbst von der Wahrheit überzeugt, so ging er mitten in der Nacht mit seinen Gehilfen vor das Haus, klopfte an und antwortete auf die Frage: Wer da sei? nichts als: „Der Datte kommt!" Mit dieser ersten Warnung ging er wieder fort. Hatte sie gefruchtet, so war sein Zweck erreicht; wo nicht, kam er bald zum zweiten Male und that denselben Ruf. Half es aber wieder nichts, dann stellte er sich zum dritten Male ein. Aber dann ging es nicht so schonend her; ungehindert durfte der mit der Vollmacht der ganzen Gemeinde ausgestattete „Friedensmann" in das Innere des Hauses dringen und dort, „wie es die Umstände erheischten," den Frieden herstellen.

Da haben wir wohl ein sociales Urbild des Elihu Burit.

55. Ad usum Delphini.

Ad usum Delphini ist ein Zusatz, den die Ausgaben der römischen Classiker erhielten, welche im Auftrage Ludwig's XIV. für den Gebrauch des Kronprinzen in Frankreich, Dauphin (lateinisch Delphinus genannt) von verschiedenen Philologen besorgt wurden. Eine besondere, die Redaction dieser Ausgaben betreffende Vorschrift war, alle anstößigen Stellen wegzulassen. Daher sagt man öfter von castrirten Editionen classischer Werke: **ad usum Delphini** und auch, wenn man von Gegenständen spricht, die nicht für alle, sondern nur für Eingeweihte paßen und verständlich sind. Eine eigenthümliche Anwendung erhielt das ad usum Delphini aus Anlaß eines unter Napoleon I. kundgemachten Gesetzes, nach welchem die französischen, in die Colonien segelnden Schiffe eine gewisse Menge von Waaren mitnehmen mußten. Um dieses oft sehr unbequeme Gesetz zu umgehen, nahmen die Patrone Ausgaben von modernen sogenannten Classikern in Ballen und füllten damit den Schiffsbauch an. Sobald sie aber auf der hohen See waren, übergaben sie diese ihnen nutzlose Waare den Wellen. So verschlang jede solche Expedition regelmäßig eine vollständige Ausgabe dieser Classiker. Der Akademiker Michaud machte nun darüber eines Tages die Bemerkung, daß sie Editionen „ad usum Delphini“ seien; (hier ist aber der bekannte musikliebende Retter Arion's, des Meisters der Töne, der Fisch Delphin, gemeint.)

56. Le Diable à quatre.

Diese ursprünglich französische Redensart wurde zu uns durch die neueren Ballete verpflanzt, in denen der Teufel eine starke Rolle spielt. Man hört das Diable à quatre jetzt oft rufen und gemeiniglich erscheint es als vornehmes Fluchwort. Also von den Balleten kam es zu uns? Nun der Diable à quatre ist auch ein Theaterkind; denn es kam in den alten geistlichen Stücken zur Welt, in welchen meist die Mysterien der Religion dargestellt wurden, und die gewöhnlich einfach auch Mysterien hießen. Wenn in einem solchen Stücke die Hölle vorkam, und das geschah weniger zur Belustigung des Publikums, als zur Erzielung mannigfacher Wirkungen, welche bei schwachen Gemüthern nicht lange ausblieben, so wurde diese „schöne Gegend," nämlich die Hölle, durch vier als Teufel gekleidete Personen dargestellt, die auf der Bühne einen höllischen Spektakel machten, heulten, sich herumbalgten, allerlei Gliederverrenkungen und Kannibalensprünge u. s. w. vornahmen, damit das dumme Volk eine beiläufige Idee von der Hölle bekäme. Von diesen vier Teufeln schreibt sich die Theaterphrase Diable à quatre her.

57. Divan.

Wer möchte sich einen Lebemann schelten lassen, und in seinen Gemächern nicht einen Divan oder eine Ottomane aufgestellt haben? Zum Verzweifeln wäre es freilich, wenn der Besitz dieses so ersehnten Meubels auch gleich ein Dutzend beturbanter Mufti's mit sich bringen würde, die da, anstatt auf dem Divan zu

sitzen, einen Divan halten wollten! Und wie köstlich wäre es, wenn sich im Austausche dafür in den türkischen Staatsrath der Divan eines gemüthlichen deutschen Bauchkünstlers einschleichen würde! Dennoch haben beide Begriffe eine innige Verwandtschaft zu einander. Man kennt ja der Türken Sitte, auf Polstern „ebener Erd'" sitzend Alles abzuthun. Wie gemächlich muß es sein, ein Veto aus den Federn des Divans heraus zu geben! Den Franzosen bleibt die Ehre, das zuerst begriffen, den Divan als harmloses „Sopha," Kanapé eingeführt zu haben, und manches Veto ihrer Repräsentanten hatte wohl die schwellenden Kissen eines Divans zur Unterlage.

Finden wir so den türkischen Divan voll Stoff zur Erheiterung, so können wir es uns nicht versagen, ihn auch noch homerischem Gelächter preiszugeben. Ein Engländer, der in Paris sich wohnlich einrichtete und die Bequemlichkeit eines Divans haben wollte, sah sich im Dictionaire nach der Bedeutung des Wortes um. Er fand es definirt als „Conseil du Grand Turc." Um nicht aller Welt Bezeichnung im Munde zu führen, bestellte er sich nun, echt englisch, für seine Wohnung ein „Conseil du Grand Turc." Hätte es da nicht eine neue „orientalische Frage" geben können?

Heutzutage ist dem Worte in Paris noch eine andere Bedeutung geworden. Die Haute volée bezeichnet damit gewisse Etablissements, in denen die „jeunes gens desoeuvrés" der Hauptstadt zum Rauchen sich versammeln.

Ueber diese französischen Attentate auf das Wort Divan hätten wir aber bald vergessen, von seinem

eigentlichen Herkommen zu sprechen. Es ist entschieden türkisch oder persisch und soll von dem Ausspruche eines persischen Kaisers herrühren, der beim versammelten Reichsrathe vorübergehend sagte: „Inan divan end," d. h. diese hier sind Diwe, auf deutsch Teufelskerle an Verstand. Ferner nennt man Divan im Oriente eine Sammlung lyrischer Gedichte nach alphabetischer Ordnung, weil sich die dämonische Natur des Dichters in ihnen ausspricht, der dieselben, als den Reichsrath seines Genius, nach den Klassen des Alphabets in einem Bande versammelt.

58. Die Dragonade.

Zu den Gräueln der französischen Revolution im vorigen Jahrhunderte gehört auch die sogenannte Dragonade, von dem scheußlichen Callot d'Herbois ausgedacht, da ihm die gewöhnliche Art der Einzelhinrichtung zu schleppend schien. Sie galt den Aristokraten von Lyon, welche Stadt das entsetzliche Verbrechen begangen hatte, die Sache ihres Königs zu vertheidigen. Nachdem man gegen die Einwohner schon alle blutigen Gräuel verübt und die Stadt mit Zerstörung heimgesucht hatte, waren noch 207 Aristokraten übrig, welche im Gefängnisse ihres Schicksals harrten. Es war am 5. December des J. 1795, als man sie paarweise unter den Fenstern der Repräsentanten des Bürgerconvents aufstellen ließ; als Escorte war eine Abtheilung Gensdarmerie und von 150 Dragonern des 19. Regiments beigegeben. Die Unglücklichen wurden nun fest aneinander gebunden, und zwar die Hände auf den Rücken an ein langes Thau, so daß keiner eine Bewegung machen

konnte, die nicht Alle zugleich gefühlt hätten — eine Galeerenkette. So mußten sie zur Schlachtbank wandern. Auf dem zur Metzelei bestimmten Platze angekommen, wurden sie durch die Verbindung der beiden Thau-Enden haufenweise zusammengedrängt, und in sie mit Gewehren und Kartätschen hineingeschossen. Trotz der mörderischen Decharge blieben noch etwa 40 der Gefangenen lebend, obwohl verstümmelt, aufrecht stehen. Da erhielten nun die 150 Dragoner den Befehl einzuhauen und Alles vollends niederzusäbeln. Die Dragoner erfüllten den Auftrag mit edler Begeisterung; sie jagten über den Todten umher und schändeten weibliche Leichname. Von dieser Thatsache ward das Ereigniß mit dem Namen der Dragonade gebrandmarkt.

Einige Jahre darnach ließ der Eigenthümer des Platzes an jener Stelle Trauerweiden pflanzen und sie umfrieden. — Im J. 1814 legte der Graf von Artois den ersten Stein zu einem Sühnungsmonumente, genannt die „Kapelle der Opfer." Unter ihr ruhen die Gebeine der Märtyrer.

59. Draisinen reiten,

d. h. auf gemachten Pferden reiten, und mit dem versteckten Sinn: etwas mit doppelter Anstrengung verrichten, was mit der einfachen auch und besser gethan wäre. Im Jahre 1818 erschien eine Schrift „die Laufmaschine des Freiherrn Karl von Drais, mit 1 color. Kupferst." (Karlsruhe 4°) Diese Schrift handelte über eine von dem Forstmeister v. Drais (geb. 1783, gest. 1851) zu Mannheim im J. 1817 erfundene Fahrmaschine, bestehend aus zwei hinter einander stehenden

Rädern, welche ein Gestell mit einander verbindet, auf dessen oberem Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht ist. Vor dem Sattel ist in einer Höhe von ungefähr $^3/_4$ Ellen ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor diesem geht von dem vordern Rade ein mit einem Querstab versehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaschine, da das vordere Rad wie bei allen Wagengestellen beweglich ist, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draisine nun zum Fahren gebrauchen, so setzt man sich auf den Sattel und schiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maschine fort, dabei muß man aber zwei Dinge sehr in seiner Gewalt haben: einmal eine gute Balance und dann gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal diese beiden Haupterfordernisse sich so eigen gemacht hat, soll in einer Stunde bequem eine deutsche Meile (jedoch auf gutem ebenen Wege) zurücklegen können. Wie aber aus der Beschreibung leicht ersichtlich, ist die Anstrengung beim Fahren größer, als das Gehen selbst, woraus sich wohl der oben angegebene Sinn bei Anwendung der Redensart erklärt. Der Erfinder ging im J. 1818 mit seiner Maschine nach Paris, wo er großen Beifall fand. Die Franzosen nannten sie Velocipède. Der Engländer Knight hat sie dann wesentlich verbessert, und solche englische Pedomotive, wie dann die Draisine richtiger genannt wurde, waren lange Zeit in den Parks der englischen Großen zu sehen, wo ihre Anwendung auf den geebneten Wegen mehr Sache des Vergnügens, als die Absicht

war, mit Schonung seiner selbst größere Strecken in kürzerer Zeit zurückzulegen.

60. Durchlaucht.

Ist nichts, als eine im Deutschen zu Ehren gekommene Uebersetzung des lateinischen Serenitas. Serenissimus, daher denn auch in älteren Schriftstücken richtiger Durchleuchtig gefunden wird, zunächst wohl aus erleuchtet hervorgegangen. Schon König Athalrich nannte sich: Serenitas nostra. Das Prädikat Durchlauchtig findet man in Urkunden seit dem 14. Jahrh. Carl IV. gab es im J. 1376 den weltlichen Kurfürsten zuerst. Unter Kaiser Carl V. war es schon gewöhnlich. Später erhielten diesen Titel auch die Fürsten, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Man erzählt, daß zu Anfang des 30jährigen Krieges Kaiser Ferdinand II. den Kurfürsten von Sachsen für die katholische Sache dadurch zu gewinnen versucht habe, daß er ihm den Titel: Durchleuchtig als hohe Auszeichnung verlieh. Das älteste nachweisbare Privilegium über das einem Fürsten ertheilte Prädikat Durchlauchtig ist das würtembergische vom Jahre 1664.

61. Alles verloren, nur die Ehre nicht.

„Tout est perdu, hors l'honneur!" In der That, ein herrliches, eines Königs und Mannes würdiges Wort. Dem Nimbus dieser Phrase geht nur Weniges, eine ganz kleine Kleinigkeit ab: König Franz I. von Frankreich, der sie auf dem unglücklichen Schlachtfelde von Pavia gesprochen haben soll, hat sie eben

nicht gesprochen, und vergebens sucht man auch in dem Briefe, welchen der König gleich nach der Niederlage an seine Schwester geschrieben, eine Spur davon.

Wie viele solcher berühmten und geistreichen Aussprüche mag es nicht geben, die, wenn man ihnen zu Leibe ginge, als Lügen und Journalistenwitze zerfallen würden. Die Franzosen sind wohl die berühmtesten Fabrikanten berühmter Thatsachen, berühmter Persönlichkeiten, berühmter Worte. Nur ein paar solcher „Subtilitäten“, die uns eben zur Hand sind, als Probe:

Man hat sich lange mit einem fürchterlichen Ausspruche des Abbé Sieyès getragen und eine Art Schauder vor der kalten Blutgier dieses Mannes empfunden; dieses Wort war: „La mort sans phrase,“ und Sieyès soll es während der Abstimmung über das Schicksal Ludwig's XVI. gesprochen haben. Das Wahre an der Sache nun ist das: Sieyès, ein nichts weniger als grausamer, aber offener und gerader Mann, war empört über die Schönredereien, womit Viele ihr Todesvotum heuchlerisch abgaben. Von dieser Empfindung durchdrungen sprach er, als die Reihe an ihn gekommen war, von der Tribune herab nichts als die trockenen Worte: „Je vote la mort.“ (Ich stimme für den Tod.) Auf seinen Platz zurückgekehrt, belehrte er seine Nachbarn darüber, indem er mit Beziehung auf jene Heuchler bemerkte: Ich für meinen Theil habe ohne Phrase abgestimmt — „pour moi j'ai voté sans phrase.“ Aus diesen Worten hat Dummheit oder Bosheit das folgende: „La mort sans phrase“ gemacht, allerdings sehr frappant, tiefgehend, vielleicht geistreich, aber — glücklicherweise — nicht wahr.

Ebenso ist der Ausruf erdichtet, den Abbé Edgeworth an Ludwig XVI., als er ihn zum Schaffott begleitete, gerichtet haben soll: „Fils de Saint Louis, montez au ciel!“ Der Abbé selbst hatte noch Gelegenheit, die Wahrheit dieses pomphaften Ausrufes in Abrede zu stellen. Die Ehre der Erfindung gebührt einem Journalisten, Charles His, der diese Worte am Tage der Hinrichtung hat drucken lassen.

Viele Jahre später ging durch die Pariser Journale — es war nach der Schlacht bei Waterloo — die stolze Phrase: „La garde meurt, elle ne se rend pas,“ welche die berühmte Garde des großen Kindes der Revolution „höchsteigenhändig“ in der Schlacht ausgerufen haben soll. Dießmal hieß der historische Fälscher ein Herr B. v. Rougemont, ein als Journalist und dramatischer Dichter ausgezeichneter Mann, wie versichert wurde.

Aber auch wirklich historische Worte findet man oft im Munde von Persönlichkeiten, die sie nicht erfunden haben. Dieß ist der Fall, mit jenem merkwürdigen Ausrufe im Schooße der französischen Nationalversammlung, welcher gewissermaßen den Sturz der Monarchie einleitete, nämlich: „Nous sommes ici par la volonté du peuple, et nous n'en sortirons que par la force des baïonettes!“ Man schreibt diese Worte dem gewaltigen Mirabeau zu; sie gehören aber dem geistreichen Schriftsteller Volney, und Mirabeau sprach nur die Rede, in welcher sie vorkommen, im Namen des Verfassers von der Tribune, da Volney ein schlechter Redner war. Als dieser eben die Bühne besteigen wollte, hielt ihn Mirabeau zurück und sagte:

„Geben Sie mir Ihr Manuscript; mit Ihrer schwachen Stimme, Ihrer steifen Haltung wird man Sie nicht anhören. Ich will an Ihrer Stelle reden." Volney's Bescheidenheit und Selbstverläugnung sind Schuld, daß diese Worte so lange für Mirabeau'sche gelten konnten.

62. Eisele und Beisele.

Wer kennt sie nicht, diese „ewigen Juden" der „Fliegenden Blätter" in köstlichster Parodie, diese Schwalbenschwänze, diese Unaussprechlichen, überall zu finden, in allen Ländern und Städten, in Museen und Viehställen, und doch immer die gleichen, die Unverwüstlichen, die Unnachahmlichen! Ja wohl, die Unnachahmlichen! Denn wer zeichnet sie ihm nach, dem Meister des Crayons, dem genialen Kaulbach? In der That, was diese beiden Kerle an Unsterblichkeit haben, das danken sie dem Meister der „Hunnenschlacht," des „Zerstörten Jerusalem." Als vor Kaulbach in heiterem Künstlerkreise in München eines Abends die Rede auf die Reisewuth der deutschen Kleinstädter und Reichsstädter kam, zeichnete der Meister mit der Kohle des Cigarrenstummels die ersten Conturen von Eisele und Beisele auf die Wand des Gastzimmers. Des Lachens und Jubelns über diese köstliche Idee war kein Ende; einige Holzschneider vervielfältigten die Gestalten, Rudolf Marggraff, der geistreiche Kunstkritiker, schaffte die Namen der Reisehelden zur Stelle, und die „Münchener Fliegenden Blätter" ließen sie hinausfliegen in alle Welt den Humor zu predigen

63. Enten. — Zeitungs-Enten.

Da derlei Enten unter unseren Augen noch immer und mehr denn je herumschwimmen, so verlohnt sich's wohl der Mühe, eine naturgeschichtliche Studie über dieses Thier der „Pfütze" anzustellen. Heutzutage darf nicht mehr Aegypten allein sich rühmen, seine von unserer Hausente unterschiedene Ente zu haben; denn es gibt so viele Enten, als vieler Herren Länder und so ziemlich von allen Farben. Wir bekamen nacheinander orientalische, französische, italienische, deutsche Enten zu sehen, und Menagerie-Besitzer dürfen nur zugreifen, um ihre Räume zu füllen. Als ehrliche und wissenschaftliche Naturforscher fragen wir aber ganz natürlich nach der Ur-Ente aller dieser Enten, und wie sie, neben den Gänsen des Kapitoliums, zu politischer Bedeutung gekommen sind. Wir lassen uns hierüber Folgendes erzählen: In den ersten Zeiten des französischen Kaiserreiches waren Mystifikationen aller Art an der Tagesordnung, und der kleine Corporal namentlich hatte sie durch seine Schlachten-Bulletins förmlich organisirt. Der übertriebene Ernst erzeugte nun den übertriebenen Scherz. Der geistreiche Brüsseler Egide Norbert Cornelissen unternahm es, der Unverschämtheit, der Lüge die Drastik des Humors entgegenzustellen und der lügentrunkenen Zeit einen scharfgeschliffenen Spiegel vorzuhalten. Er ließ in das Feuilleton einer Zeitung folgende Geschichte setzen: „Wie groß die Gefräßigkeit der Enten sei, lehrt ein Experiment, das man mit ihnen anstellte. Man nahm aus zwanzig derselben eine, zerhackte sie sammt Feder und

Knochen und gab die Stücke den 19 übrigen zu fressen. So fuhr man fort, eine nach der anderen zu schlachten und den Schwestern vorzusetzen, bis nur mehr eine einzige vorhanden war, gemästet mit dem Fleische und Blute ihrer Genossinnen." Diese Geschichte ward nun, wie Entenhaché selbst, von den Zeitungen begierig verschlungen, und alle, alle nahmen nach einander an dieser Mahlzeit Theil. Nachdem sie in Europa schon vergessen war, tauchte sie zwanzig Jahre später in Amerika wieder auf, bestätigt, wie es hieß, von Augenzeugen und mit dem Sectionsbericht der „Alles fressenden," zuletzt geschlachteten Ente. Wohl kam endlich die Ruhe auch in die Gemüther der ruhelosen Neuigkeitswiederkäuer, aber der Name blieb, eine gespenstische Allerwelts-Ente auf dem Wasser der Journale schwimmend, bis heute.

Der Schwank ist gut, aber sicher nicht des Pudels Kern. Wie käme es sonst, daß man sich viel später über den Gebrauch des Wortes Zeitungs-Ente von Seite des bekannten Fürsten Pückler-Muskau, und zwar als Bezeichnung einer gegen ihn öffentlich vorgebrachten Lüge, den Kopf über den Sinn zerbrechen konnte? Wie käme es, daß schon vor nahezu zweihundert Jahren in „Schelmuffsky's curiöser Reisebeschreibung in hochteutscher Frau Mutter Sprache" (Schelmerode 1696, neu Leipzig 1848) die Stelle sich findet: „— so wusste ich allemalen so eine arttige Lüg-Ente vorzubringen . . ."? Freilich hat man noch einen Anhaltspunkt in der Thatsache, daß die in

Frankreich auf offener Straße verkauften Flugblätter Canards, Enten, genannt werden.

Wir glauben, daß man bei allen bisher versuchten Erklärungen auf Ein Moment nicht Bedacht genommen habe; nämlich auf den einer gewissen Mittheilung innewohnenden Charakter des fortwährenden Wiederauftauchens in verschiedenen Zeitungen, unbekümmert darum, ob sie wahr oder erdichtet ist. Bei dieser Betrachtung können wir uns wenigstens an die Zoologie anlehnen, während wir sonst das Merkmal des Lügenhaften nicht wohl anbringen können. Ein Artikel, der gewissermaßen durch alle Zeitungen hindurchschwimmt, sich stets auf der Oberfläche erhält und selbst nach kurzem verschwindet, hie und da und dort immer wieder auftaucht, hat sehr viel von der Natur der Ente an sich, ungerechnet, daß man sich auch den Begriff des Schnatterns und Schwätzens vergegenwärtigen kann, wodurch dieses Thier sich besonders auszeichnet. Für diese letztere Deutung hätten wir auch ein deutsches Wort zum Gewährsmanne, nämlich den „Antenmayer," wie früher ein Schreier, Kreischer genannt wurde. Wie treffend könnte sich der Redacteur manches Journals so unterzeichnen.

61. Epaulette.

Die französische Bezeichnung jenes militärischen Rüststückes, das man deutsch Achselband nennt. Ueber den Ursprung desselben erzählt man sich Folgendes: Als im J. 1566 der berüchtigte Herzog Alba in den Niederlanden mit Feuer und Schwert wüthete, ward dadurch ein unter ihm stehendes Wallonen-Regiment so empört,

daß es, ohne Zurücklassung eines einzigen Mannes, zum Feinde überlief. Der Herzog sendete Tags darauf an den Obersten des abgefallenen Regiments einen Brief, in welchem die Drohung enthalten war, daß er jeden Mann desselben, wenn er gefangen würde, wie einen ehrlosen Dieb werde aufknüpfen lassen. Nachdem der Oberst sich von der Stimmung der Wallonen überzeugt hatte, ließ er dem Herzog zurückentbieten: „Damit das Aufknüpfen durchaus keine Umstände mache, werde jeder Soldat dieses Regiments den Strick und auch noch einen Nagel dazu bei sich tragen.“ Unter großem Jubel nahmen die Wallonen in der That die Ceremonie der Strickumlegung vor. Es begreift sich, daß jeder so gekennzeichnete Soldat Wunder der Tapferkeit verrichten mußte; denn er hatte — den Henkertod vor Augen. Nach Beendigung des Krieges war das Regiment so stolz auf den Strick geworden, daß es denselben als Auszeichnung, aber auf der Achsel, beibehielt.

65. À quatre epingles.

Diese oft gebrauchte Redensart, und vornehmlich Männern und Frauen gegenüber angewendet, die sich durch eine ganz besondere Einfachheit aber Nettigkeit ihrer Tracht — was man deutsch gern „gebiegelt und geschniegelt“ nennt, auszeichnen, hat einen rührenden Ursprung. Leider ist uns der, übrigens nicht unbekannte, Name desjenigen, der die Veranlassung dazu gegeben, nicht mehr in Erinnerung. Ein Gefangener, der höheren Gesellschaft angehörend und im strengen Gewahrsam gehalten, vertrieb sich die endlosen Stunden

seiner Haft oft dadurch, daß er vier Stecknadeln in die Luft warf, auf den Boden fallen ließ und sie dann so lange suchte, bis er sie alle wieder gefunden hatte. Wir begreifen diese Gattung Zeitvertreib bei einem Manne, dem im Gefängniß kein Buch, kein Papier, keine Feder gestattet wurden, um sich geistig zu beschäftigen. Nach beendeter mehrjähriger Haft nahm er auch die vier Nadeln mit, und als seine Gattin von diesem Zeitvertreibe mit ihnen hörte, ließ sie dieselben auf das reichste in Gold fassen, und wenn sie in Gesellschaft oder bei öffentlichen Festen erschien, bildeten ihren ganzen Schmuck, bei sonst sehr einfacher Tracht, die vier Nadeln. Man erfuhr bald die Ursache dieser auffälligen Erscheinung und das à quatre epingles ging nun in die Redeweise der Salons und aus dieser in den Mund anderer Leute über.

66. Esel.

Welch ein historisches Wort! Ein wahres brennendes Schlagwort, von eigenthümlicher Wirkung auf Aller Ohren, von einer Tragweite, die nicht zu ermessen ist. Dem Elemente des E s e l s wüßten wir nur Eines noch, das des — T e u f e l s entgegenzustellen; denn wo gäb's etwas in der Welt, daran nicht entweder der T e u f e l oder der E s e l seinen Theil hätte? Was ließe sich in den zwölf Stunden des Tages und oft auch noch in den zwölf anderen der dazu gehörigen Nacht ganz ohne eine E s e l e i abthun? Und das Allerbeste an der Sache ist: Der E s e l ist immer der A n d e r e, oft der U n r e c h t e, wie es in N e s t r o y's „Jux" heißt, und die Geschichte von dem Bauer, der Esel treibend und sie abzählend

stets den Esel, auf welchem er selbst ritt, mitzuzählen vergaß, hat ihre Geltung.

Aber wie kam's, daß dieses harmlose Thier aus der Zoologie herausgerissen und in's Salon-, ja selbst in's politische Leben gezogen ward? Wir wissen nach unseren bescheidenen zoologischen Kenntnissen, daß es kein frischeres, drolligeres und arbeitswilligeres Thier als den jungen Esel gebe, durchaus nicht mit der Mackel jener Eigenschaften behaftet, die der Schöpfung Krone ihm oktroyirt hat. Wir wissen aus der heiligen Geschichte, daß der Herr seinen feierlichen Einzug in Jerusalem auf dem Rücken eines Esels gehalten habe, dessen Reliquien, wie man wissen will, in Verona aufbewahrt werden. Aus der profanen Geschichte entnehmen wir, daß ein Kalife, nämlich Mervan II., den Zunamen Esel als besonderes Lob erhalten habe, da die mesopotamischen Esel in den Schlachten große Unerschrockenheit zeigten. Woher also das Merkmal dieser Beschimpfung, und welches war der erste Esel, der dazu Veranlassung gab und seinen Namen als Schimpf, so zu sagen, sanktionirte? Die Geschichte schweigt darüber. Vielleicht aber liegt in dem alten Sprüchlein: „Dem Esel, so Korn zur Mühle trägt, wird Spreu," etwas zum Nachdenken darüber. Oder es leitet uns, wie es gar oft geschieht, der Prügel auf die rechte Spur; gibt's ja ein köstlich altes Liedlein:

„Wir wollen ihn bitten und sagen,
Als man dem Esel tuot;
Will er den Sack nicht tragen,
So fleht man ihn genuog."

So ward der Esel zum Esel und mußte es so werden. War er nun einmal ein Typus und unter

den Menschen heimisch, so ging's natürlich gar leicht hinüber und herüber. Ursache und Wirkung, Urbild und Abbild, Wort und Begriff ward verwechselt, und das Ende vom Liede ist, daß der — Original-, der Ur-Esel sich gar nicht zu beklagen habe. Er kann sagen: „Das ist der Humor davon," besonders, wenn er einen guten Morgen wie den folgenden kriegt:

„Ihr Diener, Herr Esel mit Namen!
Wie kommen wir also zusammen?"

Wollten wir alle die Eselssprüche hersetzen, welche die Runde durch die ganze Welt machen, wir müßten dem Esel allein Bände widmen und dem Werke nachsagen lassen, daß es ein Eselswerk sei, was sich der Autor trotz aller Bescheidenheit wegen des herrschenden Uebermuthes zweibeiniger Esel doch nicht selbst anthun will. Wir müssen uns beschränken, nur jene zu bringen, welche zu der Eingangs vorgenommenen Untersuchung einiges Licht geben. Z. B.: „Man rufft den Esel nicht zu Hoff, er soll dann Säck tragen;"— „Es seynd viel Esel, die nur auf zwey Beinen gehen;" — „Es sind vil Esel, die nit Säcke tragen;" — „Viel Säcke sind des Esels Tod;" — „Es geht dir wie dem Esel, der dreien Brüdern diente;" (er litt Hunger, da jeder meinte, er sei beim andern gefüttert worden); — „Esels Gesang fahet hoch an und hört nidrig auf" (auf ausgesungene Tenoristen anwendbar); — „Stirbestu, so begrabt man dich mit der Haut; das tut man keinem Esel;" — „Eselsohren sind aller Menschen Wapen."

Man sieht, wie das hinüber und herüber geht; „jetzt Feinde, jetzt Brüder.“ Man bleibt sich eben nichts schuldig. Es durfte wohl ein König Heinrich IV. das Seinige loslassen, als er vor den Thoren einer Stadt von mehreren Deputirten empfangen wurde. Sie wollten eben eine Rede beginnen, da fing ein Esel gar schön zu schreien an. Der König sagte: „Ruhig, meine Herren, es spreche Jeder, wenn die Reihe an ihn kommt.“ Aber dafür erzählt man uns auch das: Ein Graf von Anjou, Fulco der Gute, galt seiner Zeit für einen Gelehrten, da er lesen und singen konnte. Als er einst erfuhr, daß König Ludwig (Ultramarinus) seiner deßwegen spottete, schrieb er ihm die paar Worte: „Sachez, Sire, qu'un prince non lettré est un asne couronné!“

Bekannt ist, welch' ausschweifender Gebrauch in Schulen, vor Kathedern, auf Akademien und Gelehrten-Corporationen oder Celebritäten gegenüber von diesem Witzworte gemacht wird. Feinheit und Brutalität machen sich da natürlich abwechselnd die Palme streitig. Wie köstlich ist der Einfall des sächsischen Hofpoëten Friedrich Taubmann († 1613), welcher aus dem Namen des Cardinals Clesel 150 Esel herauszulesen verstand. Er schrieb nämlich CLesel. Weniger fein, wenngleich noch immer witzig, ist die Eselsgleichung eines Coblenzer Schuljungen, dessen Lehrer Namens Wesel just nicht im Rufe großen Wissens stand. Man belustigte sich stets mit ihm. Eines Tags gibt er die Aufgabe, eine Gleichung anzuschreiben. Einer seiner Schüler schrieb nun auf die Tafel:

Ange ohne g = Wesel ohne W.

Wer kennt aus seiner Studentenzeit nicht das Geheimniß der Eselsbrücke. Jenseits dieser Brücke ist indeß so Mancher als Newton oder Herschel angelangt. Nicht zu so hohem Ziele kam 1779 die über einen Eselsweg gehende französische Akademie der Inschriften, die sich am Ende in ihren gelehrten Bemühungen, wie in unserer Zeit Abbé Domenich mit seinem „Buch der Wilden" dupirt sah. Es ward nämlich in jenem Jahre von der Pariser Polizei die Abräumung eines Platzes in der Gegend von Montmartre angeordnet. Bei den Ausgrabungen fand sich ein Stein mit folgender Inschrift:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

D. h. in richtiger Zusammenstellung nichts anderes als: Ici le chemin des ânes.

Wie wir schon gesehen, spielt der Esel in der Culturgeschichte der Völker eine größere Rolle, als man meinen möchte. Wir wollen ihn aber nur im historischen Sprichworte betrachten. Wer hat nicht schon die Redensart, „hartnäckig wie ein rother Esel" gehört? Ueber ihren Ursprung gibt uns ein alter Franzose, Fleury de Bellingen, Aufschluß, und scheint das Opiniâtre comme un asne rouge der Vater des deutschen rothen Esels zu sein. Wir citiren unseren Gewährs-

mann in wörtlicher Uebersetzung. Man sagt: „stutzig wie ein rother Esel“ und will damit sagen: hartnäckig, wie es ein unwissender Cardinal sein kann, welcher sich gewöhnlich auf seine Meinung steift, ohne Grund und ohne Einsicht, und damit durchdringen will, blos auf Grund seines Ansehens, sich beleidigt fühlend, wenn man ihm nicht nachgibt; nicht weil seine Ansicht gerecht und vernünftig, sondern weil er Cardinal und Fürst der Kirche ist. Einen Esel nennt man ihn dann, weil er unwissend, und einen rothen Esel, weil er eine rothe Capuze und ein eben solches Käppchen trägt.“ Im deutschen sagt man häufiger statt: „stutzig wie ein rother Esel,“ „Esel bleibt Esel und käm' er von Rom.“ Ehrenvoll klänge es, wenn man Leute, die bei Canarienvogelfutter Roßarbeit verrichten, einen „Esel von Dalascia“ titulirte. Dalascia ist der Name einer Gegend in Aethiopien, welche ihrer trefflichen Esel wegen berühmt sein soll. Leute, welche, wie Vincent Le Blanc in seinen „Voyages“ (1658 4°) p. 28 berichtet, sich solcher Esel bedienen, sind stets gut daran; denn diese Thiere ziehen gut, tragen große Lasten, und man kann mit ihnen besser, als mit andern Thieren, die endlosen aethiopischen Wüsten durchreisen. Sie legen oft in einem Tage zehn Meilen zurück und begnügen sich, was das Eigenthümliche jeder Eselsnatur ist, mit geringem Futter. Solch' ein Esel wird in Persien mit 100 Ducaten und auch höher bezahlt. Wenn man also von einem besonders trefflichen Esel redet, so sagt man „ein Esel von Dalascia.“ Die ehrenvolle Anwendung dieses Titels in einer Zeit der „Ehren-Doctoren“ liegt an der Hand, und bei einem solchen Ehren-Esel wüßte man doch, was

der damit Beehrte leistet, während man über die Leistungen mancher Doctorbetitelten nicht ganz im Klaren ist. In Frankreich spielt der Esel im Städte-Schimpf und in der Heraldik eine Rolle. So hört man von „Eseln von Beaune“ und von „Eseln von Meung an der Loire“ (les ânes de Beaune und les ânes de Meung sur Loire) und vom Esel im Wappen der Stadt Bourges sprechen. Der Spottname, womit man die Bewohner von Beaune belegt hat, reicht in's 13. Jahrhundert und soll seinen Ursprung von einer reichen Kaufmannsfamilie, welche Asne hieß, herleiten, also von Anbeginn in den Asnes de Beaune gar nichts verfängliches gewesen sein. Später, als sich die Bewohner von Dijon und jene von Beaune gegenseitig aufzuziehen anfingen, waren es die ersteren, welche von Dummköpfen zu sagen pflegten, sie wären aus Beaune oder man müsse sie dahin schicken. Gegründetere Veranlassung zu diesem Ehrentitel gaben aber die Bewohner von Meung an der Loire. Die Fischer von Meung fingen einmal in der Loire etwas ganz gewaltig Großes, was sie für einen Wallfisch hielten. Indessen war es das Aas eines Esels, das vom Wasser ganz aufgetrieben war. Im Triumph trugen sie das volle Netz in die Stadt, wo sie ihren Fang erst kennen lernten. Wenn ihnen aus diesem Anlaß der Ehrentitel ânes de Meung geworden, der sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, so finden wir das nicht mehr als billig.

Das Wappen der Stadt Bourges aber mit dem eigenthümlichen Sinnbilde eines im Lehnstuhl sitzenden Esels führt uns in die klassische Zeit zurück, und ist der Vorfall werth, erzählt zu werden. Lamesangère in

seinem Lexikon französischer Sprichwörter erzählt den Ursprung dieser sonderbaren Wappenfigur. Er will sie in einem Manuscript der Vaticanischen Bibliothek, welches eine Fülle ganz origineller Bemerkungen über Caesar's „Commentarii de bello gallico“ enthält, gefunden haben. Die Glosse lautet folgendermaßen: Vercingetorix, Häuptling der Gallier, befahl während der Belagerung von Bourges einem seiner Hauptleute, Namens Asinius Pollio, einen Ausfall auf die Truppen Caesar's zu machen. Asinius, sehr von der Gicht geplagt, war unvermögend, selbst die Truppe in den Kampf zu führen, und übergab den Befehl einem Unteranführer. Als ihm aber eine Stunde später gemeldet worden, dieser Unteranführer habe eine Wunde am Fuße erhalten, ließ sich Asinius in einem Tragsessel vor die Thore der Stadt tragen und begeisterte durch seine Gegenwart und seine Anrede so sehr die Soldaten, daß diese, die bereits wenig Lust zum Kampfe gezeigt hatten, als er in ihrer Mitte erschien, den Angriff mit aller Tapferkeit erneuerten und eine große Anzahl Römer tödteten. Asinius hatte also durch seine Gegenwart und seine Rede ebenso viel zum Siege beigetragen als die Soldaten selbst. Zum Andenken an diese That wäre Asinius im Wappen der Stadt Bourges dadurch verewigt worden, daß man einen im Lehnstuhl sitzenden Esel in dasselbe aufnahm. Jedenfalls bleibt es originell, in Ermangelung eines Porträts des Asinius denselben auf die blosse Assonanz der Namen hin als Esel abzukonterfeien.

Die deutsche Geschichte meldet sogar von einem

Frankensteiner Eselslehen,

und der Esel, welcher die Geschichte des genannten Lehens trägt, war ein wirklicher Esel. Die weiter unten benamte deutsche Stadt könnte mit größerem Fug und Recht einen Esel mit einem alten Weibe auf dem Rücken in ihr Wappen aufnehmen, als es Bourges mit dem „Esel im Lehnstuhl“ gethan, der eigentlich kein Esel war, während über den Esel des Frankensteiner Lehens kein Zweifel obwaltet. Damit sich nicht etwa sieben Städte um die Ehre streiten, dem Esel, der ein böses Weib auf dem Rücken trug, das Bürgerrecht gegeben zu haben, nennen wir lieber gleich die glückliche, in deren Besitz er war: Darmstadt.

Nicht weit von dem Städtchen erhob sich der Berg, der im Mittelalter und noch später die Burg der Herren von Frankenstein trug. Das Stallgebäude bewohnte auch ein Eselein, bestimmt die Wasservorräthe aus dem Thal hinaufzutragen. Diesem Esel mußten die Darmstädter abgemerkt haben, daß er sich auch zum Aergsten herbeilassen werde, nämlich Bekanntschaft mit bösen Weibern zu machen, und sie paktirten mit den Herren von Frankenstein, daß diese gegen eine jährliche Rente von 12 Maltern Korn, 2 Gulden und 12 Weißpfennigen, dem Städtchen bewußten Esel zur Verfügung stellen sollten, so oft dieses ihn zum Abstrafen eines bösen Weibes, das gegen seinen Mann thätlich aufgetreten, brauchen würde. Er hatte in diesem Falle die Xantippe auf seinem Rücken durch die Stadt zu tragen, geführt entweder von dem Eheherrn selbst, wenn er im

ehelichen Kampf erlag, oder von einem Knechte, wenn dem Manne Widerstand zu leisten unmöglich war.

Dieses wirklich ausgesprochene und in allem Ernste respektirte Lehen ward nach urkundlichen Daten, noch im 16. Jahrhunderte angesprochen, und zwar in den Jahren 1536 und 1538, indem es vorkam, daß einige Weiber ihre Männer zu schlagen sich unterfangen haben, daher die Frankensteiner aufgefordert werden, „dem alten Herkommen gemäß den Esel und den Mann (Knecht) darauf zu schicken . . . auf daß des übermütigen, stolzen und bösen Weibs Gewalt noch unterdrückt werde und nicht weiter einreißt.“ Ebenso wurde im Jahre 1578 der Esel von dem Stadtschreiber Erwalt Böhm öfters verlangt und stets auch „verabfolgt“, und im J. 1588 gegen eine Frau, die ihrem Manne einen Hafen mit Unschlitt an den Kopf geworfen.

Und diesem Esel hat Darmstadt noch kein Denkmal errichtet? Wir haben bereits oben einige älteren Eselssprüche angeführt, wir wollen aber jeder Zeit ihr Recht gönnen und sagen nunmehr einige Eselssprüche der neueren Zeit her, begreiflicherweise nur die zeitgemäßesten auswählend, als:

Wo man den Esel krönt,
Ist Stadt und Land gehöhnt;

(im Hinblick auf Gemeindevorstände, Doctorpromotionen u. a. m.)

oder: Treiber und sein Eselein
Stimmen selten überein,

(obwohl Eines des andern werth)

auch: Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner

Doctor (hat sich nicht als stichhältig bewährt.) — Drollig ist die Geschichte vom „hoffärtigen Esel," der Heiligthümer und Reliquien als Ladung trug. Als nun die Bauern, wo Meister Langohr vorüber kam, ehrfurchtsvoll die Mützen herunternahmen, meinte er, das gelte ihm, wurde hoffärtig und wollte nicht mehr tragen. Da gab ihm der Herr eine Tracht Schläge, lud ihm statt der leichten Reliquienkästen schwere Mehlsäcke auf und sagte zu ihm:

Esel wie warst du, wie bist du dumm!
Man meinte nicht Dich, nur das Heiligthum.

Um dieses Esel-Capitel im Geiste seines Anfangs und seiner Mitte zu schließen, setzen wir noch die treffenden Verse eines längst verschollenen Witzboldes *) her, welche lauten:

Daß es ein kräftiger Geschlecht von Menschen wie von Thieren
Einst gab, läßt sich nicht wegphilosophiren.

Doch sonderbar
Und dennoch wahr:

All ausgegrabene Riesenknochen dies bekunden,
Nie hat man größ're Esel noch, als jetzt gefunden.

67. Étape.

Ein militärischer Ausdruck und einer von jenen, die wir uns aus unserem Eigenthume haben entkommen lassen und dann erst aus der Fremde wieder heimgeführt haben. Er bezeichnet nämlich die Marschroute, welche eine Armee einhält mit ihren einzelnen Stationen, Aufenthalt, Verpflegung u. s. w., und ist dem deutschen

*) Richard Roos.

Stapel (Waarenplatz) nachgebildet. Die Engländer sagen staple und meinen damit das, was wir Markt nennen. Für die militärische Terminologie zuerst gebraucht ward das Wort étape in einer Verordnung König Heinrich's II. vom 19. Nov. 1549, worin er befahl, daß die Truppen sich nur auf der „Etape“ zu verpflegen haben.

68. Etiquette.

Dieses Wort, früher Estiquette geschrieben, soll auf folgende Art entstanden sein: Die Advokaten und Anwälte pflegten auf ihren Proceßacten die Ueberschrift: „Est hic quaestio inter N. et N.“ (Um dieß handelt es sich zwischen N. und N.). Durch Abkürzung schrieb man später nur: „Est hic quaest“, daraus dann Estiquette, und neuer „Etiquette“ hervorging.

69. Die Extreme berühren sich.
(Les extrêmes se touchent.)

Diese Redensart verdankt ihre sprichwörtliche Anwendung einem Bonmot, das kaum gesprochen, sogleich die Runde in der vornehmen Welt von Paris, und von da, wie gewöhnlich, in der ganzen übrigen Welt machte. Herr von Marivet, Verfasser eines Systems der Naturgeschichte, welches gerade den Gegensatz zu jenem Buffon's bildet, war der Sohn eines Glashändlers aus Burgund und kaufte sich in Paris den Barontitel. Dieser Baron von heut machte eines Tages einen Besuch in einem Hause, in welchem er eben mit dem Baron Montmorency, wie bekannt dem ältesten Baron der Christenheit, im Vorzimmer zusammentraf. Der anmel-

dende Diener rief nun die Namen der besuchenden Herren nacheinander auf: Herr Baron von Marivet, Herr Baron von Montmorency. Der Hausherr, der den Unwillen des ahnenstolzen Montmorency über diese zufällige Paarung gewahrte, milderte denselben sogleich durch die gegen Montmorency gemachte Bemerkung: „Sie sehen, Herr Baron, die Extreme berühren sich."

70. Aus dem FF.

Ueber die Bedeutung dieses doppelten F liegen mehrere Erklärungen vor, von denen wir uns jedoch für die erste entscheiden. Hören wir die erste. Sie ist aus der juridischen Welt genommen. Nach ihr wäre der Ursprung des FF folgender: Die alten Juristen citirten häufig das Corpus juris. (Die Justinianische Gesetzgebung). Ein wichtiger Theil desselben, die sogenannten Pandekten, werden mit der Signatur FF bezeichnet. Wer nun sehr häufig solche Citate machte und namentlich aus den Pandekten, der galt für einen ganzen Juristen, für einen gelehrten, unterrichteten Mann. Daher pflegte man dann von dem, der sich der Gründlichkeit in irgend einer Sache befließ, zu sagen: „Er verstehe die Sache aus dem FF."

Die andere Erklärung holt ihre Gründe aus der italienischen Beamtenwelt. Die Magistratsbeamten der alten italienischen Städte pflegten nämlich auf den eingereichten Bittschriften, wenn sie diese für die Gewährung geeignet fanden, vorläufig ein F zu setzen, womit sie sagen wollten: **fiat**, d. i. es geschehe. Ging dann das Gesuch mit Acclamation durch, so bezeichnete man

auf demselben die Bestätigung mit einem Doppelten F, d. h. fiat fiat, es geschehe ohne Weiters. Das nannten die Italiener Biseffe.

Zu den Erklärungen aus der Gelehrten- und Beamtenwelt gesellt sich nun die dritte aus der Kaufmannswelt, die, wenn sie stichhältig wäre, uns zum Ausrufe des Göthe'schen

Willst du immer weiter schweifen,
Sieh, das — „Wahre" liegt so nah — berechtigte.

Jedermann kennt ja die Bezeichnung der Kaufmanns-Waaren als fein, feiner und sehr fein, was durch die Buchstabenzahl F oder FF oder FFF ausgedrückt wird. FF ist weiter nichts als der Comparativ einer Qualität, die man eben an der Waare sucht. Diese Deutung hätte jedenfalls Vieles für sich und wäre sogleich anzunehmen, wenn man nachweisen könnte, wie alt die Redensart „aus dem FF" ist, die für den ersten Anblick jedenfalls älter erscheint, als die sehr moderne merkantile Bezeichnung des F, FF und FFF für feine, feinere und feinste Waare.

Wer aber will, kann sich's auch aus der musikalischen Bezeichnung erklären. In dem Aufbau und der Färbung der Töne bedeutet das der Note beigesetzte einfache, doppelte oder dreifache F das Anschwellen und die Kräftigung des Tones zum forte oder fortissimo. Auch diese FF lassen sich metaphorisch verwenden, und wir werden z. B., wenn wir von etwas sagen, es sei aus dem FF, damit andeuten wollen, daß das, was wir meinen, in irgend einer Sache auf's stärkste, im größten Maßstabe zu finden ist; was aber, wir bemerken es ausdrücklich, mit der ursprünglichen Deutung des „aus dem FF", als eines ganz Vorzüglichen nicht ganz

zusammenfällt. Uebrigens spricht die ganze Phrase: „Etwas aus dem FF verstehen,“ welches die wahre, während jede andere, als z. B. „es sei aus dem FF“, eine der Sprache aufgedrungene ist, für den Ursprung aus den Pandekten.

71. Jemanden die Feige weisen.

Ist man über die Bedeutung dieser Geberde, nämlich Einem Hohn bieten, wohl nicht mehr im Zweifel, so doch um so mehr über die Herleitung der Redensart und die Natur des Bildes. Steckt dahinter die bekannte Frucht? oder eine ganz andere Wurzel der deutschen Sprache? oder eine Zusammenziehung und volksmundartliche Verderbung? oder hat das Ganze einen historischen Hintergrund?

Für das erstere spricht die Analogie der Phrase in der lateinischen und italienischen Sprache. Ficus heißt in jener, fico in dieser die Feige; hier wie dort bezeichnet fare fico oder fare fichi und ficum oder ficus facere: eine Feige machen, zeigen; in der lateinischen Phrase ausdrücklich in der Bedeutung einer hohnsprechenden Geberde. Und schon Adelung leitet die Redensart von der Ähnlichkeit der Faust mit der Frucht des Feigenbaumes her, indem er sie erklärt durch: Einem mit geballter Faust drohen.

Nichts mit der Frucht des Feigenbaumes gemein hätte die Ableitung von dem deutschen feig, faig, vaig, in den Bedeutungen weich, lässig, gottlos, im Sterben sein, und dem daraus gebildeten Zeitwort feigen, in der Bedeutung reizen, aufreizen, hetzen. So kömmt es in einer Stelle des schwäbischen Land-

rechtes (356.5) vor: „Feyget er aber oder heczet er die hund an das wil (d) oder blaset er sein Horn, so ist er Buß schuldig zu geben.“ Nur ist hier zu bemerken, daß die Geberden des Hohnbietens und des Reizens zwei verschiedene sind. Während man die erste durch die Einziehung des Daumens zwischen den Zeige- und Mittelfinger herstellt, macht man die andere durch einfaches Ausstrecken entweder des Zeige- und kleinen oder des Zeige- und Mittelfingers, eine Gebärde, welche die Hunde stets zum Knurren aufreizen soll. Ferner hat das in der lateinischen Redensart vorkommende ficha die Bedeutung eines mit Pfählen befestigten Wassercanals, wenigstens in italienischen und französischen Urkunden.

Was die dritte Hypothese, Zusammenziehung und Verballhornirung aus andern Wörtern betrifft, so bieten die philologischen Deutungen der Italiener Anhaltspunkte. Bei diesen kömmt die Redensart in zweifacher Form vor, nämlich als: „fare fichi“ und „fare fico.“ In der ersten liegt der Begriff des Gesichterschneidens, der Grimassen, die man z. B. beim Einnehmen bitterer Arzneien macht, und könnte als solche aus dem französischen fi! pfui! entstanden sein. Far fico hingegen tritt ganz in dem gebräuchlichen Sinne höhnender Abweisung — dare in nulla — auf, und ließe sich aus einer Zusammenziehung des Wortes fiasco erklären. Auch wird auf die Aehnlichkeit mit der derben Phrase: fare una vescia, blasen, Wind machen, aufmerksam gemacht, und der Unterschied zwischen far fico und fare una vescia dürfte eben nur der sein, daß in dem letzteren das Ding ohne Rücksicht bei seinem Namen

genannt, in dem ersteren jedoch nur der Ton nachgeahmt wird, der dabei zu vernehmen ist.

Körte illustrirt die Redensart „die Feige weisen" mit folgender historischen Scene: Die Mailänder, im Aufruhr wider Kaiser Friedrich I. den Rothbart (gest. 1190), zwangen die Kaiserin rücklings auf einem alten Maulesel die Stadt zu verlassen. Nachdem aber Friedrich sich Mailands wieder bemächtigt hatte, ward einem alten Esel eine Feige in den Unaussprechlichen gesteckt und jeder gefangene Mailänder mußte, wenn er nicht wollte gehenkt sein, jene Feige mit den Zähnen hervorholen und mit dem Munde wieder in den unsauberen Ort hineinbringen, ohne die Hand zu Hilfe nehmen zu dürfen. Seitdem, schreibt Körte, gilt bei vielen Völkern die sprichwörtliche Redensart: Jemand die Feige weisen.

In Italien selbst spielt die Feige als Frucht im Sprichworte eine interessante Rolle.

So heißt es: „Nach Feigenblüten Gelüste tragen," d. i. nach ganz ungewöhnlichen Dingen, welche schwer zu haben sind; — „Es ist nicht mehr werth als eine Feige," im Sinne großer Verächtlichkeit, das eine ganz tüchtige Unterlage für das „Weisen der Feige" gibt; — ferner: „Die Feigen auf der Stange suchen" (ital. Cercare i fichi in vetta), so viel wie: Schwieriges unternehmen; — Einer Gefahr entgehen nennen die Italiener: „Salvar la pancia ai fichi;" — „Die Feige braucht zwei Dinge: den Hals eines Gehenkten und das Hemd eines Bettlers;" man bezeichnet damit den höchsten Grad ihrer Reife, da sie nämlich ihren Hals wendet und ihre Haut zerreißt; — „Für die Feige das Wasser,

für die Birne der Wein;" es ist nämlich bekannt, daß die Gesundheitsrücksicht erfordert, auf die Feigen Wasser zu trinken; der Wein macht sie unverdaulich; — „Dem Freunde häute die Feige, dem Feinde die Pfirsiche; da wird nämlich jener das Fleisch, dieser den Kern erhalten. Auch im Französischen ist „faire la figue," eine Bewegung der Hand, welche Verachtung ausspricht. Interessant ist folgende Stelle, eines französischen Gewährsmannes, nämlich des Satirikers Rabelais (liv. IV chap. 44), welche folgender Maßen lautet: „L'ung d'eulx voyant le pourtraict papal, comme estoit de louable costume publicquement le monstrer ès jours de festes à doubles bastons, lui feit la figue: qui est en icelluy pays signe de contemnement et dérision manifeste"

Uebrigens besitzen die Franzosen in Betreff der Feige ein eigenthümliches Sprichwort, welches sie bei betrügerischen Geschäften anwenden, indem sie sagen: „halb Feige, halb Rosine," moitié figue, moitié raisin. Es hat seinen Ursprung von dem Handel der Venetianer mit Korinthen, die sehr theuer und selten waren. Die Inselbewohner wollten, woher immer sie ihre Vorräthe bezogen, über alle Gebühr gewinnen und mengten Feigen unter die Korinthen, wodurch diese schwerer wurden. Daraus entsprang obige Redensart, deren Sinn ist: „halb gut, halb schlecht."

72. Fersengeld geben — Fersengeld nehmen.

Dieß bedeutet so viel als „sich davon machen“, „die Flucht ergreifen.“ Es stammt aus dem alemannischen Rechte, worin ein Punkt lautete: wer seinen Mitstreiter verließ und dem Feinde die Fersen zeigte, mußte 160 Solidi — also ein wirkliches „Fersen-Geld“ — Strafe bezahlen. Uebrigens ist das schimpfliche die „Ferse zeigen“ für fliehen eine dem klassischen Alterthume gehörige Metapher, und es heißt bei den Griechen: *Το κοιλον του ποδος δειξαι*; lateinisch: Volam pedis ostendere; Talaria induere; und Erasmus sagt an einer Stelle: Dicitur et hodie in fugaces: Calcaneum ostendere.

Der Franzose hat für Entfliehen eine eigenthümliche Redensart, er sagt von einem Menschen, der sich plötzlich aus dem Staube macht: „Il a fait Gilles;“ der Ursprung dieser Redensart ist historisch: Gilon, Prinz von Languedoc wurde zum Könige erwählt. Als er die Nachricht von seiner Wahl erhielt, zog er es vor, sich lieber durch die Flucht der königlichen Würde zu entziehen als die Krone anzunehmen. Gilon wurde später als Saint Gilles heilig gesprochen. Der nämliche Heilige dient auch zur Bezeichnung einer furchtbaren Krankheit und man sagt statt: il a un cancer, er hat einen Krebs, il a le mal Saint Gilles, er hat die Krankheit des h. Gilles.

78. Fiaker.

Man versuchte das Wort von via und agere abzuleiten, doch die Forschung weist den Ursprung in ganz anderer Art nach. Fiacre ist der Name eines schottischen Königs, der im 7. Jahrhunderte gelebt, später heilig gesprochen wurde. Das Bild des Heiligen hing zu Paris in der Vorstadt Saint Antoine am Hause desjenigen Mannes, der daselbst die ersten Miethwagen hielt. Man nannte das Haus au Saint Fiacre, und bald übertrug der Sprachgebrauch, der bekanntermaßen die Kürze liebt, den Namen des Hauses auf die Wagen, welche daselbst zur Bequemlichkeit des Publikums bereit standen. Die Sitte, die Bilder an den Wohnungen zu haben, ist eine noch heut zu Tage häufig vorkommende. Das Jahr der Erfindung der Miethwagen ist 1650. In Paris ist der S. Fiacre noch immer der Schutzpatron der Fiaker. Der S. Fiacre war der Sohn des Königs Eduard IV., der im J. 606 in Schottland regierte. Boillet in seiner Vies des Saints nennt ihn Fefre. Conanus, Bischof von Man, erzog den künftigen Heiligen und brachte ihm einen solchen Abscheu gegen die Welt bei, daß der junge Prinz auf die ihm gebührende Königswürde Verzicht leistete, und sich heimlich mit seiner Schwester Sira nach Frankreich begab. Als beide in Meaux angekommen, brachte der dortige Bischof Sira in ein Kloster; dem Prinzen aber wies er eine Einsiedelei in Breuil, einem dem Walde Fordille nahe gelegenen Orte, an, wo nun Fiacre nach der Heiligenlegende viele Wunder verrichtet haben soll. Nachdem sein Vater Eduard IV. gestorben,

schickten die Schotten Abgesandte an den Wundermann, welche ihm die erledigte Krone des Landes anboten. Fiacre hatte aber die Einsamkeit schon so lieb gewonnen, daß er sie nicht mehr mit dem Throne vertauschen wollte. Nach seinem Tode wurde er in der Domkirche zu Meaux begraben.

Als in der Folge Heinrich V. von England von dem Heere Karl's VI. von Frankreich, unter dessen Fahnen auch Schottländer fochten, bei Baugy geschlagen worden war, plünderte Heinrich später das Kloster des heil. Fiacre, um sich an diesem Heiligen als einem Schotten zu rächen. Diese Gewaltthat blieb jedoch nicht unbestraft; Heinrich ward nämlich bald darauf von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, welche damals S. Fiacre's Krankheit genannt wurde, und starb in kurzer Zeit an derselben zu Bois de Vincennes 1422. Die Krankheit des h. Fiacre war in Frankreich als le mal saint Fiacre gekannt, und sie ist identisch mit unsern Hämorrhoiden. Fontenelle widmet diesem Uebel in seinem „Hippocrates dépaysé“ folgende burleske Verse:

Grand bien fait ce mal de saint Fiacre,
Qui veut dire autant que fi atre
Quand on vuide le sang du cu
A gens mornes comme un cocu,
A la phrénésie, enragée;
Par le cul la teste est purgée.

Die berühmtesten, durch ihren Witz bekannten Fiaker sind heutzutage wohl die Wiener-Kutscher dieses Namens; aber von diesen ein andermal.

74. Fidibus.

So heißen die Papierstreifen oder Papierschnitzel, die man zum Anzünden des Tabaks verwendet. Ebert gibt über den Ursprung dieses Namens folgende Erklärung: Zur Zeit, da das Tabakrauchen noch verboten war, luden sich die Studenten zu heimlichen Bier- und Tabaksgesellschaften ein, indem sie sich Zettelchen zuschickten, welche so künstlich zusammengelegt waren, daß man von der Aufschrift Fidelibus fratribus nur die Anfangs- und die Endsylben, nämlich Fid und ibus zu lesen bekam, welche bald aus dem Studentenmunde in den anderer Leute übergingen. Waren dann die „getreuen Brüder" des Abends beisammen, so zündeten sie mit diesen Zetteln ihre Pfeifen an. — Es bestehen aber noch andere Erklärungen dieses Wortes. Nach einer soll der bekannte Hofgelehrte oder richtiger Hofnarr Friedrich Wilhelm's I. Gundling einst im Tabakcollegium seine Pfeife mit einem Papierstreifen angezündet und dabei seinem Nachbar zugerufen haben: Vide bos. (Sieh her, du Ochse)! Das ist bei dem feinen gesellschaftlichen Tone, der im Tabakscollegium herrschte, immer möglich, aber keine Erklärung, sondern höchstens eine scharfsinnige Interpellation des ursprünglichen Textes, dessen Ursprung übrigens auf ganz natürlichem Wege zu finden sein dürfte. Und dieser wäre die einfache Ableitung des Fidibus von fil de bois, Holzfaden, lange Stäbchen von Tannenholz, welche unten mit Schwefel versehen waren (also Schwefelhölzchen) und deren man noch heutzutage in den Wirthshäusern in Westfalen, Belgien, Lothringen zum Anzünden des Tabaks bereit findet. Fildebos, Fi-

debos ist provinzielle Aussprache. Gedruckt kommt dieses Wort zuerst 1736 bei Liscov vor.

75. Es geht so blutig her, wie im Fladenkrieg.

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Herzog Moriz wollten einander wegen des Stiftes Wurzen (bei Leipzig) bekriegen. Der erste hatte 22,000 Man aufgeboten und eröffnete die Feindseligkeiten, indem er am Palmsonntage d. J. 1542 die Stadt Wurzen mit 400 Reitern besetzte; doch wurde der Handel durch Luther's Ermahnung und die Vermittlung des Landgrafen Philipp's von Hessen am Osterabend gütlich beigelegt, und die Truppen hatten nichts zu thun, als Osterfladen zu vernichten, daher denn die scherzhafte Benennung dieses Kriegs. Nach andern, weil die Soldaten beim Nachhausekommen ihre Hausmütter eben mit dem Backen dieser Fladen beschäftigt fanden.

Diese Osterfladen sind jenes Gebäck, das wir auch heute noch zu Ostern haben und als Osterflecken kennen. Es hat seinen Namen von der Form, denn Fladen heißt ein platter Kuchen, beim Honig Wabe, als Mehlspeise Flötz.

Der Gebrauch, zu gewissen heiligen Zeiten und zur Erinnerung an denkwürdige Ereignisse, eigene Gebäcke herzustellen, ist lang und weit verbreitet. So haben wir zu Ostern nebst den Osterflecken auch die Eierbeigeln; zu Allerheiligen die Heiligenstritzel; zu Weihnacht die Gugelhupfe; im Fasching die Krapfen. Historische Erinnerungen sind die Bretzeln, (siehe S. 49 Nro. 34), Wiener Kipfel und die Wiener Kaisersemmel.

76. Feiste Fliegen stechen minder.

Ein Ausspruch des römischen Kaisers Tiberius, da man ihm einen Wechsel seiner Beamten anrieth. Er meinte, es wäre besser jene zu belassen, die sich schon bereichert und so zu sagen am Fraße gesättigt haben, feist (altdeutsch „feiß,") geworden sind, als neue zu nehmen, die hungrig und gierig über ihre Beute herfallen möchten.

Dieser Meinung war im Interesse seines Herrn offenbar jener Koch eines russischen Fürsten, der die Küchenrechnungen mit doppelter Kreide ansetzte und deßhalb von dem Herrn mit Entlassung bedroht ward. Er erinnerte, daß ein Anderer ihn gewiß noch ärger bestehlen werde als er, „der Alte bei Hause." Und als der Fürst, einen Ausweg suchend, ihm höheren Lohn versprach, wenn er ihn nicht mehr betrüge, meinte der ehrliche Dieb, er solle das ja nicht thun, denn weil er denn doch fortfahren würde zu stehlen, so hätte der Herr doppelten Schaden.

77. Fliegen fangen, Fliegen todtschlagen,

was so viel sagen will, als nutzloses Zeug treiben, die Zeit mit eitel Tand verbringen, kurz die Zeit tödten — als wenn sie eine Fliege wäre. Man leitet diese Redensart von der Sitte oder richtiger Unsitte des Kaisers Domitian ab, der ein ganz besonderes Vergnügen darin fand, Fliegen mit einer langen Nadel aufzuspießen.

78. Frauenzimmer.

Die Bedeutung dieses Wortes wurzelt in einer Sitte des Mittelalters, deren Mittelpunkt das Wesen und die Geltung des Frauenthums war, und diese beruht wieder auf dem alten Brauche, das Weib im öffentlichen und häuslichen Leben strenge vom Manne zu sondern. Man war noch nicht auf der Höhe unserer Civilisation angelangt und kannte noch nicht die Würze, die der fortwährende Verkehr der Frauen mit den Männern der Gesellschaft leiht, als man jene entweder gar nicht in den Kreis der Männer zog oder nach der Mahlzeit vom Tische sich entfernen hieß. Selbstverständlich mußte dann auch jener Raum des Hauses, der die ausgewiesenen Frauen aufzunehmen hatte, eben so strenge dem Zutritte des Mannes verschlossen bleiben. Diesen Raum, dieses Zimmer nannte man daher „Frauenzimmer," und später ging diese Bezeichnung des Ganzen auf jene über, welche die nächste Veranlassung dieses Namens waren, auf die Frauen selbst. Heutzutage wird dieses Wort, ganz entgegen seiner ursprünglichen Absicht, meist nur in geringschätzendem Tone gebraucht, stets nur Unverheirateten gegenüber und dort, wo man nicht wohl das Wort Mädchen anwenden kann und Weib oder Frau zu sagen nicht die Veranlassung hat. Man bezeichnet damit eben nur den Geschlechtsunterschied, wie man im gleichen Sinne diesen und jenen Mann einen „quidam" nennt.

Wenn der Wachtmeister in Lessing's „Minna von Barnhelm" seine Amour mit „Frauenzimmerchen" anredet, so ist das freilich nicht so unliebenswürdig gemeint,

und wir mögen es dem deutschen Lessing zutrauen, daß es ihm nur besseren Klang hatte, als das ihm ganz gleichlautende, aber französische Mamsell.

79. Vornehme Frauen gebären in drei Monaten.

Dieses Sprichwort ist ein treffender Ausdruck echten Volkshumors. Sein Ursprung datirt weit her. Die Kaiserin Livia (J. 42 a. Chr.) gebar drei Monate nach der Hochzeit den Claudius Tiberius. Es wurde zu Rom verboten, davon zu sprechen; den Vorfall, der sonst gewiß in Vergessenheit gerathen wäre, hat aber diese Anordnung, welche das Volk bespöttelte, verewigt. Die Anwendung dieses Witzwortes heut zu Tage bedarf keiner Erläuterung. Wohl aber sind die überlieferten Sprüche interessant, welche die Verallgemeinerung dieses Witzes durch den deutschen Volksmund zeigen, der sich stets dahin ausspricht, daß Ansehen und Reichthum die allein allmächtigen und wunderwirkenden sind. Da heißt es z. B.: „Großer herren hennen legen eier mit zweyen Dottern;“ — „Gelt (Geld) kann nicht unrecht thun;“ — „Der Herrn *** stinckt nit, het es ein armer than, so wer's sünd;“ — „Es stehet den reichen alles wohl an;“ — „Wenn einer zum Herrn wird, so kehren sich Lung vnd Leber vmb“ (wie leicht denkbar ist da nicht die obige Ueberraschung).

80. Friedel mit der leeren Tasche.

Eiselein gibt die Erklärung, daß im dreißigjährigen Kriege die Erfurter den sächsischen Herzog Friedrich also genannt haben, wofür er sie dann brandschatzte, aber seine Mannschaft dabei verlor. Diese Erläuterung mag in Sachsen ihr Recht haben, bei uns in Oesterreich hat es eine andere.

Das österreichische Regentenhaus hat auch seinen „Fritz mit der leeren" Tasche, und ohne Zweifel liegt bei Anführung des obigen Spruches die Erinnerung an diesen dem Volke näher. Es war Friedrich IV. Herzog von Oesterreich, Graf von Tirol, (geb. 1382, gest. 1439), und ein Sohn Leopold III. des Frommen, des Stifters der Leopoldinischen Linie in Oesterreich. Weil er die Flucht des im Jahre 1415 entsetzten Papstes Johann XXIII. begünstigte, ward er von Kaiser Sigmund mit der Reichsacht belegt und aller seiner Besitzungen beraubt. So ging er arm und länderlos in sein getreues Tirol, wo sich sein Stern wendete. Er war gar bald wieder so sehr ohne „leere Tasche," daß er seinem Sohne Sigmund einen ansehnlichen Schatz hinterließ, und noch zeigt man zu Innsbruck das von ihm als Entgegnung auf das obige Prädikat mit dem Golde von 30.000 Dukaten vergoldete Erkerdach eines Hauses, welches nach der Hofburg das älteste in Innsbruck ist und gemeiniglich das „goldene Dachl in Innsbruck" genannt wird.

81. Der Fröschen Lied ist himmlisch, der Lerchen Gesang höllisch.

Dieser Spruch war bei den Bauern des gebirgigen Schwabens zu Hause. Sie meinten nämlich, die Lerche singe auch in der Kälte, der Frosch aber nur in der warmen Zeit, und werde dadurch der Verkünder eines Gewitters. Dieses Lob des Frosches wegen des Wettermachens scheint uns denn doch ein wenig zu überschwenglich, und wir sind genöthigt einen lateinischen und deutschen Hexameter zu citiren, die jenes Seitenstück zur Lerche in sein gehöriges Element verweisen. Der lateinische nach Ovid lautet:

„Quamvis sint sub aqua, sub aqua quaqunque coaxant“ —

der deutsche:

„Quackender Quacker Gequack quackt quackend aus qualmendem Quarke.“

82. Fuchs, Schulfuchs.

Der Name Fuchs für einen jungen Studenten schreibt sich her von Justus Ludw. Brisomann, Schulrector zu Naumburg, der, als Professor der griechischen Sprache nach Jena berufen, selbst im Sommer einen mit Fuchspelz verbrämten Mantel trug. Deshalb und da er von jener Schule kam, erhielt er den Spottnamen Schulfuchs, der nachher auf jeden von der Schule kommenden Neustudenten überging. Später wurde Schulfuchs der Schüler genannt, Fuchs der angehende Student. Vordem hieß der junge Student Pennal. Der älteste Student war wohl Heinrich

Del, der im J. 1638, nahezu 100 Jahre alt, zu Leipzig als Student starb.

Wie im „Reinecke der Fuchs" das buschschwänzige Prototyp, so sind im bekannten „Fuchsliede", das seine eigene Geschichte hat und gar oft zu politischer Bedeutung gelangte, die Studenten-Füchse unsterblich.

83. Mit dem Fuchsschwanze läuten.

In einigen Wirthshäusern Tyrols besteht die Sitte, irgendwo in der Stube ein großes, gewöhnlich hölzernes Messer aufzuhängen, an dessen einem Ende ein Fuchsschwanz, an dem andern eine kleine Glocke befestigt ward; vom Messer führte ein langes angeknüpftes Pferdehaar herab, so daß es, besonders Abends, nicht sichtbar war. Erzählte nun Jemand eine etwas unglaubliche Geschichte, so zog Einer der Gäste unbemerkt an dem Haare, und plötzlich klingelte die Glocke und wedelte der Fuchsschwanz mit Macht. Allgemeines Gelächter belehrte den Erzähler über die Aufnahme seiner Mittheilung. Nach obigem wäre der Sinn des „mit dem Fuchsschwanze läuten" Aufschneiden, Lügen zum Besten geben.

Eine andere, viel tiefere Deutung finden wir aber in der folgenden „Geschichte aus dem Volke für das Volk." Ein schlichter Bürgersmann, der selbst in der Furcht des Herrn grau geworden, hatte mehrere Kinder, die er in Frömmigkeit und Gottesfurcht aufzuziehen ernstlich bemüht war. Doch die Jungen hatten nicht gleichen Sinn und zogen es vor, eitler Vergnügungen halber, die Messe Sonntags zu schwänzen. Wenn

der Vater dann fragte, ob sie dem Gottesdienste beigewohnt hätten, mußte die Ausrede gelten: Sie hätten zur Messe nicht läuten gehört. Anfänglich verwies ihnen der Vater so eitle Ausflüchte und ermahnte sie ernstlich zu besserem Thun. Es war in den Wind gered't. Der Alte sah dem Treiben mit einem Unwillen zu und schwieg. Nach der Hand traf er die sonderbare Anordnung in seinem Hause, daß in Hinkunft immer durch das Anschlagen mit einem Fuchsschwanze auf einen Blechteller das Zeichen gegeben werden solle, wenn er Mittag halten wolle. Nun hielt sich auch der Vater an keine bestimmte Stunde mehr und ließ zu ganz verschiedener Zeit das Zeichen zu Tische geben, immer aber stellten sich pünktlich auf den Ruf die Kinder ein. Es war wieder Sonntag und Groß und Klein erschien auf das Zeichen zum Mahle. Wieder fragte der Vater, ob jedes der Messe beigewohnt und wieder hatten alle das Läuten überhört. „Ei, ihr Schelme und Gotteslästerer," hob im gerechten Unmuthe der Vater an, „ihr habt scharfe Ohren, denn wenn ich mit dem Fuchsschwanze zur Mahlzeit läuten lasse, hat es noch keines von Euch überhört und hat sich zum Mahle eingestellt; wenn aber die eherne Glockenzunge an den metallenen Mantel schlägt, daß es auch in die fernsten Hütten an jeglich Ohr dröhnt, da will keines von Euch hören. Wollt ihr in Hinkunft nicht vor leeren Schüsseln Mahlzeit halten, so möge euch die Glocke nicht vergeblich an höhere Pflichten, als es die sind, blos den körperlichen Bedürfnissen nachzugehen, gemahnt haben." Alle schwiegen

beschämt und Niemand überhörte mehr das sonntägige Geläut zur Messe:

Zum geistig Guten braucht es Nöthigung
Und aller Sinne Schärfe trotz demselben,
Zum sinnlich Guten spannt des Menschen Leib
Des Reizes Fühlhorn in die Ferne aus.

84. Auf großem Fuße leben.

Wer möchte sich nicht Angesichts der Bedeutung dieser Redensart herbeilassen, auf großem Fuße, d. h. mit unserem Volke gesprochen, „nobel" zu leben? Und doch würde er den Ersten, der dazu genöthigt war, sicher nicht beneiden. Es soll dieß Geoffroi Platagenet, Graf von Anjou, einer der schönsten Männer seiner Zeit, gewesen sein, der aber an einem seiner Füße ein Gewächs hatte, und um den Fehler zu verdecken, ungewöhnlich lange und große Schuhe trug. Da die Persönlichkeit eine so hochgestellte war, so machte man bald aus der Noth eine Tugend (wie es z. B., nebenbei gesagt, auch mit den Stöckeln an den Schuhen, mit den Perrücken u. s. w. der Fall war) und die Vornehmen und Hofleute erhoben das Tragen langer Schuhe zur Sitte. Unter König Karl V. trug man Schuhe mit langen Schnäbeln, Gallionenschuhe genannt, welchen man verschiedene Formen als Zierde gab, z. B. Nägel, Hörner, Krallen u. s. w. Die Kirche trat zuerst gegen diesen Unfug auf, und das Concilium von Paris im J. 1212 wie jene zu Angers 1365 und 1368 sprachen den Bann aus über diese Tracht, und der König Karl erließ ein eigenes Verbot, worin allen Personen, wessen Ranges und Standes sie sein mochten, bei Strafe von 10 fl.

verboten ward, „Gallionenschuhe zu tragen.“ Aus den Daten der Concilien und der königlichen Verordnungen erhellet, daß diese Mode sich anderthalb Jahrhunderte behauptet hatte. Man erkannte aus der Schuhlänge bereits den Rang eines Edelmannes. Der Schuh eines einfach Adeligen hatte $1\frac{1}{2}$, der eines Barons 2, eines Fürsten $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge.

Anders erklärt Eiselein die Sache. Dieser führt an, daß weibliche Göttergestalten im deutschen Heidenthume, um ihre Erhabenheit auszudrücken, mit einem größeren Fuße abgebildet worden seien und daher die Redensart stamme „auf einem großen Fuße leben.“ Unter diesen Göttinen obenan steht Berchta oder Perahta, von der es im Sprichworte heißt: „Berhta mit dem Fuoße,“ d. h. mit dem rechten größern Fuße. Nach den französischen Quellen aber wäre es Königin Berhta mit dem Gänsefuße. Jedenfalls ist dieses Merkmal, bei der deutschen Göttin der große ungefüge Fuß, bei der französischen Königin der Gänsefuß, einer weiteren Untersuchung werth.

Ein altdeutsches Lied warnt die Kinder eines Hauses zur Zeit der Neujahrsfeier, sich vor dieser Göttin in Acht zu nehmen, damit sie von ihr nicht getreten werden, nämlich von dem gräulich ungethümen Fuße. (Wir haben dieser Bertha schon erwähnt in der Redensart: „Hin ist die Zeit, da Bertha spann.“ S. 27, Nr. 20). Einer anderen Bertha gab man als Zeichen der Verehrung eine — lange Nase. Diese Gattung der Hochachtung dürfte uns heute weniger einleuchten als das Attribut des großen Fußes, mit dem man wohl Manches zertreten und daher zu einem gewissen Respekte zwingen kann.

85. Gott, nur keine Gabelstecher, Dreimal gibt neun Löcher.

Dieser Spruch stammt aus den Zeiten der Bauernkriege, wo dreizackige Heugabeln, Sensen, Sicheln, Aexte die Bewaffnung des Bauernvolkes bildeten. Diese Potenz der Wunden durch drei Gabelstiche ist aus den drei Zacken der Gabel erklärt. „Behüt uns Gott vor Gabelstichen! sie machen drei Löcher,“ hieß es, oder noch treffender im obigen Reimspruch.

86. Er hält's mit den kurzen Gänse-Federn.

So sagte man von einem Beamten, der sich gerne der Arbeit entzog und lieber im Bette als im Amte war, dort nämlich, wo er es nur mit den kurzen Federn, mit dem Flaum, den man in die Pölster füllt, zu thun hatte, als dort, wo die lange Feder, der Gänsekiel zum Schreiben ihm in die Hand gegeben ward.

87. Es ist nicht der Gänse wegen.

Die Erklärung dieser Redensart ist nicht ganz sichergestellt. Der alte Pauli in seinem „Schimpf und Ernst“ erzählt, daß sie einem zum Galgen verurtheilten Diebe gegolten habe, der von dem Teufel die Zusage erhalten, daß er kleine Mausereien als Obst, Hühner, Gänse u. a. m. sicher vornehmen könne. Der Dieb stahl aber zuletzt auch Pferde, und da ließ ihn der Teufel sitzen. Als sich nun der Verurtheilte darüber beklagte, rief ihm der Teufel zu: daß du gehenkt wirst, „ist nit um der Gänse willen.“ Die praktische Anwendung dieser Redensart in einer Zeit, in welcher die Unterschleif-Prozesse blühen, liegt auf der Hand.

88. Die Geisböcke und die Schneider.

Die armen Schneider müssen sich diesen Schimpf muthwilliger Jungen fort und fort gefallen lassen. Diese mögen aber nicht wissen, was sie damit eigentlich sagen und wie der Zusammenhang ist. Man erzählt die Sache verschieden. In einer böhmischen Chronik finden wir den Schlüssel dazu. Im Jahre 1422 nämlich wurde das feste Schloß Karlstein in Böhmen von den Pragern belagert und so hart eingeschlossen, daß die Karlsteiner nichts mehr zu essen hatten als einen — Geisbock. Um jedoch ihre Noth vor den Belagerern zu verbergen, so stellten sie sich, als ob sie eine Hochzeit feiern wollten, und begehrten von jenen auf einen Tag Waffenstillstand, welcher ihnen auch bewilligt wurde. Die Karlsteiner schlachteten nun diesen einzigen Geisbock, bestrichen ein hinteres Viertel desselben mit Blut, bestreuten es mit Rehhaaren und schickten es so zugerichtet, als Geschenk für den bewilligten Waffenstillstand, dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher Hedwicken hieß und ein Schneider war. Die Belagerer, dadurch zu dem Glauben verleitet, man habe drinnen noch vollauf Proviant, hoben die Belagerung auf und zogen am Martinitage wieder ab. Es versteht sich, daß die Karlsteiner nicht säumig waren, diese Geschichte zu verbreiten, und seitdem steht der Name Schneider mit dem des Geisbocks in spöttischem Zusammenhange.

Das Kinderbildchen, welches einen Schneider mit Nadel und Scheere auf einem Geisbocke reitend darstellt und überall um 1 kr. zu haben ist, wäre demnach ein —

Historien-Gemälde. Brav, wir haben ohnedieß so wenige! — Eine andere, viel lustigere und unblutige Erklärung ist die folgende: Ein Schneiderlein, klein und zierlich von Gestalt, wanderte fröhlich auf der Straße nach Nürnberg. Während der Wanderung wuchs Schneiderleins frohe Laune und erreichte einen so hohen Grad, daß er ein Kriegslied zu singen begann und mit einem Male unter dem furchterregenden Geschrei: „Ha wenn das Husaren wären!" in die Dornhecke am Wege einhieb, und die Distelköpfe abschlug. Da gewahrt Schneiderlein von ferne plötzlich einen Husaren, der auf der Landstraße daher gesprengt kam. Zufall vermuthlich, aber Schneiderlein war nicht dieser Meinung. Er hielt es gerathen das Weite zu suchen und lief querfeldein. Dem Husaren mußte des Schneiders Flucht auffallen. Im stärksten Galopp setzte er dem Fliehenden und erreichte ihn endlich auf dem Anger eines Dorfes, wo der Arme seine Zuflucht in das Gerippe einer Geis genommen hatte und mit flehender Stimme dem Kriegshelden zurief: „Ach, Erbarmen, Herr Husar! schont des Kindleins im Mutterleibe!" Aus der großen Menge erläuternder Geschichten obigen Schneiderschimpfs mögen die historische und die humoristische vorderhand genügen.

89. Gallimathias.

Unter dieser Redensart versteht man zusammenhangloses Reden, Worte ohne Sinn. Ueber den Ursprung dieser Redensart herrscht Dunkel. F. Wachter glaubt es gebildet aus Gallus Mathias, d. h. wälscher (wallischer) Mathias, nämlich einer, der wälsches Zeug

redet; wie wir Deutsche auch unseren: Matthiesel, Hiesel u. s. w. haben. Lächerlicher erscheint uns die Ableitung von Polymathie, d. h viele Kenntnisse, weil diese Vielheit das Gedächtniß beschwere und verwirre. Huetius, der gelehrte Bischof von Avranchas, leitet es aber von nachstehendem Vorfall ab: Ein französischer Bauer, Namens Mathias, führte über einen Hahn, lateinisch Gallus, einen Rechtsstreit, und dieß in einer Zeit, als vor Gericht noch in lateinischer Sprache verhandelt wurde. Sein Anwalt bediente sich nun in seiner Vertheidigungsrede öfter der Worte: gallus Mathiae, der Hahn des Mathias; im Eifer der Rede versprach er sich aber oft und sagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Diese komische Verwechslung wurde von einigen Spöttern aufgegriffen und seitdem jeder verkehrte sinnlose Vortrag ein „Gallimathias“ genannt. Si non e vero e ben trovato. Ein Franzose, — diese besitzen auch das Wort und wenden es in ähnlicher Weise an, — bemerkt in einer boshaften Prüfung des Wörterbuches der Akademie anläßlich des Wortes Gallimathias: „Wenn die französische Akademie den Ursprung des Wortes nicht kennt, so kennt sie doch vollkommen die Thatsache. Zur Bekräftigung dessen das Wörterbuch selbst. Welch ein Gallimathias!“ Wer erinnert sich nicht dabei des drolligen Kapellmeisters, der, als er das Orchester dirigirte, den Violinisten zurufen wollte: Pech und Schwefel, und dafür mit Pef und Schwechel, mit Schwech und Pefel und so weiter herumwarf, ohne die zwei eigentlichen Worte finden zu können; — oder jener Tragödin, welche in schrecklicher Situation auszurufen

hatte: „Himmel, gib mir Kraft zum Tragen!“ — dafür aber, vielleicht in eigenthümlicher Richtung ihrer Phantasie und ein Opfer fixer Ideen, sprach: „Himmel, gib mir Tafft zum Kragen!“

Diesen Erklärungen gegenüber ist nicht zu übersehen, daß im Englischen „gallimaufry“ ein Mischmasch heißt.

90. Gang und gäbe,

d. h. es ist im Gebrauche, im Schwange, es ist gewöhnlich, ist so Sitte. Offenbar zu erklären aus: Es geht hindurch, cursirt, steht auf Füßen, und ist geeignet, genommen und gegeben zu werden. Zuerst auf Geld und dessen Umlauf angewendet, übertrug man's später auf Alles, das wir als geläufig und herkömmlich bezeichnen wollen. Bei Luther kommt vor: „Abraham wog das Geld dar, nämlich 400 Seckel Silbers, das im Kaufe gäng und gäbe war,“ d. h. gangbar. In diesem Sinne ist die Phrase auch am verbreitetsten; man spricht von gangbaren Münzen, gangbaren Waaren, ja von gangbaren Ansichten und Ideen.

Am besten wird „gang und gäbe“ in einer Urkunde des Papstes Wortwin von Aschaffenburg (1191) ausgedrückt durch: „sex solidi Wirzeburgensis monetae, quae tunc melior currit, in festo beati Andreae Ap. solvantur.“ An einer andern Stelle ist von Münzen die Rede, welche „currentes vel usuales“ sind; endlich, und das dürfte der Form der deutschen Phrase am nächsten kommen, heißt es in einer Urkunde Kaiser Karl's IV. vom Jahre 1351: „denarii usuales et dativi.“

Mit Beziehung auf ein bestimmtes Land, in welchem eine Münze gangbar genannt werden kann, wird diese auch eine landgängige geheißen.

91. Gauch, Geck.

Dem Worte Gauch gegenüber haben wir es mit einer geschichtlichen Hypothese und mit sprachlichen Erklärungen zu thun, die weit um sich greifen und auf stammlaut- und sinnverwandtes, wie: Gukuk, Gaukler, Geck, Jauche führen.

Nach einer ethnographisch-geschichtlichen Darstellung wäre das Schimpfwort Gauch der verstümmelte Name eines alten teutschen Völkerstammes, der zu Tacitus' Zeiten zu beiden Seiten der Weser, ungefähr von preußisch Minden an bis unterhalb Bremen gesessen. Er war unter dem Namen der Kauken oder Chauchen bekannt. Sie waren Stammfeinde der Cherusker und daher nicht mit Armin, sondern mit den Römern verbunden, sollen aber doch, nach dem Zeugnisse dieser, in der Schlacht bei Idistavisus den verwundeten Armiu haben entkommen lassen. Später wurden sie von den Sachsen, die sich über den ganzen nördlichen Theil Deutschlands bis an den Unterrhein ergoßen, fast vertilgt, und der einst gefürchtete Name der Kauken soll sich nun in dem Worte Gauch erhalten haben.

Gegen diese geschichtliche Erklärung wäre wohl zunächst die sprachliche Bedeutung des Wortes geltend zu machen. Unter Gauch verstehen wir heute, kurz gesagt, einen Tagdieb, einen Industrieritter und Bummler modernen Zuschnitts, der je nach seinem Fundorte nnd seiner Lebensweise entweder an's Diebische

und Straßenräuberische streift, oder auch nur als unbedeutender, lächerlicher, müssiggehender, feiger Kerl, als das, was man einen Gecken nennt, dasteht.

Schwenck führt den Namen Gauch in folgenden Bedeutungen auf: 1) als jungen unbärtigen Menschen, gleichbedeutend mit Geck; 2) als Blendwort und Gespenst, gleichbedeutend mit Gaukelei; 3) als Namen des Gukuks.

Für das Wort Geck führt er die mittelhochdeutschen Gieche, Gouch: der Thor, Possenreißer, an und leitet damit auf Gaukeln, Gaukler hin. Das gemeinsame Merkmal für Geck und Gaukler ist das des flatternden, sich lächerlich hin und her Bewegenden.

Der Gukuk, mittelhochdeutsch, so wie der Geck, „Gouch“ genannt, hat seinen Namen von dem Geschrei, und er bezeichnet den Ton desselben ebenso charakteristisch, wie Zischen die Stimme der Schlangen. Ob auch in ethischem Sinne von Gukuk zu Geck ein Brücklein führt, ob nämlich das Schimpfliche der Bastardschaft, also die Gemeinheit, Tagdieberei des Vogels oder das nichtige Geschrei desselben Anlaß zu Vergleichen geben kann, muß dahingestellt bleiben.

In alten deutschen Sprüchen kommt Gauch, Gouch oft auch in der Bedeutung von Gukguk, ferner in der eines Schalks und Dummkopfes vor. Z. B.:

„Wann der Gouch guket,“ d. h. im ersten Frühling, — wo die Neugierigen in den Wald laufen und aus der Zahl seiner ununterbrochen aufeinander folgenden Guk-Guk ihre Lebensdauer errathen wollen.

Oder wie es bei Fridank heißt:

„Ein Tore näme des Gouchs Gesang
Für den süßen Harpfen Klang. —

Ferner bei Hans Sachs:

„In den Gouchsberg, in den Schalksberg hawen“

Endlich:

„Ich tumber Gouch!“

Noch wird in das Bereich dieser Sprachfamilie hinein der niedersächsische Ausdruck: Gaudieb (Gaubeew) gezogen, und dieser nicht wie gewöhnlich gedeutet als „der Dieb, der durch den ganzen Gau stiehlt,“ sondern in Verbindung gesetzt mit der eingangs citirten historischen Erklärung, wozu die armen Kauken ihre Haut hergeben mußten. Dieser Erklärung zu Liebe würde also der Gaudieb vorerst zum Gauchdieb, um unversehens zum Chauchendieb, „quod erat demonstrandum,“ zu werden.

Um auf das uns geläufigste Wort Geck zurückzukommen — es gibt, nebenbei gesagt, Gecken in einem inneren und einem äußerlichen Sinne genommen, haben wir noch ein historisches Bekenntniß zu machen. Im J. 1381 stiftete Adolph Graf von Cleve die „Gecken-Gesellschaft“ mit einem eigenen Ordenszeichen. Es bestand in einem zierlich gestickten, mit silberner Kappe und gelben Schellen versehenen großen Narren, der an der linken Seite des Oberkleides angebracht war.

Minder erbaulich scheint es, zu hören, daß es einmal ein ganzes Geckenhaus gegeben habe, nämlich ein Gasthaus, guten Weines wegen berühmt. Da mögen indeß nicht Gecken, aber dafür desto mehr Gäuche zu finden gewesen sein. Der witzige Pfälzer Joh. Leonhard Weidner schrieb an die Pforte dieses Hauses:

„Wohl heißt die Herberg ein Geckenhaus:
Ein Weiser geht ein, und ein Geck heraus.“

Uebrigens blüht „der Geck“ in der deutschen Spruchpoesie in ganz artiger Weise; so heißt es: Je älter der Geck, je schlimmer.

Wenn's auf'm Markt an Gecken nicht fehlt,
O dann lösen die Krämer auch Geld.
Nichts so geckig als mit Willen ein Geck.

Mit Recht heißt der ein kluger Mann,
Der seinen Gecken verbergen kann.

Und um die nicht schmeichelhafte Redensart: „Einem den Geck stechen“ zu verstehen und mit Nutz anzuwenden, muß man wissen, daß „der Geck“ die Bezeichnung einer Naht am Hirnschädel der Kälber und Schöpse ist. Die Juden sagen von einer Dummheit, Thorheit, Abgeschmacktheit: Das ist „Gicks,“ wo die nahe Verwandtschaft mit Geck in die Augen springt

92. Gazette.

Heut zu Tage der italienische oder französische Name für Zeitung. Ueber das Alter dieser Einrichtung wollen wir nichts sagen; man behauptet, daß die Chinesen lange vor uns Zeitungen gehabt hätten. Wir wollen nur vom Worte „Gazette“ sprechen. Einige leiten Gazette von dem italienischen Worte „Gazetto“ ab, eine kleine Münze, welche man vor Zeiten in Italien erlegen mußte, um handschriftliche Neuigkeiten lesen zu dürfen. Wenigstens ist es historisch festgestellt, daß der Senat von Venedig schon im Jahre 1563 seine wohlcensurirten Bulletins über den Türkenkrieg auszuhängen pflegte, für

deren Lesung jedoch eine Scheidemünze, Gazetta, bezahlt werden mußte. So hätte sich diese Bezeichnung für die Tagesblätter in allen romanischen Sprachen fortgepflanzt. In Paris war Theophrast Renaudot, ein Arzt, der erste, welcher 1632, auf den Rath seines Freundes Hozier, seine Pazienten mit den Neuigkeiten des Tages bekannt machte. Diese Neuerung fand allgemein Anklang und veranlaßte ihn bei der sechsten Nummer ein königliches Privilegium zu nehmen, welches er erhielt, worauf er wochentlich ein Blatt, das er „Gazette" nannte, erscheinen ließ. Dieses Privilegium hatte sich lange bei seiner Familie erhalten. Man bewarb sich dann, z. B. in Amsterdam und in andern Städten, sorgfältig um solche Privilegien und sie bildeten die Einnahmsquellen vieler Magistrats-Familien, welche deren besaßen. Wieder Andere bringen diesen Namen mit folgender Idee in Einklang: Gazette komme von Gazetta, d. i. „kleine Elster;" weil Elstern geschwätzig seien und Zeitungen doch auch Alles ausplaudern, so habe man sich des Namens Gazette für Zeitungen bedient. Wir lassen diese etwas weit hergeholte Ableitung dahingestellt sein.

Nach Dr. Mitterutzner's sprachlichen Forschungen soll Gazetta von dem persischen Worte gaza: Schatz, Geld, Münze herkommen. Die nach dem Oriente Handel treibenden Venetianer nannten daher ihre Kupfermünzen Gazette; und weil im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eine wöchentliche Nachricht von Neuigkeiten für eine solche Gazetta verkauft wurde, bezeichnete man diese Berichte bald mit dem Namen der Münze selbst.

93. Gelbschnabel

dürfte denn wohl die treffende Uebersetzung des französischen béjaune (bec-jaune) sein, welches Wort in den Anfang des 14. Jahrhundertes zurückreicht. Es ist aus der Naturgeschichte bekannt, daß die Schnäbel der jungen Vögel mit einer hellgelben Haut besäumt sind. Als Charakteristik des Jugendlichen, Unreifen, noch nicht flügge Gewordenen benützte man diese Erscheinung auch zur Bezeichnung junger, unreifer, naseweiser Bürschchen, die, wie man sagt, „hinter den Ohren noch nicht trocken sind.“ In den lateinischen Schulen in Paris nannte man früher die neuen Ankömmlinge Gelbschnäbel und sie mußten eine Antritts-Steuer erlegen, ihre Gelbschnäbel bezahlen, payer son béjaune (bec-jaune), wie es hieß. Sie wählten dann Einen unter sich, dem sie die Aufsicht über die sämmtlichen Mitglieder übertrugen, und diesen nannten sie l'abbé des béjaunes. Ebenso hieß das Dienstzeugniß, welches die Pariser Procuratoren ihren Schreibern bei deren Entlassung geben, lettre de béjaune. Der Abbé des béjaunes erhob und verwaltete die oben erwähnte Taxe, und aus der Gesammtsumme dieser Taxe wurden Geschenke bestritten, an denen alle Studiosen theilnahmen. Diese Gepflogenheit gab Veranlassung zu Unruhen, in Folge welcher im Jahre 1311 eine Polizei-Verordnung erschien, welche Allen, so diese Taxe bezahlen, eine Strafe auferlegte.

94. Die Generalstaaten in Frankreich.
(États generaux.)

Es ist bekannt, daß die Einberufung der Generalstaaten, nämlich der allgemeinen Reichsstände états generaux, die das letztemal im Jahre 1619 versammelt aber durch kein Gesetz aufgehoben waren, der erste Schritt zur großen Revolution in Frankreich war. Weniger bekannt dürfte die Veranlassung dieser Wiedereinberufung sein, daß sie nämlich die Folge eines guten Witzes von einem Mitgliede des alten Parlaments war. Als dieses über vorgeschlagene neue Steuern berathschlagte, welche der Finanznoth ein Ende machen sollten, von den Notabeln aber zurückgewiesen wurden, bemerkte ein Mitglied: Man müsse vor Allem die Regierung auffordern, ihre Anschläge (états) der Ausgaben, was man heute Budget nennen würde, vorzulegen. Als man darüber hin und her sprach, meinte ein Parlamentsrath ganz witzig: „Comment, vous demandez des états? ce sont les États-generaux qu'il faut demander.“ Man lachte, aber das Parlamentsmitglied versicherte, in allem Ernste diesen Antrag zu machen, und es stimme dafür, ihn unverzüglich dem Könige vorzulegen. Als vollends die Sache im Volke bekannt ward, konnte man an ein Zurückziehen dieses Antrags nicht mehr denken — die Generalstaaten wurden 1789, unter dem Widerwillen der Regierung, als letztes Mittel einberufen. Die Revolution war eingeladen. — So Lacretelle in seiner „Geschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts“ (Histoire de France. Paris. 1808).

95. Zur Genesung.

Das Niesen selbst ist sehr alt und wenn wir dem Jesuiten Strada Glauben schenken, — so hätte die Menschenstatue, welche Prometheus verfertigt und mit dem gestohlenen Feuer belebt hat, ihr erstes Lebenszeichen in dem Momente, als er den himmlischen Strahl ihr in die Nase goß, durch Niesen gegeben. Die Rabbiner versichern wieder, daß Adam der Erste gewesen sei, der geniest habe. Ob die Sitte, einem Niesenden die theilnehmenden, artigen Worte: „Zur Genesung;" „zur Gesundheit;" „Helf' Gott;" „Profit;" „Wohl bekomm's" zuzurufen, ebenso alt wie das Niesen sei, können wir nicht sagen, weil weder Strada noch die Rabbiner melden, ob Prometheus seinem Menschengebilde und Eva dem Adam Profit zugerufen. Wohl dürfte es der menschlichen Forschung kaum gelingen, Bestimmtes über den eigentlichen Ursprung zu ergründen. Die Thatsache ist da und lehrreich dürfte es sein zu erforschen, was sich im Laufe der Zeiten, je nach Gelegenheit und Sitte, Ernstes und Heiteres, Vernünftiges und Widersinniges daran knüpfte; also wir wollen eine kurze Geschichte des Niesens, aber die vollständigste, die es bisher gibt, bringen, und dann sehen, wie alter Aberglaube mit neuem Glauben oder alter Glaube mit neuem Aberglauben in Zusammenhang zu bringen wäre, und was wir uns heute bei Ausübung ähnlicher Höflichkeiten denken.

Ueber das Niesen und das damit verbundene Gesundheitwünschen berichtet die jüdische Legende das Folgende:

Seitdem Himmel und Erde erschaffen worden, war kein Mensch krank, sondern überall, wo er war, auf dem Wege oder auf dem Markte, nieste er und seine Seele entfloh, bis Jakob kam und deshalb betete: „Herr aller Welten! nimm nur meine Seele nicht, bevor ich meinen Kindern und meinen Enkeln meinen Willen kundgethan.“ Und er fand Erhörung. So heißt es, nach diesen Begebenheiten wurde dem Joseph gemeldet: „Dein Vater ist krank.“ Das hörten alle Fürsten der Erde und erstaunten darüber, denn so was war nicht geschehen seit Himmel und Erde erschaffen worden. Deßhalb muß man beim Niesen „zum Wohlsein“ sagen, weil dieser Tod sich in Leben verwandelt hat. Im Hiob heißt's: „Sein Niesen leuchtet wie das Licht.“ So auch: „das Niesen ist gut für den Kranken“ und „bis Jakob nieste man und starb.“ Man sieht also, daß nach dieser Judenlegende der Gebrauch des Gesundheitszurufes beim Niesen ein sehr alter ist. Die altgläubigen Juden sagen noch beim Niesen Asusse d. i. Gesundheit, und fügen bei Kindern hinzu: „fromm und alt, wohlgestalt, werd' Hundert Jahr alt!“ die Antwort darauf ist boruch tihje! d. i. sei gesegnet.

Einige Schriftsteller nennen Italien das Land, in dem der Ursprung jener Sitte zu suchen sei. Während einer furchtbaren, der sogenannten Bubonen-Pest, unter Papst Pelagius ausgebrochen und auch noch nicht unter Papst Gregor dem Großen (590 n. Chr.) gewichen, die sich an den Befallenen durch Niesen oder Gähnen charakterisirte, soll es aufgekommen sein, dem Niesenden ein mitleidiges „Helf Gott“ zuzurufen, sowie auch beim Gähnen, wie man es noch heute sieht, ein Kreuz über den offenen Mund zu schlagen.

Aber es hat sich herausgestellt, daß man weit, sehr weit zurückgehen müsse. Schon in der Zenda Vesta Zoraster's, einem der ältesten Bücher der Welt, werden Gesundheitswünsche beim Niesen zur Verbannung böser Geister anbefohlen. Aber nicht alle unsere Leser verstehen die indische Sprache, um sich in der Zenda Vesta selbst von der Wahrheit unserer Mittheilung zu überzeugen. Also wir rücken in die christliche Aera. Apulejus, der schon leichter eingesehen werden kann, ist unser Gewährsmann. 300 Jahre vor Gregor dem Großen erzählte uns dieser edle Römer und Autor des goldenen Esels in seinen Metamorphosen folgende köstliche Geschichte vom Niesen und seinem freundlichen „Helf Gott": „Die Frau eines Kleiderwalkers hatte ihren Liebhaber bei sich, den sie bei der unvermutheten Rückkehr ihres Mannes unter einem Korbe versteckte, der, zum Schwefeln der Wäsche benützt, sehr stark nach Schwefel roch. Hierauf setzte sie sich mit ihrem lieben Gemahl in der Nähe des Korbes zu Tische. Der Schwefel fing indeß an seine Wirkung zu üben; der Mann im Korbe brachte das chemische Phänomen zum Ausdrucke, d. h. er nieste mächtig. Der gute Gemahl (ein guter, ein braver, ein lieber Herr von Hecht, wie es im Wiener Volksliede heißt) achtete nicht darauf, „woher der Wind wehte," und, in der Meinung, das Niesen komme von seiner Ehehälfte, rief er ihr herzlich zu: „Prosit, liebe Frau!" Worauf diese ebenso herzlich erwiderte: „Dank, lieber Mann!" Bei den Römern benützte man — nach Augustin's glaubwürdigem Zeugnisse — das Niesen zum Vorwande seinen Morgenschlummer über die Gebühr auszudehnen.

Wenn ein Knabe oder ein Mädchen um zehn Uhr Morgens noch im Bette lagen, und die Eltern eben daran waren, die kleinen Faulpelze auszuschelten, so mußten sie sogleich dieses Vorhaben aufgeben, wenn die Kinder mittheilten, daß sie, als sie recht Früh aufstanden, geniest hatten, in welchem Falle sie einer bestehenden Sitte gemäß nichts Klügeres thun konnten, als sich auf die andere Seite zu legen und das fortzusetzen, was sie auf der einen bis zum Momente des Niesens gethan hatten. Wie allerliebst ist ferner der Glaube der Römer, der Liebesgott niese bei der Geburt eines schönen Mädchens, und wie gleichfalls allerliebst ist die Schmeichelei eines römischen Jünglinges, der einem Mädchen, das er liebte, sagen konnte sternuit tibi Amor, der Liebesgott hat dir zugeniest.

Von Kaiser Tiberius findet sich, wie Plinius in seiner „Historia naturae“ lib. 28, c. 5. erzählt, eine Anordnung, welche besagt, daß, wenn er ausfahre und auf dem Wege niese, Jedermann die gewöhnliche Formel des Glückwunsches ihm sofort zuzurufen habe. Diese Formel war bei den Römern „Prosit.“ Die Griechen sagten, wie wir „Gott helfe,“ „Zeus helfe.“

Noch weiter zurückgehend kommen wir entschieden auf das Gebiet des Aberglaubens. Es war Glaube der alten Welt, daß im Niesen etwas Göttliches, ein Fingerzeig künftiger Dinge enthalten sei. Man glaubte, der Mensch niese, wenn seine Seele mit Ahnungen erfüllt sei, erfolge darauf Gutes oder Schlimmes. So finden wir ein Beispiel bei Homer. Als Penelope sich bitter über die Zudringlichkeit der Freier beklagte und

ihnen mit der Rache des Ulysses drohte, nieste plötzlich der anwesende Telemach, und zwar so, daß es im ganzen Saale widerhallte. Wir lassen den alten Voß-Homero's reden: „Als sie es sprach, da nieste Telemach laut, daß die Wohnung ringsum scholl vom Getöse; da lächelte Penelopeia, schnell zum Eumaeos darauf die geflügelten Worte begann sie: Geh doch, rufe mir gleich hieher vor das Antlitz den Fremdling! Sahst du nicht, wie der Sohn die Worte mir alle beniest hat." Wer diese Stelle im Original lesen will, den verweisen wir auf die Odyssee, XVII. Gesang, 241. Vers. Die Siamesen glauben, daß in der Unterwelt einige Richter beständig mit der Lectüre aller Sünden der Menschen beschäftigt sind, welche einst vor ihrem Richterstuhle erscheinen werden. Der Oberrichter suche in diesem Buche stets nach der letzten Sünde irgend eines Menschen, der darin steht, und die Personen, deren Namen er liest, müßten sogleich niesen. Dieses Niesen erschiene sonach als eine Art Nothruf, wodurch die Mitleidigen aufgefordert werden, das Erbarmen der Götter für sie anzuflehen.

Als schlimme Vorbedeutung wollte das Niesen jener Steuermann aufnehmen, der den Timotheus als Befehlshaber einer Athenischen Flotte gegen die Korkyräer führte. Es hatte nämlich ein Ruderknecht geniest, und deßhalb wollte der Steuermann umkehren. Es wäre geschehen, wenn nicht der wackere Timotheus aufgeklärter gewesen wäre und gemeint hätte: „Was soll denn das für ein Unglückszeichen sein, wenn unter so vielen Tausenden ein Einziger niest?"

Nicht gleichgiltig waren von jeher so Zeit als Ort des Niesens. Bei den alten Griechen z. B. galt es für Unglück, während der Zeit von Mitternacht bis nächsten Mittag zu niesen. Welche behagliche Sitte mit dem Niesen beim Aufstehen, oder ehe man die Schuhe an hatte, verbunden war, haben wir schon berichtet.

Wenn nach einem Gastmahle die Tafel aufgehoben werden sollte, und es nieste Jemand, so trug man sogleich die abgetragenen Gerichte wieder auf, um das Mahl nicht unter bösen Vorbedeutungen zu enden. Ueberhaupt war bei den Griechen das „Niesen“ eine vielbeachtete Funktion. Aristoteles betrachtet es in seinem siebenten und neunten Problem von der medicinischen Seite philosophisch. „Warum“ sagt er „hält man das gesunde Niesen für etwas Göttliches, und nicht auch Husten und Schnupfen? Etwa weil es von dem göttlichsten Körpertheil, dem Kopfe, ausgeht?“ — Sokrates hielt mehr vom Niesen als von seiner Xantippe; darin hatte er nicht Unrecht. Auch glaubte er, daß sein innerlicher Dämon, sein Genius zuweilen, wie bei uns der Schnupftabak, auf die Nase wirke. — Als etwas wirklich Göttliches erwähnt Aristophanes öfter das Niesen in seiner Comödie „die Vögel.“ — Als Xenophon seine Krieger fragte: Ob sie sich lieber dem Feinde feig ergeben oder die erlittene Schmach muthig rächen wollten, nieste ein Soldat zufällig und die Uebrigen 10.000 beugten sich sofort vor dem so sich kundgebenden Gotte; — findet sich darin nicht ein Anhaltspunkt für unsere Redensart, wenn jemand etwas behauptet und ein Nebenstehender eben niest: er hat auf die Wahrheit geniest?

Was den Ort betrifft, an dem man vom Niesen befallen wurde, so bedeutete es immer Unglück, wenn man z. B. in der Nähe eines Leichenhügels, eines Grabmals oder eines Todten nieste.

Auch die Zahl wiederholten Niesens hatte ihre bald gute, bald schlimme Bedeutung. Nieste ein Kranker Einmal, so starb er; wenn zweimal, sollte er genesen. Bei Dingen, wo es sich um Treue und Glauben handelte, war einmaliges Niesen gut, dreimaliges bös, z. B. bei Verträgen. (Wie oft müssen der große Neffe drüben und sein Verbündeter hüben im J. 1859 und 1860 geniest haben! Helf Gott!)

Die Formel „Gott helfe" ward in beiden Fällen gebraucht, u. z. bei glücklicher Vorbedeutung, um sie noch mehr zu bestätigen, bei unglücklicher, um wo möglich abzuwenden.

Merkwürdig sind die Feierlichkeiten, mit denen einst das Niesen des Königs von Monomotapa begangen worden ist. Alle Anwesendeu brüllten in tiefster Ehrfurcht gewisse Glückwunschformeln so mächtig in die Welt hinaus, daß alsbald der ganze Pallast, die nächsten Anwohner desselben und endlich die ganze Stadt davon erfüllt waren, wobei das Gebrüll jedesmal von vorne anging. So läßt ja auch der originelle Grabbe seine unsterbliche Tragödie Hannibal merkwürdigerweise mit einem gewaltigen Niesen des Königs Prusias, Hannibal's Wirth und Hannibal's Verräther, enden.

Heutzutage gehört es nicht mehr zum guten Tone, Jemands Niesen zu bemerken und darauf etwas zu sagen. Wir sind also darin nur einer Sitte gefolgt,

welche die Wiedertäufer und Quäker schon längst abgeschafft haben. Aber seltsam, von allem abergläubischen Beigeschmacke hat sich unsere Cultur, dem Niesen gegenüber, noch immer nicht losgelöst, und wir können gar oft den ernstgemeinten Spruch hören: „An jenem Tage, an welchem Einer niest, stirbt er nicht;“ ganz entgegen der Rabbinischen Tradition, nach welcher der Niesende augenblicklich sein Leben verlor.—Noch häufiger und wie wir eben bei Xenophon's Soldaten angedeutet haben, tiefer gewurzelt finden wir den Aberglauben, daß Niesen die Wahrheit einer Rede oder Aussage bestätige, und die gewöhnliche Formel dieses Wahnes ist: „Helf Gott! wahr ist's!“ Für die Erklärung des Spruches „Zur Genesung“ steht uns wohl, ohne an Pest und Tod denken zu müssen, die pathologische Erklärung des Niesens zu Gebote, die man unbegreiflicher Weise bei allem Glauben und Aberglauben, so viel Wunderbarem und Albernem nie beigezogen hat. Es ist nicht nur gewiß, daß die Nothwendigkeit des Niesens eine Art abnormen körperlichen Zustandes, eine Affection des Gehirnes, wenn auch nur momentan während, voraussetzte, wonach sich das „Zur Genesung“ schon erklären ließe; sondern es ist auch bekannt, daß es eine Wiederholung des Niesens gibt, die entweder primär oder secundär ein sehr gefährliches Uebel, oft mit dem Tod endend, charakterisirt. Mag nun einmal das epidemische Auftreten dieses Zustandes zunächst zu dem frommen Wunsche Veranlassung gegeben haben, oder mag man, so oft man niesen hört, sagen wollen: „Gott behüte Euch vor Schaden“ und „sei es zur Genesung d. i. zum Heile,“ kann der Beurtheilung Aller überlassen

bleiben. Nicht vergessen darf übrigens werden, daß man auch spottend sagt: „Ich niese d'rauf," d. h. um das und das gebe ich nichts! Ferner das Niesen als Signum der Wahrhaftigkeit parodirend, ruft man auch „Hatzi" (das Geräusch des Niesens), wenn man etwas nicht glaublich findet. Endlich gibt es ein Gesellschaftsspiel, welches darin besteht, daß mehrere sich unter gewisse Buchstaben theilen, welche zusammenklingend das Geräusch des Niesens nachahmen. Auf ein Zeichen brechen sie alle los und man vernimmt einen starken Nieser.

96. Geruhen.

Dieses nur regierenden Fürsten, wenn sie etwas anordneten, in den Mund gelegte Wort kommt von dem althochdeutschen ruohhan, mittelhochdeutsch ruoche, englisch reck, und bedeutet so viel als etwas besorgen, sich um etwas kümmern; daher die Phrase „Se. Majestät haben geruht," sich sehr leicht erklärt.

Nur weil es zu komisch ist, gedenken wir hier des philologischen Versuches, das „Geruhen" von der am französischen Hofe ehemals herrschenden Sitte herzuleiten, daß für den König, wenn er Jemanden mit seinem Besuche beehren wollte, der krank im Bette lag, ebenfalls ein Ruhebett neben dem Kranken aufgeschlagen ward, damit der Untergebene vor dem Herrn nichts voraushabe!

97. Kleine Geschenke halten die Freundschaft aufrecht.

Diese geistreiche Antwort eines großen Mannes — denn das war und bleibt Montesquieu — ist sprichwörtlich geworden, ihre Anwendung liegt zu sehr am Tage, als daß eine Erläuterung nöthig wäre; ihr Ursprung ist aber folgender: Montesquieu stritt eines Tages mit einem Parlamentsrathe aus Bordeaux. Dieser Letztere schloß nach mehreren ziemlich hitzig vorgebrachten Beweisgründen seine Rede mit den Worten: „Herr Präsident! wenn nicht alles so sich verhält, wie ich es gesagt habe, so gebe ich Ihnen meinen Kopf.“ — „Gut, ich nehme ihn,“ entgegnete Montesquieu mit Ruhe, „kleine Geschenke halten die Freundschaft aufrecht.“

98. Weder giks noch gaks wissen.

Wird von Einem gesagt, der eben gar nichts weiß und über eine gewisse Frage ganz im Dunklen ist. Der Witz und Kern der Phrase liegt in dem Zusammenklange der Selbstlauter i und a, die sowohl schon ihrem Wesen nach entschieden zweierlei sind, nämlich eines und ein anderes, dies und jenes, hüben und drüben, schwarz und weiß, als auch durch die berechnete Zusammenstellung mit gleichen Mitlautern in ihrer Verschiedenheit noch mehr heraustönen. So auch in „Blimi, blami;“ — „Wischi, waschi;“ — „Hudri, wudri;“ — „Tschiri tschari“ u. m. a. Den Contrast, der bei allen künstlerischen Darstellungen unentbehrlich ist, sucht sich das Volk auf die einfachste Weise; bei ihm ist b dem a entgegengesetzt, wenn es zu einem Gedanken

dieser Operation bedarf; und die Idee durch den ersten und letzten Buchstaben des Alphabets *α* und *ω* das Wesen und die Herrlichkeit Gottes darzustellen, ist gewiß kindlich einfach und ursprünglich. Auf demselben Wege liegt auch die witzige Zusammenstellung der Buchstaben u und x in die Phrase: „Ich lasse mir nicht ein u für ein x machen;“ da ist, wie bei i und **a**, nichts weiter als die vollkommene Unähnlichkeit zweier Elemente benützt, um das Schroffe einer vermutheten Täuschung recht anschaulich zu machen. Gehört hieher nicht auch Chamisso's.

„Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's,
Er dreht sich links, er dreht sich rechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten“? —

Man hört auch, Unkunde in gewissen Dingen zu bezeichnen, sagen: „Einer habe läuten gehört und er wisse nicht wo;“ — oder „Er weiß einen Plunder;“ — „Er weiß einen Pfifferling“ u. s. w.

Außer den obengenannten, auf dem Gleichklang beruhenden analogen Worten finden sich in altdeutschen Literaturmonumenten die Phrase: Gimpelgampel und Hozelpozel, jedoch in einem ziemlich deutlich nachweisbaren Sinne, wie folgende Stellen aus Nithart zeigten:

„Mit einem Liede wuchs er ihr auf das Wempel,
Sie gewann ein Kind bei ihm, das heißet Lempel;
Also lert er sie den Gimpelgempel.“

und:

„Da sie den Gimpelgempel in die Hand genam,
Sie faßt ihn an das Wempel, er druht ihr durch die Gram:
Nu ruora du den Hozelbozel vaste
Daß der Gimpelgempel nicht geraste!
Urraburra! wer gat da?“

Hozeln und einhozeln heißt bei Geiler: vor Lachen oder Freude zusammenschaudern und sich wieder ausdehnen. Bürger braucht es im „Abt von St. Gallen“ nur in dem Sinne von einfallen, eingehen, zusammenschrumpfen.

Uebrigens haben wir es hier auch mit einer Zusammensetzung zu thun, deren einen Theil ein sehr bekanntes Objekt bildet, nämlich der Gimpel. Der Vogel Gimpel wird von dem schwarzen Flecke auf dem Kopfe, der sich wie ein Schleier ansieht, Dompfaffe genannt; denn Gimpel hieß ehedem der Schleier von dem französischen guimpe, auch Brusttuch der Nonnen. Von diesem Vogel sagt man, daß er sich sehr leicht fangen lasse und sich dabei außerordentlich dumm benehme, daher die Uebertragung seines Namens auf einen einfältigen Menschen, ganz besonders im Sinne des Sichfangenlassens von Weibern.

99. Den langen Glauben mit Einem beten.

d. h. wie der Köhler dem Teufel ihn vorgebetet hat, einen Glauben nämlich, über den keine Rechenschaft gegeben wird, und der immer wieder in sich selbst zurückkehrt, ein Köhlerglaube, wie es heißt, blind, bewußtlos, ohne Werth. Der Köhler soll auf folgende Art dazugekommen sein: Der Teufel war einst in Bischofstracht zu einem Köhler gekommen und fragte ihn, was er glaube; der Köhler entgegnete: „Was die Kirche glaubt.“ Und als der Teufel ihn ferner fragte, was denn die Kirche glaube, erwiderte jener: „Was ich glaube;“ und aus diesem Cirkel kam der Mann der Kohle nicht heraus.

100. Von Gottes Gnaden.

Ist die bekannte Formel, mit welcher Souveraine sich auf ihre Rechte, als von Gott verliehen, berufen. Zuerst setzte Karl der Große im J. 856 sie seinem Titel vor, später alle Könige, ja selbst Herzoge, Grafen und Bischöfe. In Frankreich ward letzteren der Gebrauch dieser Worte als Majestätsverbrechen untersagt. Ein ähnliches Verbot erging auch von Würtemberg am 26. Juni 1807, worin den mediatisirten Fürsten, Grafen und Edelleuten bedeutet ward, das Prädicat: „Von Gottes Gnaden“ abzulegen. Vor Allen maßten sich die Bischöfe diese Formel an. Als der Erzbischof von Upsala seinen König Gustav Wasa bewirthete, hatte er für sich einen eben so hohen Thron errichten lassen wie für den König, und bei der Tafel trank er diesem mit den Worten zu: „Unsere Gnaden bringen es Eurer Gnaden zu einem fröhlichen Jahre zu!“ — Gustav Wasa entgegnete dieser Anmaßung: „Unsere Gnaden und Euere Gnaden haben nicht Raum unter Einem Dache!“

Wie leuchtend, mitten durchgreifend steht dagegen nicht eines größern, aufgeklärten Souverains, des Fürsten der Humanität, des österreichischen Kaisers Joseph II. Ausspruch da, welcher der Klage eines zu jenem Titel berechtigten Fürsten, daß ein Anderer sich desselben willkürlich bediene, entgegnete: „Lieber Fürst, wir sind Alle, die Könige, wie die Bauern, von Gottes Gnaden!“

101. Wer baut auf Gott, Sieht keinen Tod.

Dieser fromme Spruch, vornehmlich zu seiner Zeit im Braunschweig'schen gäng und gäbe, stand als Umschrift auf den Münzen, welche Christian Herzog von Braunschweig (geb. 1599, gest. 1626) einer der standhaftesten Beschützer und Verfechter der Evangelischen im 30jährigen Kriege, aus den Schätzen und Kostbarkeiten der Klöster und Stifter zur Löhnung seines Heeres schlagen ließ. Christian war es auch, welcher die Apostel zum zweiten Male in alle Welt gehen und ihr wohlklingendes Wort aller Orten im Lande ertönen ließ, als er 1622 zu Paderborn im Dom die 12 Apostel und den Sarg des heiligen Liborius, die ersteren wie den letzteren aus gediegenem Silber, wegnehmen ließ, mit den Worten: „Ei was steht ihr hier so müßig? es heißt: Gehet hin in alle Welt!" und sie in die Münze schickte, aus welcher sie als gutes Geld wieder unter die Leute kamen.

102. Graf.

Unter „Graf" verstand man in Deutschlands ältester Zeit eine Art Unterrichter, wozu das Volk, das ihn wählte, — wenigstens war dieß bei einigen Stämmen Sitte, — einen Mann erkor, der bereits in Geschäften grau geworden war. Aus diesem Beiworte nun entstand nach ziemlich allgemeiner Meinung unser heutiges Graf, was dadurch bestätigt scheint, daß man anfänglich grau, dann Grave schrieb, wie dafür zahlreiche Beweise in den Druckwerken des 15. und 16. Jahr-

hunderts aufgefunden werden können, obwohl auf sprachlichen Wegen dieses grau als ursprüngliche Form nirgends gefunden wird und wahrscheinlich Graf nach der damaligen Uebung, u, v und f zu verwechseln, auch in der Form von grav, grau geschrieben ward.

Andere leiten das Wort aus dem griechischen γράφειν ab, woraus sich das altgallisch-lateinische graffare gebildet, was so viel bedeutet als Schreiben und woraus die Bezeichnungen graffarius, greffier entsprangen, was weder mit der besondern Fähigkeit der Grafen zu schreiben, noch mit ihrer gewöhnlichen Verachtung des Schreibervolkes gut stimmen will. Noch Andere nehmen an, daß das Wort Graf von dem angelsächsischen gerêfa, Einnehmer und später Richter abstamme. Daß die ursprüngliche Bestimmung des Grafen die eines Richters gewesen, erhellt deutlich aus mehreren Zusammensetzungen, die in älterer Zeit gebräuchlich waren, als da sind: Pfalzgraf (von Pfalz, Burg) also Hofrichter, bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kam, angebracht werden mußte. Gaugraf, Richter von Gauen, d. i. von gewissen Bezirken eines Landes; Markgraf von Mark, Grenze, also Grenzhüter oder Bewohner; Landgraf, Beamter des Innenlandes, wo kein regierender Fürst war; Burggraf, der nur über eine Burg und das dazu gehörige Gebiet gesetzt war. Freigraf, ein oberster Richter des westphälischen Freigerichts, der Vehme; Dinggraf von Ding, Gericht, Gerichtsbeamter ebenfalls bei der Vehme thätig; Zentgraf, von der Zahl Hundert (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich über ebenso viele Personen gesetzt waren; die Titulatur der

Reichsgrafen gehört der späteren Zeit an, und wurden damit Grafen bezeichnet, welche am deutschen Reichstage Antheil nahmen.

Die Bezeichnung im lateinischen mit comes und im französischen mit comte, italienisch conte, englisch count, führt wohl nicht dem Ursprunge des Wortes, aber der Bedeutung desselben näher, und es dürfte seine Richtigkeit damit haben, daß aus ursprünglichen Gefährten, Begleitern eines Höheren die Grafen hervorgegangen seien.

103. In's Gras beißen.

Wie Mancher mag bei dem Gedanken an diesen Spruch ein saures Gesicht machen, aber nicht etwa, weil ihm die Bedeutung desselben schrecklich ist, sondern, weil er im Ernste glaubt, er komme dazu, ungesalzen und ungeschmalzen Gras mit seinen Zähnen anfassen und mit seinem Gaumen in Berührung bringen zu müssen, wie weiland Ochse Nabuchodonosor. Dem ist aber, zum Troste aller Gourmands sei es gesagt, nicht so. Beißen hieß im Altdeutschen: springen, und „In's Gras beißen" will sagen „In's Gras springen," d. h. vom Schlachtrosse und zwar durch tödtliche Verwundung dazu genöthigt; also fallen, sterben. In alten Schlachtschilderungen und Kriegsliedern kommen die Stellen vor: „In dem starken Sturme erbeißte manig Mann nider von den Rossen;" — oder „Da erbeißte manig Mann nider in das Gras;" — „da beißte Wolf Dieteriche wol nider in das Gras."

Diese Phrase vom Sterben im Kampfe ward dann

auch auf das allgemeine Sterben angewendet, denn „herunter muß Jeder einmal vom Roße, wär's auch noch so hoch."

Andere beziehen die Redensart auf das krampfhafte Öffnen und Schließen des Mundes, das bei Sterbenden beobachtet wird und speciell auf das krampfhafte Erfaßen von Erde oder Gras durch einen verwundeten Krieger, der sich im heftigsten Schmerze und in Todesnoth auf dem Boden windet.

Für diese Auffassung sprechen allerdings viele Stellen der alten Classiker; so in der Iliade (II. 418.)

„— und häufig um ihn die Genossen, vorwärts liegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich."

Ebenda: (XI. 749).

„— und zween Kriegsmänner um jeden knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt."

Oder (XXIV. 737).

„— Denn sehr viel Männer Achaia's sterben durch Hektor's Hände, den Staub mit den Zähnen zerknirschend."

Auch bei den Römern war das in die Erde beißen des Sterbenden nicht unbekannt.

Virgil sagt in der Aeneide (XI. 118):

„Procubuit moriens et humum semel ore momordit."

Ebenso Ovid (Metamorph. IX. 60):

„— Tum denique tellus
Pressa genu nostro est; et arenas ore momordi."

104. Grog.

Der Grog, ein geistiges, erwärmendes Getränke, ist eine Mischung aus Rum und heißem Wasser und wird fast nur von Seeleuten und dort getrunken, wo man nicht Zeit und Gelegenheit hat, die Mischung mit Thee zu versetzen und den beliebteren sogenannten Csaj, Tschai, herzustellen. Grog ist ein echt englischer Name und soll zu diesem der englische Admiral Vernon den Anlaß gegeben haben. Er war es nämlich, der gegen den feuerigen Rum das mörderische Attentat verübte und ihn zu einer Heirath mit dem Wasser zwang. Vor ihm ward der Rum den Matrosen unvermischt gereicht. Vernon mochte Ursache haben, dieß schlecht zu finden, was ihrerseits wieder die Matrosen schlecht fanden. Um ihm dafür etwas anzuhängen, hielten sie sich an seinen Rock, der von kameelhahrenem Zeuge, Grogram genannt, war. So oft sie nun den Barbaren sahen oder von ihm redeten, schalten sie ihn nur den alten Grog, und dieser Name ward zuletzt dem Getränke selbst gegeben.

105. Groschen. — Thaler.

Eine Münze, welche sich ursprünglich durch größere Dicke vor andern, namentlich den Blechmünzen, unterschied, und sie ward deßwegen mit dem lateinischen Namen Grossus, d. i. Dick, genannt. Ihr Werth war vor jeher ein veränderlicher. Besonders bemerkte man dieß im ersten Viertel unseres Jahrhunderts von den preußischen Groschen, die nacheinander unter den Namen: Sechsunddreißiger, Zweiundvierziger, leichte Groschen,

petits gros, Münzgroschen u. s. w. auftraten. Am 1. October 1825 ward eben wieder eine Gattung für abgeschafft erklärt, und man nannte sie „todte Groschen." Ein Berliner Blatt machte sich damals den Spaß folgende Todesanzeige über sie zu publiciren: „Soeben, am 1. October 1825 ist Groschus nach einer unheilbaren neunzehnjährigen Krankheit, in einem Alter von 147 Jahren, sanft und selig entschlafen. Unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen macht dieses seinen Verwandten und Freunden bekannt sein Universal-Erbe: Silber-Groschus."

Auch der Thaler ward ehedem Groschen genannt, u. z. Dicker Groschen, Guldengroschen und nahm seinen Anfang in der böhm. Stadt Joachimsthal, wo die Grafen von Schlik im 16. Jahrh. derlei Münzen von vorzüglich feinem Gehalte prägen ließen, welche man daher Joachimsthaler, gleichsam Münzen aus Joachimsthal, nannte. Im Laufe der Zeit kürzte man diesen Namen auf das Grundwort Thaler ab. Die Ableitung des Wortes Thaler von Teller, italienisch taliere, dänisch talerken, da die Thaler gewissermaßen die Form eines Metalltellerchens haben, welche Ableitung Wolke in seiner „Anleitung zur deutschen Gesammtsprache" zur Geltung zu bringen sucht, ist nicht stichhältig. Im Sprichwort findet der Groschen goldene Anwendung, z. B.

Wer den Groschen nicht ehrt wie den Gulden,
Kommt leicht zu' Schulden;

für österreichische Verhältnisse, da man hier keine Silbergroschen mehr zu Gesicht bekommt, etwa so umschrieben:

Wer nicht ehrt die Zehnkreuzer-Zetteln,
Kann zu guter Letzt noch betteln.

In Nürnberg sagt man von einer verblühten Schönheit:

Ihr Groschen gilt keinen Batzen mehr.

Trefflich ist:

Der Groschen, den die Frau erspart, ist so gut, als den der Mann erwirbt,

und sehr wahr in seiner Anwendung bei Vielen dürfte sein:

Einen Groschen im Sack und für zwei Groschen-Durst.

Der Thaler ist sprüchlich spärlich bedacht, man sagt nur:

Thaler klappen,
Worte lappen.

106. Großherzog.

Dieser Titel ward in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zwar zu Gunsten des Fürsten Franz Medicis von Toscana, Gemals der Prinzeß Johanna von Oesterreich (vermält 1565), neugeschaffen. Es ging damit so her. Papst Pius hatte dem erlauchten Medicäer, in Anerkennung der Verdienste seines Vaters, die Würde und den Titel eines Erzherzogs zugedacht. Johanna's Bruder, der damalige Kaiser Maximilian II., hatte nichts gegen diese Rang- und Titelerhöhung; aber die kaiserlichen Räthe und der König von Spanien, Philipp II., weigerten sich dessen, weil die erzherzogliche Würde ein Vorrecht des Hauses Oesterreich war. Wie nun etwa 70 Jahre später aus Anlaß eines österreichischen Erzherzogs, des berühmten

Cardinal-Infanten Ferdinand, ein Höfling die Titulatur: „Königliche Hoheit“ erfand (siehe diese), so war es nun der kaiserl. geheime Rath Joh. Ulrich Zasius, welcher für den Titel eines Erzherzogs jenen des Großherzogs in Vorschlag brachte, um welchen sich Franz nunmehr auch bewarb und den er erhielt.

107. Gulden.

Die Gulden (Gülden) waren ursprünglich eine Goldmünze, welche zuerst zu Florenz geschlagen wurde, und eine Lilie (das Sinnbild der Freiheit und als solches das Wappen von Florenz, welches davon, nämlich „a flore,“ den Namen hat), so wie Johann den Täufer zum Gepräge hatte, daher sie im mittleren Latein Floreni, Floren und im Italienischen noch immer fiorini genannt werden. Als man aber anfing, Gulden, die nicht mehr „gülden,“ sondern von Silber waren, zu prägen, bezeichnete man im Gegensatze zu diesen die eigentlichen Gulden, lächerlich genug, mit dem Namen „Goldgulden.“

108. Sich einen Haarbeutel trinken.

Die Versuche, diese Redensart historisch zu erklären und ganz besonders, sie weit zurückzuführen, scheinen uns nicht glücklich. Wir wollen hier drei gegebene Deutungeu bringen und den Leser selbst entscheiden lassen. Die Eine meint, man habe in jenen Tagen, da die Haarbeutel Mode und man trotzdem so freisinnig war, tüchtig zu trinken, den Zustand des geschwundenen Selbstbewußtseins, statt Rausch, Haarbeutel genannt, also nur darum, weil der Haarbeutel zufällig dabei war.

Nach einer anderen Erklärung datire die Redensart aus dem siebenjährigen Kriege, von einem Major, der ein guter, braver, pflichtgetreuer Kerl war, aber sich gerne einen „Spitz“ erlaubte. Wenn er nun in diesem Zustande sich befand, so kam er zu den Paraden und stets in Gesellschaft mit einem Haarbeutel (ja wohl!) anstatt des gewöhnlichen militärischen Zopfes; oder wie Körte den Vorfall erzählt, sei solch' ein trinklustiger Major der Alliirten, im Rausche gefangen genommen, vor dem preußischen General mit einem schlaffen Haarbeutel statt mit dem ordonnanzmäßigen steifen Zopfe erschienen.

Eine dritte Deutung macht sogar die Zeit Kaiser Karl's V. gestellig und bringt das Sprichwort in Zusammenhang mit der — spanischen Etikette. Der Kaiser war dem Trinken abhold, und, um ihm nicht zu mißfallen, trank man — heimlich, wobei beschönigende Ausdrücke erfunden worden sein sollen. Z. B. hätte man statt trinken und sich betrinken gesagt: „Sich einen Schnurbart antrinken;“ und als dieser nach dem dreißigjährigen Kriege fast ganz abhanden gekommen (?), hätte man zum Vergleiche den Haarbeutel hergenommen.

Abgesehen davon, daß in allen diesen Erklärungen Lücken und Absurdidäten die Hülle und Fülle sind, muß festgehalten werden, daß die Sache nicht so alt sein kann, daß die Phrase in eine Zeit fallen muß, in welcher man mit dem Zopfe schon einen Witz machen konnte. Heißt es ja doch eigentlich nicht: „Sich einen Haarbeutel antrinken,“ sondern häufiger und jedenfalls richtiger: „Einen Haarbeutel haben,“ d. h. schon so viel als getru nken, ber Gebühr getrunken haben.

In dieser Fassung steht uns auch, wie wir glauben, die richtige Erklärung näher. Man will nämlich damit sagen: „Es habe sich Einer etwas angeschafft," das ihm wie ein Zuviel, wie ein Ueberflüssiges anhängt, und obendrein etwas, dessen sich jeder Mensch zu schämen hat, einen Haarbeutel, den man sich natürlich als bereits abgelegt, als überwundenen Standpunkt, als Gegenstand des Spottes denken muß.

Ein Beweis für das jüngere Alter dieser Redensart liegt darin, daß in älteren Sprichwörter-Quellen dieselbe gar nicht angetroffen wird.

109. Es lebe Häuschen im Keller.

So nannte man das Kind im Mutterleibe. Vor Zeiten hatte man eine Art Becher, die benannt wurden: „Häuschen im Keller" und „Gretchen in der Küche." Diese Gefäße waren aus Silber und vergoldet; der Fuß lang und die Schale darauf, einer Muschel ähnlich, hatte die Einrichtung, daß, wenn man Wein hineingoß, durch den Druck eine Öffnung am Rande entstand, aus welcher ein Knäblein oder Mägdlein emporstieg. Der Spaß lag darin, daß man Weibern, die gern Kinder hatten, aus solchen Bechern zutrank, und jetzt noch will man mit dem Trinkspruche: „Es lebe Häuschen im Keller!" oder „Es lebe Gretchen in der Küche!" den Wunsch ausdrücken, daß eine Frau bald gesegneten Leibes werde, oder, wenn sie es schon ist, daß sie eine glückliche Entbindung haben möge.

Luther nennt das, was gesegnete Frauen zu erwarten haben, Gäste, und spielt in dem schönen Spruche:

„Es ist schwer, zwei Gäste zu ernähren; einen im Haus und den andern vor der Thür," auf den Fall an, der einer Frau passiren kann, daß sie nämlich ein anderes Kind schon wieder zu erwarten hat, während sie das eine noch säugt.

110. Einen hänseln.

Einen hänseln ist gleichbedeutend mit: Einen zum Besten haben, sich über ihn lustig machen, Schabernack mit ihm treiben und ihn zum Gegenstande lächerlicher Possen machen, womit aber durchaus nicht eine Beschädigung des „Gehänselten," irgend eine ernste Folge verbunden sein darf.

Das Wort selbst stammt von jenem Kaufmannsbunde im 13. Jahrhunderte, der sich Hansa, Hanse, d. h. Gesellschaft, Compagnie nannte, und Hanse wieder führt zurück auf das Grundwort Hans, das in zweierlei Bedeutung vorkömmt, nämlich als Collectiv-Name für den Begriff Mann überhaupt, und als Individuenname mit einem spöttischen Nebenbegriffe, gleich mit Narr und Dummkopf; z. B. was Hänschen nicht lernt u. s. w. Hans ohne Sorge, Hans in allen Gassen, Prahlhans, Schmalhans, Hanswurst &c. In Folge dessen ward auch das, bei der Einreihung in eine Gesellschaft zu entrichtende Stück Geld Hense genannt.

Da nun die Aufnahme in eine solche Gesellschaft und namentlich in jene Städte-Hansa mit allerlei lustigen Gebräuchen und Ceremonien verbunden war, wobei der Neuaufgenommene zur Zielscheibe allgemeinen Gelächters ward, so behielt die Sprache den Ausdruck „hänseln" — also eigentlich: „in eine Hansa

aufnehmen" in diesem Sinne, wenn auch nicht zu demselben Anlasse, bei.

Die Archive der Hansestädte vom 13., 14. und 15. Jahrhunderte haben uns ein genaues Bild der bei der Hansa üblichen Aufnahmsceremonien hinterlassen.

Es wurden mit dem Neulinge drei Proben vorgenommen. Zuerst entkleidete man ihn, band ihn an ein Seil und zog ihn dreimal unter einem Schiffe durch das Wasser. Nach dem drittenmale ward er mit Ruthen bis auf's Blut gepeitscht. Das hieß das Wasserspiel.

Zum zweiten hing man ihn eine halbe Stunde lang an einer Mauer auf und legte unter ihm Feuer an, genährt mit Artikeln, welche den unangenehmsten Geruch verbreiteten. Der dem Armen in die Nase steigende Rauch machte ihn oft besinnungslos. Auch nach dieser Procedur ward er gepeitscht. Und das war das Rauchspiel.

Endlich wurde er von Männern und Weibern nackt ausgezogen und genöthigt, mit einigen verkappten Männern zu tanzen. Dann traten vier Kerle vor und geißelten ihn wieder unter Trompeten- und Paukenschall. Dies nannte man das Staupenspiel.

Dieses Märtyrthum befähigte ihn, wenn er überdies die 8 Lehrjahre hinter sich hatte, zur Hanse; — er war ein rechtschaffener Kaufmann. Wir sehen daraus, daß der Begriff des Hänselns der Neuzeit gegen den der Vergangenheit eine wesentliche Milderung erfahren habe. Aehnliche Torturen hatten jene Mitglieder einer Schiffsmannschaft zu bestehen, welche im Begriffe waren,

zum ersten Male die Linie zu passiren. Die ungewöhnliche Hitze am Aequator, die stete Bereitschaft des nassen Elementes machen eine Vorstellung dieser „Unterhaltung" nicht schwer.

Uebrigens gibt es auch sonst zu Schiffe ein „Hänseln" neuaufgenommener Matrosen, die, wenn sie da nicht ersaufen, jedenfalls tüchtige Kerle werden. Eine andere ähnliche, jedoch nur in Straffällen angewendete Tortur ist das kielholen.

111. Hagestolz.

Ist die Bezeichnung für einen Mann, jung oder alt, der unverheirathet ist, und dem man auch noch nachsagt, daß er gar nicht die Absicht habe, je zu heirathen. Gewiß der merkwürdigste Sonderling in den Augen der Frauen, welche vielleicht weniger über den verwegenen Einfall des „ewigen Junggesellen," als über den Umstand entrüstet sind, daß er noch stolz darauf ist. Diese Entrüstung wird weichen, wenn sie vernehmen, daß das Wort Hagestolz ein entstelltes sein dürfte und eigentlich: Hagestalt heißen sollte. Ursprünglich verstand man darunter einen Diener, einen Jungen, und wenn sich da der Begriff des Unverheiratheten herauswuchs, so mußte es auf Rechnung der „Jungen" gesetzt werden, die ja in der Regel noch nicht verheirathet sind. Die Analyse des Wortes läßt kaum einen Zweifel mehr über seine eigentliche Bedeutung aufkommen. Hag nannte man einen Wohnplatz, eine umfriedete Stelle; stalt kommt von stellen, bestallen, wie im gothischen **gastaldan** besitzen heißt. Daher Hagestalt Einer, der etwas besitzt, mit einem Gute bestellt, bestallt

ist, Hagbesitzer, Hagverwalter (nur damit bestallt), wahrscheinlich Diener, womit wir wieder bei den „Jungen“ und Unverheiratheten anlangen.

Nach einer anderen Erklärung läge in dem Worte Hag der Begriff der Behaglichkeit, den ein umfriedeter, eingeschlossener Platz gewährt, gleichsam als Zuflucht vor gewissen Anfechtungen. Und das Wort stolz bliebe in seiner Geltung, als übermüthiger Ausdruck dieser inneren und äußeren Befriedigung. Nach dieser Erklärung wäre der Hagestolz wirklich ein auf seinen Schlupfwinkel Stolzer.

Der Lateiner nennt ein solches Ungethüm caelebs, oder coelebs. Man sagt, es sei dieser Ausdruck zusammengesetzt aus dem griechischen κοῖλος Himmel und λάβω oder λήβω nehmen, streben, nach dem Himmel (natürlich hier auf Erden) streben. Mehrere classische Belegsteller kommen den Hagestolzen zu Statten; so läßt Quinctilian dem Cajus Granius sagen: coelibem esse coelitem, quod onere gravissimo vacet, der Hagestolz sei also ein himmlischer (glücklichster auf Erden), weil er die größte Last (das Weib) nicht hat; — Festus wieder sagt: Coelebs est, qui dignam coelo vitam agit, d. i. Ein Hagestolz ist der, der ein des Himmels würdiges Leben führt, also der wahre Gottselige. Um aber den heraufbeschworenen Zorn unserer Hausfrauen in etwas zu beschwichtigen, so versuchen wir die Entstehung des coelebs aus coelum und abs, absque d. h. ohne Himmel abzuleiten, der gelehrten Welt aber es im Uebrigen zu überlassen, für welche Ansicht sie sich überhaupt entscheiden wolle.

112. Er geht wie der Hahn über die Kohlen.

Der Hahn, namentlich mit dem Beiworte der rothe, wird als Bezeichnung für eine Feuersbrunst gebraucht. Unzählige alte und neue Schriftsteller geben den Beleg. „Einem den rothen Hahn auf's Dach setzen," hieß es am häufigsten, d. h. ihm das Haus anzünden; wahrscheinlich in roher Kriegszeit zuerst entstanden. Dann auch: „Einem den rothen Hahn zum Giebel ausjagen;" — „den rothen Hahn auf's Stadel setzen;" „der rothe Hahn krähet auf dem Dach" (nach dem Dänischen Sprichworte: „Den röde Hane galer over Taget") und von der rothen Farbe des Feuers wie von der des Hahnenkamms, der sich eben auf seines Körpers oberstem Theile, auf dem Kopfe und auf demselben wieder auf seiner äußersten Kante befindet, hergenommen; denn der aufgesetzte rothe Hahn bricht eben aus Giebeln und Dächern. Man will den Ursprung dieser Redensart auch von der Sitte ableiten, Wohngebäude und Kirchen mit hölzernen und blechernen Hähnen (sog. Wetterhähnen) zur Anzeige der Windrichtung zu versehen. Endlich findet sich die Redensart: „Einem in's Gesicht schlagen, daß ihm das Feuer aus den Augen fährt," auch in der Form: „Einem den rothen Hahn zum Gesicht ausjagen."

Wir sind also über diese Beziehung des Thieres zum Feuer vollkommen einig. Was aber der Spruch, „wie der Hahn über die Kohlen" betrifft, so bedarf Eiselein's Annahme, darin stecke auch nichts weiter als die Symbolisirung des Feuers durch den

Hahn, einer näheren Prüfung. Er meint, es könne der Spruch nur auf Jemanden angewendet werden, der, so wie das Feuer, subtil über den Kohlen schwebe und züngle, eine gewisse Sache auch nur subtil und mit den Fingerspitzen anrührt, ohne weiter einzudringen.

Wir haben drei Sprichwörter vor uns, welche so lauten: „Auf Eiern gehen;" — „auf Nadeln sitzen;" „Ueber glühenden Kohlen stehen," und eine peinliche Situation, in der sich Einer befindet, trefflich characterisiren. Derjenige, der auf Eiern geht, wird überdies als in der beständigen Furcht schwebend dargestellt, daß er eines zertrete, und soll er dieß — möglichst — verhindern, muß er natürlich sehr behende, vorsichtig und leise auftreten. Denken wir uns nun einen Hahn, der die Aufgabe hat, über Kohlen zu gehen. Wie wird dieser Hahn gehen? der Hahn, den wir so stolz und sicher, einzig in seinem Elemente, nur auf dem — Mist gehen sehen? Scheint es nicht, als läge der Witz des Spruches nur in dieser Zusammenstellung des Hahnes mit den Kohlen, die zu begehen dem armen Thiere gewiß ebenso große Verlegenheit bereiten müßte, als Unsereinem ein Gang „über Eier?" Dazu haben wir noch die Vorstellung des gravitätischen und umsichtigen Auftretens unseres „Hoffultans," das in seinem Instinkte liegt.

Uebrigens bleibt in Eiselein's Erklärung, auch nach unserer Annahme, eines ihrer Momente aufrecht, nämlich: die Subtilität des Zugreifens, die zögernde Hand seines Mannes.

„Er geht darüber hin, wie der Hahn über die Kohlen," würde also für unseren Mann

heißen: „Er weiß sich nicht recht zu helfen und bezeugt dieß durch komisches unsicheres Herumtippen und unschlüssiges Zögern.“ Daß die Kohlen wenigstens „heiß“ seien, dürfte zur Vervollständigung dieses Bildes wohl verlangt werden.

113. Nach Dreikönig wächst der Tag um einen Hahnenschritt.

Bis dahin nimmt der Tag beständig ab; von dieser Zeit an aber wächst er wieder, aber um nicht mehr als einen Hahnenschritt, der obendrein ein sehr bedächtiger Schritt ist. In der Stadt Krakau stützt man eine ähnliche polnische Redensart: **przybyło dnia na kurzą stopę**, d. h. der Tag wächst zum Hahnenfuß, auf eine Örtlichkeit. Auf der Morgenseite des Krakauer Königsschlosses — es ist die der Grodzkergasse zugekehrte Seite — befindet sich ein Mauervorsprung, der den Namen des „Hahnenfußes“ führt und, von der Vogelperspective gesehen, einem solchen nicht ganz unähnlich sein soll. Darin befindet sich ein Zimmerchen mit 4 oder 5 Fenstern, von denen man eine herrliche Aussicht über die alterthümliche Stadt und die reizende Umgebung genießt. Am Morgen nach dem Eintritte der Sommersonnenwende fällt der erste Strahl der Sonne so in dieses Gemach, daß er das in früheren Zeiten an der Wand befindliche Königswappen beschien. Dieses Gemach bezeichnet die Tradition als das Lieblings-Gemach König Sigmund's I. Wenn man nun in Krakau sagen will, daß der längste Tag eintritt, so bedient man sich der Redensart: „Der Tag wächst zum Hahnenfuß.“

114. Hahnrei.

Der Ursprung dieses Wortes, das, um mit den Franzosen zu sprechen, Etwas bedeutet, „was, wenn man es nicht weiß, nichts, und wenn man es weiß, wenig ist," ist sehr ungewiß. Nach Frisch kommt es in der jetzigen Bedeutung bei keinem alten Schriftsteller vor. Nach ihm haben es die deutschen aus dem Italienischen cornaro, einem Worte, gebildet, das schon alt ist, da es sich in Jagemann's Wörterbuche nicht findet. Uebrigens ist Cornaro der Name einer in Venedigs Geschichte vielgenannten, berühmten Familie; die Entstehung aus dem cornaro leitet Frisch folgendermaßen ab: aus dem c habe man wie im lateinischen cornu (Horn) ein h gemacht, dann das n vor das r gestellt, eine Buchstabenversetzung, die nicht selten vorkommt. Hiernach hieße das Wort eigentlich „Hörnerträger." Auch Adelung hält sich an diese Vermuthung. Wir wollen die Richtigkeit dieser Ansicht dahingestellt sein lassen und wenden uns nach einer Seite hin, wo uns Aufschlüße winken, die nicht mindere Wahrscheinlichkeit an sich tragen. Zur Tracht der „Hofnarren" in früherer Zeit gehörte ein „Hahnenkamm;" dieser Hahnenkamm bedeutete wenn nicht eben etwas Schimpfliches, so doch etwas Spöttisches, wie etwa die „Hörner" bei den Griechen und Römern. Die Spanier haben für den Hahnrei dasselbe Bild wie die Italiener und nennen ihn einen Bock, cabron, und corundo, auch novillo, was eigentlich einen jungen Stier bedeutet. Die Franzosen und Engländer weichen in ihren Bezeichnungen hiervon ab, und ihr bildlicher Ausdruck cocu,

cuckold, ist unstreitig von Guguck, coucou, cuckoo, entlehnt und spielt auf die Sage an, daß dieser Vogel seine Eier in fremde Nester lege, und von anderen Vögeln ausbrüten lasse.

Der Hahnenkamm der einstigen Hofnarren scheint demnach bei der Ableitung des „Hahnrei" einige Berücksichtigung zu verdienen. Auch das englische cox comb spricht dafür, das zugleich einen Hahnenkamm und einen Stutzer, Zierbengel, Narren bedeutet.

Eiselein stellt die Frage, ob es nicht mit Hreroub (Leichenberaubung) verwandt sei und vielleicht Hahnhre lauten solle. Hre hieß der „Schragen," auf welchen man die Todten legte. Wenn nun Einer einen Todten gefunden hat und ihn auszog (sein Walarouba, d. i. das Todtenkleid), so nannte man dieß Hreroub.

Einer Untersuchung werth wäre Schmeller's Bemerkung, daß Hahnrei aus dem Namen Heinrich entstanden sein könnte. Wir fügen hinzu: jedenfalls nur aus dem französischen Henri; denn nahe liegt die Erinnerung an den durch seine galanten Abenteuer und seinen „Fleurette-" Roman so bekannten Henri IV. Bei den Franzosen hieß übrigens im 15. Jahrhunderte „einen zum Hahnrei machen" faire Jehan. Die Anwendung des Taufnamens Jean, im spöttischen Sinne analog dem deutschen Hans, liegt nahe. Jehan und Jehannot war nämlich den Franzosen von jeher das, was unser Häns chen ist.

115. Das Halb ist mehr denn gar (ganz)

in der Volkssprache treffend umschrieben mit

„Ein magerer Vergleich ist besser denn ein fetter Prozeß.“

Das obige Sprichwort aber: Halb ist mehr denn ganz, ist griechischen Ursprungs. Hesiodus singt es schon seinem Bruder Perses zu, welcher den größten Theil seiner väterlichen Erbschaft ungerechter Weise an sich gerissen hatte; die Stelle lautet:

„Thoren sind, die nicht wissen, wie mehr die Hälft' als das Ganze.“

Wäre vielleicht in einem Augenblicke der Bildung politischer Parteien von Allen sehr wohl zu beherzigen und zu bedenken, daß es besser ist „halb“ zu behalten als „ganz“ zu verlieren.

116. Auf besagten Hammel kommen.

Dieses vielgebrauchte Sprichwort ist vielleicht 300 Jahre alt. In den Werken Fontenelle's und dem Leben Corneille's von demselben findet sich als Einleitung zu diesem eine kurze Geschichte des französischen Theaters und darin jener Schwank, aus dem „besagter Hammel“ entsprungen ist.

Meister Pathelin ist ein armselig lebender Advocat. Seine Frau, Guillemette, empfindet dieß zuweilen recht hart, besonders wenn sie Lust zu einem neuen Kleide hat. Eines Tages klagt sie dem Manne ihre Schmerzen. „Gut,“ sagt Pathelin, „ich habe keinen Heller in der Tasche, aber ich will stehenden Fußes auf

den Jahrmarkt gehen und dir Stoff zu einem Kleide bringen. Es wird nichts kosten.“ Pathelin geht und weiß geschickt einen Tuchhändler herumzukriegen, daß dieser ihn Waare auf Credit nach Hause nehmen läßt. Dort wird er nun vollends geprellt. Als er nämlich sein Geld abholt, heißt es, Pathelin sei schon lange vor der Zeit, als der Tuchhändler ihn auf dem Markte gesehen haben will, krank gewesen und liege mehre Monate elend im Bette. Die Comödie wird so schlau gespielt, daß der Kaufmann endlich in der That glaubt, er irre sich und Pathelin sei nicht der Käufer seines Tuches. Er bittet die Frau noch um Verzeihung für seine Unart und geht.

Aber der gute Mann ist schon Einer, den das Schicksal und die Spitzbuben zu ihrer Kurzweil ausersehen haben. Er hat nebenbei Schafe und einen Schäfer. Dieser Schäfer ist auch ein Spitzbube, der ihm die Hammel tödtet, sie verzehrt und dann vorgibt, sie wären an den Pocken gestorben. Natürlich läuft dem Herrn endlich die Galle über und er schleppt den ungetreuen Schäfer vor die Schranken des Gerichts. Zum Unglücke des Gerechten ist aber der Spitzbube Pathelin der Anwalt des Spitzbuben Schäfers. Pathelin gibt diesem den Rath, auf alle Fragen nichts als bä zu sagen. Die Verhandlung beginnt. Der Tuchhändler glaubt mit Einmal Pathelin zu erkennen. Seine ganze Aufmerksamkeit ist nun durch diesen Umstand in Anspruch genommen und er vergißt des Schäfers und der Hammel. „Da ist Einer, der mir Tuch gestohlen hat,“ sagt er zum Richter. Aber man ist nicht des Tuches, sondern der Hammel wegen zusammengekommen; daher

der Richter ersucht, man möge zu den Hammeln zurückkommen. Der Tuchhändler findet sich aber nicht mehr zurecht; er ist so verwirrt, daß er trotz wiederholten Mahnungen des Richters auf die besagten Hammel nicht zurückkommt. Dazu blöckt der abgerichtete Schäfer beständig sein bä, Pathelin spricht von den Hammeln, der Kaufmann von seinem Tuche, bis der Richter, der Alle miteinander für verrückt ansieht, den Angeklagten freispricht und die Sitzung aufhebt.

117. Unter den Hammer kommen.

So sagt man von Einem, dessen Hab' und Gut öffentlich und von Gerichtswegen versteigert wird, weil bei der Versteigerung der Ausrufer einen Hammer gebraucht und mit demselben beim dritten Rufe einen hörbaren Schlag thut, zum Zeichen, daß jetzt nicht mehr geboten und überboten werden darf. Gewiß eine schmerzliche Procedur für jeden, den sie trifft, und es liegt schon im Begriff des Hammers all das Drückende und Harte, das Niederschmetternde dieser Maßregel.

Diese Rolle des Hammers ist aber geschichtlich traditionell; denn die alten Deutschen bedienten sich desselben lange Zeit ausschließlich, um Rechtsfragen zu entscheiden. Wenn sich z. B. Einer ein Stück Grund zueignen durfte, ward die Größe desselben von der Weite des Wurfes abhängig gemacht, den er mit einem Hammer darüber that. — Die Herren von Mainz geboten den Rhein hinab und hinauf so weit, als, nachdem sie in den Fluß geritten, sie einen Hammer Wasser aufwärts und abwärts zu werfen im Stande waren. Der Müller hatte das Recht, stromauf und abwärts zu fischen, so

weit er auf dem Schutzfleck stehend das Beil, mit dem er die Mühle gezimmert, zu werfen vermochte. Der Richter schickte im Dorfe den Hammer umher, wenn er die Gemeinde berufen wollte. Durch Zuschlagen des Hammers, ähnlich wie bei unseren Versteigerungen, wurden Grundstücke in neuen Besitz gegeben.

Diese Autorität des Hammers schreibt sich von seiner Geltung und Bedeutung als gewöhnlichen Hausgeräthes und als der vorzüglichsten Waffe des Deutschen. War er doch selbst das Attribut seines Gottes Thor, der mit dem Hammer donnerte. Und wir wissen, daß noch spät im Mittelalter der Hammer in verschiedenen Gestalten eine große Rolle in den Schlachten spielte.

Später trat an die Stelle des Hammers die Streitaxt, der Speer, der Pfeil, der friedliche Stab des Hirten und Bauers, ja selbst der Löffel. Dieser letzte spielte bei Bienenzüchtern im Herzogthume Lüneburg eine Rolle. Wollte ein solcher neue Bienenstöcke anlegen, so mußte er von der alten Stätte, wo seine Stöcke sich befanden, den Honiglöffel zwischen dem linken Arm hindurch rücklings werfen. Von dem Orte, wo der Löffel niederfiel, warf er noch einmal ebenso, und von dem so erlangten Orte in gleicher Weise ein drittes Mal; wo nun der Löffel gefallen war, durfte er seinen Bienenstock aufsetzen.

118. Die Mücke gewöhnt den Hammerschlag.

Ein Sprichwort der Juden, mit dem sie sich über die Zerstörung Jerusalems trösten, da es an die über Kaiser Titus verhängte göttliche Strafe erinnert: Ihre Schriften erzählen nämlich: Nach der Zerstörung sei dem Kaiser eine Mücke mit kupfernem Stachel durch die Nase in's Gehirn gedrungen und habe ihn fort und fort gequält. Einst sei er vor einer Hammerschmiede vorbeigegangen; das Pochen des Hammers habe die Mücke so entsetzt, daß sie eine Weile das Stechen unterlassen. Dies sei dem Kaiser nicht entgangen, und er habe daher in der Nähe des Palastes beständiges Hammergeräusch unterhalten lassen; allein, — „die Mücke gewöhnte den Hammerschlag."

119. Sich die Hand in Unschuld waschen, Eine Hand wäscht die andere.

Die erstere Redensart stammt von der Sitte der Alten, zufolge welcher ein Angeklagter, der seine Unschuld beweisen wollte, Wasser nahm und sich Angesichts der ganzen Versammlung die Hände wusch. Mos erat apud antiquos, ut cum vellet quis se ostendere innocentem ab aliquo crimine, accepta aqua lavaret manus suas coram populo. Einige leiten sie direct aus dem neuen Testament her; als nämlich Pilatus, um die Verurtheilung Christi von sich abzuwälzen, seine Hände wusch, auf diese Art zeigend, daß er daran unschuldig sei.

Die zweite Redensart ist ebenso alt wie die erste; im Altgriechischen schon kommt vor, eine Hand wäscht (kraut) die andere. Zur Illustration der-

selben lassen wir aber eine Thatsache folgen, die selbst wieder eine köstliche Redensart, nämlich: „Stiefel machen“ für Musik machen, wenn man nicht bei Laune ist, hervorgerufen hat. Der berühmte Sakoski, welcher für den Kaiser Napoleon die Stiefel arbeitete und ein reicher Mann war, hatte einst den bekannten Musiker und Sonderling Schneitzhöffer mit Entzücken auf dem Piano spielen hören. Um sich diesen Genuß noch Einmal zu verschaffen, lud er den Künstler zum Mittagessen ein, und nach Tisch ersuchte er ihn, etwas zu spielen. Schneitzhöffer that es. Am nächsten Sonntag lud der Künstler den Stiefelfabrikanten ein, und nach dem Tische stellte er demselben ein Paar alte Stiefel hin. „Was soll ich damit?“ fragte Sakoski. „Nun,“ entgegnete Schneitzhöffer gemüthlich, „am vorigen Sonntage ersuchten Sie mich, nach Tische Musik zu machen; heute ersuche ich Sie, mir die Stiefel auszubessern. Jeder nach seinem Metier.“ (Und, muß man hinzusetzen, „eine Gefälligkeit ist der andern werth,“ d. h. eine Hand u. s. w.) Seitdem brauchen die Musiker in Paris, wenn sie Musik machen sollen (und wahrscheinlich dazu nicht aufgelegt sind) den Kunstausdruck: faire des bottes, Stiefel machen.

Das Sprichwort findet sich in vielen Variationen, als: „Eine Hand juckt die andere;“ — „Dienst wird vmb Dienst zu hauß geladen;“ — „Ein traub macht den andern zeitig;“ — „Ein Hund flohet dem andern;“ — „Korn vmb saltz;“ — „Gleich's für Gleich's;“ — „Wer dich kratzt,

dem krave;" — „Fünfzehn Batzen für einen Gulden geben;" — „Ein eisen macht das andere scharpf;" — „Gefatter über zaun, gefatter wider herüber;" — „Wurst wider wurst;" — „Lon vmb lon."

120. Der Has über den Adel springt.

Entstand 1515 zu Basel, als die Bürger über die hohe Stube (die adeligen Stände) siegten und Jakob Meyer zum Hasen Bürgermeister wurde. Ist übrigens doppeldeutig, da Adel damals auch Mist, Misthaufen bedeutete.

121. Da liegt der Has im Pfeffer.

Wenn man in irgend einer Situation zu der Gewißheit kommt, um was es sich eigentlich handle und in welcher Richtung man, um etwas zu erreichen, zu gehen habe; wenn man das punctum saliens einer Sache gefunden hat mit der Hindeutung auf die Schwierigkeit, die das bereitete, oder auch wenn man noch im besten Nachdenken darüber ist und die Hindernisse, die sich entgegenstellen, nicht verkennt, so sagt man: „Da liegt der Has im Pfeffer."

Es ist hier jedenfalls das Moment der Verlegenheit hervorgehoben, die uns die Bewältigung eines Gegenstandes bereitet, mag man nun den Accent auf da oder auf Pfeffer legen.

Unter Pfeffer ist aber nicht das bekannte Gewürz (piper) zu verstehen, sondern eine im Mittelalter bereitete Brühe oder Sauce, wobei der Pfeffer einen Bestandtheil bildete. Hasenpfeffer war also eine Speise

in brauner Pfefferbrühe, zu der das sogenannte „Junge" des Hasen verwendet ward, wie man auch einen Gänse-pfeffer, Pfefferkuchen u. s. w. kannte. Einige glauben nun den Zusammenhang zwischen diesem Gerichte und dem Sinne jenes Spruches dadurch einleiten zu müssen, daß sie annehmen, es sei immer eine gewisse Aufgabe, die in der Brühe liegenden, klein zerschnittenen Hasentheile aus derselben herauszufinden; der Hase wäre also erst der dunklen braunen Hülle zu entkleiden, ehe man eigentlich an ihn komme.

Dem entgegen steht aber der Sinn, in welchem dieses Sprichwort schon bei Brand und Buttler benützt worden ist. Der erstere sagt einmal:

„Man merkt eim gar wol ab allzit,
Wo ihm der Has im Pfeffer lit."

Und Buttler:

„Sie sah, eh' er den Mund gespitzt,
Schon wo der Has im Pfeffer sitzt."

Hier liegt der Ton entschieden auf wo, und die Eingangs gegebene Erklärung wird dadurch bestätigt.

Ähnlich ist: „Da liegt der Hund begraben," obwohl Hund in diesem Spruche in der Bedeutung eines Schatzes auftritt; über die Entstehung dieser Redensart siehe S. 191, Nr. 135.

122. Hasen-Ritter.

Diese Zusammensetzung scheint gewiß Allen einen Widerspruch zu enthalten; man kann sich den Hasen nicht als Ritter, und nicht einen Ritter denken, der nicht durch die Merkmale des Hasenthums sein Ritterthum unmöglich machte. Und doch gab es in Ernst und Ehren Hasen-Ritter. Wir haben die Geschichte für

uns. Als im J. 1340 die Heere Philipp's V. von Frankreich und Eduard's III. von England an den Gränzen der Picardie einander schlagfertig gegenüberstanden, ließ sich plötzlich an der Spitze der französischen Truppen ein aufgesprengtes Häslein sehen: Die vordersten Soldaten erhoben bei diesem Anblicke ein Geschrei, um den armen Lampe zu schrecken und ihren Spaß mit ihm zu haben. Als die Arrieregarden dieß hörten, glaubten sie, es gelte dem anrückenden Feinde und machten sich zur Schlacht bereit. Nun erzählt uns ein Hermann Bunzel im „Gesellschafter" von Gubitz 1821 S. 911. weiter: nach der Schlacht wären zur Erinnerung an diesen Hasen, der das Signal zum Treffen gegeben, mehrere sogenannte Ecuyers zu Rittern unter dem Titel: Hasen-Ritter geschlagen worden, und es wäre dieß gar ein Ehrentitel gewesen (!) Wir berichtigen nach unserem öfter citirten Gewährsmann Fleury de Bellingen das Obige dahin, daß dieser Ritterschlag von mehreren Theilnehmern an dieser Schlacht (!) vom Könige förmlich erbeten und von demselben auch gewährt worden sei; der Volkswitz aber, der bei solchen Fällen immer vermittelnd eintritt, habe diese Edeln mit dem Namen „Hasenritter" getauft, und somit wäre das kein Titel und gar Ehrentitel, sondern nur ein trefflicher Volksspott gewesen.

123. Unter die Haube kommen

Der Ausdruck zunächst für das Heiraten, dann aber auch für jede andere Art von Versorgung, Anstellung u. dgl. Ist der Sitte entnommen, daß in der Regel — wie sie früher sehr streng und eifersüchtig beobachtet wurde — nur verheiratete Frauen das Recht und die Pflicht hatten, Hauben zu tragen, während Jungfrauen oder Unverheiratete unbedeckt ihre Haare zur Schau tragen mußten. Man hält noch heute ziemlich ernst darauf; doch haben „Dawiderhandelnde" keine Verlegenheiten mehr wie ehedem. Sehr übel vermerkte man es einer Herzogin von Böhmen, der Dubravka, als diese es sich einfallen ließ, als Verheiratete ihre Haube abzulegen und ein Jungfernkränzlein aufzusetzen; es wurde als „große Vermessenheit des Weibes" bezeichnet. In ähnlicher Weise soll der Unterschied von ledig und verheiratet die Sitte charakterisiren, nach welcher im ersteren Stande der Mann links des Mädchens oder der Frau, im andern aber, an der Seite seines Weibes, rechts zu gehen hat.

Daß der Gebrauch und daher die Redensart aus Biscaya stamme, wie Einige wollen, da dort nur verheiratete Frauen das Haar sich wachsen lassen und daher eine Haube sich octroyiren durften, ist nicht zuläßig. Noch eher ließe er sich von der uralten Sitte der Juden ableiten, nach welcher den Jüdinnen, die in den Stand der Ehe treten, das Haar abgeschoren wird. Sie tragen dann, um das ganz kahle Haupt zu bedecken, eine knapp anliegende schwarze seidene Haube. Sie kommen also, wenn sie heiraten, thatsächlich unter die Haube.

121. Einem heiß machen,

auch Einem warm machen, was so viel sagen will, im milden Sinne, als Jemand martern, wird von den Torturen abgeleitet, namentlich von jenen, bei denen die Martern des Feuers, sei es durch Brände, oder glühende Kohlen, heiße Eisen u. d. m. angewendet wurden. Ein interessantes Seitenstück zur deutschen Redensart besitzen die Franzosen, wenn sie sagen „sich abkühlen wie Herr Imbercourt“ aller à la fraischeur de M. d'Imbercourt. Diese Redensart hat einen historischen Ursprung. Adrian de Brimeux Herr von Imbercourt, welcher den Heldentod in der Schlacht von Marignon (13. September 1515) gefunden hat, focht unter Ludwig XII. und Franz I. in allen Kriegen jener Zeit und war einer der kühnsten und gepriesensten Helden jener Periode. Ein echter Soldat vom Wirbel bis zur Zehe hatte er die Gewohnheit, wenn er zu Felde zog oder sonst einen Ritt durch's Land unternahm, zur heißesten Tageszeit, wenn die Hitze unerträglich war, vom Hause zu reiten. Dabei that er nichts, um sich gegen die Hitze zu verwahren, indem er den Grundsatz aufstellte, jede Verweichlichung dieser Art vertrage sich nicht mit dem Wesen eines echten Soldaten, der gegen derlei Eindrücke der ihn umgebenden Natur ganz abgehärtet sein müsse. Wenn nun Jemand in Frankreich zur heißesten Tageszeit über die Strasse geht, und es sich so freiwillig heiß werden läßt, pflegt man scherzend zu sagen, er erfrische sich wie Herr von Imbercourt.

125. Herr.

Herr, von dem althochdeutschen „hêr," hehr, bedeutete ursprünglich jenen Mann, der unter Mehreren der Hehrere, höhere ist. Die geschichtliche Bedeutung des Wortes hat sich so ziemlich rein erhalten; in der socialen, und dem Begriffe Frau gegenüber gestellt, kommen Schwankungen derselben vor. Herr ist da jenes Element, das eben die Oberherrlichkeit ausübt, und wir pflegen ja zu sagen, daß die größten Herren im Hause die — Kinder sind. Nach diesen kommt oft die Frau und dann, „wenn es gut geht" und „was übrig bleibt," der Mann. In der Vorzeit war aber schon mit dem Begriffe Mann der des Herrn selbstverständlich verbunden. Wir dürfen uns im socialen Leben ohne Weiters auf den göttlichen Ausspruch: „Und er soll dein Herr sein," stützen.

Die Geschichte hat uns Tausende von Beispielen von dem Bewußtsein des Herrn und dem Gebrauche des Herrenrechtes hinterlassen. Und noch heute lebt in der Redeweise des Volkes die Erinnerung daran fort. Der gemeine Mann sagt: „die Herren haben es befohlen;" — „die Herren im Lande hausen gar übel;" — „der Herr ist nicht zu Hause;" — „Herrendienst geht vor Gottesdienst." Nicht minder ist es, entgegen der einfachen Courtoisie im Verkehre und der Anerkennung fertiger Männlichkeit, der letzte Ausdruck für die höchste Würde und Stellung. So bezeichnet man vollkommen die Bedeutung des Monarchen mit der Phrase: „Unser Herr." Die Franzosen und Italiener sprechen denselben ohne Weiters

mit dem Titel: „Sire," d. i. Herr an. Das Mylord der Engländer, Mynher der Holländer, Signore der Italiener sind stehende Formen geworden. Gott ist „Herr des Himmels und der Erde." Ja, es kommt vor, daß alte Herrengeschlechter, die sich einfach Herren von einem berühmten Namen, z. B. Liechtenstein, schrieben, diesen Titel nicht gegen einen höheren, als Grafen, Fürsten ꝛc. umtauschen wollten. Die Söhne des Herrn sind die „jungen Herrn," und Gevatter Handschuhmacher und Seifensieder sind die „Herr von," d. h. weil diesem Herr nicht der Begriff des gebietenden Herrn innewohnt, so muß er sich einigen Schimmer von dem darauffolgenden Namen holen, daher: von. In ihrer Gesammtheit, als politischer Körper bilden die Herren von Gottes Gnaden dann den Herrenstand, die Herrenbank (in den europäischen Parlamenten). Das Herrenrecht war früher ein unbeschränktes und weitausschreitendes. Man war eifersüchtig darauf und rächte oft blutig einen Eingriff in dieses Recht. Man kennt die harte, grausame Ausübung des Jagdrechtes und des brutalen Rechtes „der ersten Nacht." Dem Herrn durfte nichts verweigert werden. Daher sich das Sprichwort bewahrt hat: „Ein Herr von Stroh, von Heu oder von Butter frißt und tödtet einen Vasallen von Stahl und Eisen." Das Raubritterthum des Mittelalters ist eine schöne Blüte dieses Herrenthums, und das so zähe, erst in unseren Tagen ausgerottete Feudalwesen unterschied die Herren lange nur von — Knechten und Sclaven. Länder und Provinzen — nomina sunt odiosa — leiden noch heute an den Folgen des unbeschränkten Herrenrechtes.

Die Civilisation der Städte hat für eine wohlthä-

tige Nivellirung der Stände gesorgt. Herr ist da jeder Freie, Entwickelte, der Mann, der „selbst" ist, und der „Herr Graf" darf ihm diesen Titel nicht versagen. Das führt uns auf die Unterscheidung des Titels in einem absoluten und relativen Sinne. Der Diener des Einen ist der Herr eines Andern. In diesem Sinne hatten wohl die Straßburger im J. 1308 Recht, und der Graf von Lützelburg Unrecht, als er dieses bekrittelte. Als nämlich Heinrich, Graf von Lützelburg, an das Reich kam, sandten die Straßburger Boten an ihn, damit er ihnen ihre Freiheiten bestätige. Sie sprachen den König so an: „Unsere Herren von Straßburg haben uns zu Euer Gnaden gesendet, daß u. s. w." Darauf gab der König keine Antwort. Man belehrte sie über die Ursache seines Unwillens. Als sie daher wieder vor ihn traten, sprachen sie so: „Gnädiger Herr, Eure Bürger und Diener von Straßburg u. s. w." Und der König ließ sich jetzt vernehmen: „Ich wußte damals nicht, was Herren Ihr meintet; nun Ihr aber sagt, Ihr seid meiner Bürger von Straßburg Boten, die kenne ich wohl; man soll Euch thuen, was Ihr gefordert." Da stand der große Herr den kleinen gegenüber. Ganz anders nannte Kaiser Karl V. die Lübecker Bürgermeister zu Nürnberg und 1375 zu Lübeck selbst oftmals Herren, und sogar aufmerksam darauf gemacht, blieb er dabei.

Zahlreich sind die Sprüche, die uns des Volkes Witz über das Herrenwesen, sowohl als Begriff der Oberherrlichkeit als auch in dem eines Dienstverhältnisses überhaupt hinterlassen hat. Als Probe

nur die ausdrucksvollsten: „Es soll ein armer Mann die Herren nicht wissen lassen, was er in seinem Hause hat.“ (Der Herr und König David und Urias’ Weib sind hier ein gutes Beispiel); — „der Herren bitten ist gebieten;“ — „Herren Hand reycht in alle land,“ d. h. „haben lange Hend und vil ohren;“ — „Herren Dienst erbet nit,“ d. h. der Herren Gnade für geleistete Dienste pflanzt sich nicht nothwendig fort und kann verloren werden „handkehrum;“ — „Wer den Herren zu nahe ist, der wil ersticken, vnd wer weit von jnen ist, der wil erfrieren,“ d. h. „Wer nit zu hof ist, den bedünkt’s ein herrlich schön leben, wer aber darin steckt, dem ist weh genug.“ „Es ist vmb das hofleben gethan, eben wie umb die Hühner, die im korb sitzen, vnd die draussen frei gehen. Die hüner, so frei gehen, sehen, daz die hüner im korb gnug zu essen vnd zu trinken haben, darumb wollen sie auch gern inn korb hinein, vergessen also ires guten freien lebens;“ — „der Herren sünd, der bauern buß,“ d. h., „Wann die Herren einander räuffen, so müssen die Vnderthanen das har herhalten;“ — „Mit Herren ist nit gut kirsen essen,“ sie essen das Fleisch und werfen Einem Kerne und Stängel in’s Gesicht. „Wer kleinen Herren dienet, der ist selbst Herr mit,“ d. h. „die kleinen Herren haben gerne Frid und ruhe,“ nicht so die großen, vor denen man, wenn ihnen „die klawen vnd Flügel wachsen,“ sich zu hüten hat: — „des Herrn aug tüngt den acker wol,“ oder auch: „macht das Pferd feist;“ — d. h. wer seine Sache

fördern will, sehe selbst dazu; — „Man sol der Herren geniessen, daß sie auch bei brot bleiben," d. h. wer redlich dient, soll was davon haben, aber nicht so viel, daß der Herr verarme, denn da ist „vntrew" vorhanden; — „Je näher einer der Sonne sitzt, je eher er schwitzt;" — „Wie das Wetter beim Wind, so kennt man den Herrn bei seinem Gesind;" — „Kleine Heiligen haben auch Macht, thun auch Zeichen;" — „Geschwinde Herren regieren nicht läng;" (hat ein Minister der Neuzeit in Oesterreich bestätigt) — und endlich die Redensart: „Jeder ist Herr in seinem Hause," welche gewiß ebenso alt ist, als der eben erläuterte Begriff Herr, und noch in hundert andern Arten ausgedrückt wird. Wir illustriren sie mit einem Geschichtchen, das unser bereits öfter erwähnte Gewährsmann Fleury de Bellingen in der Absicht erzählt, um diese Hausherrnformel davon abzuleiten. König Franz I. von Frankreich ließ sich eines Tages von der Lust zu jagen zu sehr hinreißen und von der Nacht überraschen. Er war allein und genöthigt, bei einem Köhler im Walde, der ihn nicht kannte, eine Unterkunft zu suchen. Der Köhler bat den König zu Tische; als man sich zur Mahlzeit setzte, nahm aber der Köhler den ersten Platz ein und wies seinem Gaste den zweiten mit den Worten: „Jeder ist Herr in seinem Hause." Dann lud er den König ein, von den Speisen zu nehmen, was und so viel ihm gefalle, „aber," fügte der Köhler hinzu, „es ist nicht nöthig der Großnase (so schimpfte man den König) zu sagen, daß ich Euch mit Wild traktirt habe." Der König ließ es sich ganz trefflich schmecken. Als der Morgen anbrach,

stieß er in sein Horn, um seinem Gefolge das Zeichen zu geben, wo er sich befinde. Alsbald versammelte sich dasselbe um die Köhlerhütte. Der Köhler, als er dieß sah, hielt sich für verloren. Aber König Franz klopfte ihm auf die Achsel und sagte ihm, „er sei Herr in seinem Hause“ und soll auch bei dieser Gelegenheit den Kohlenhandel von allen Abgaben befreit haben.

126. Herzog.

Die Erklärung dieses Titels ist sehr einfach. Er bedeutet einen Heerführer, der den Heerzug führte, war anfänglich gleichbedeutend mit dem Titel Fürst, entstand auch zuerst bei den Franken, deren Könige Herzoge in die aus mehreren Gauen bestehenden Provinzen setzten, das Kriegswesen darin zu besorgen und die Einwohner zur Kriegszeit in's Feld zu führen, vor ihnen einher zu ziehen. Die ersten Herzoge, welche Landeshoheit ausübten, trifft man unter Kaiser Heinrich IV., und schon unter Lothar II. (1125 bis 1137) erscheinen die Herzoge von Sachsen als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen. Den Titel Erzherzog nahmen zuerst und ausschließend die Beherrscher Oesterreichs im J. 1456 an. Den Titel Großherzog legten sich die Mediceer in Florenz und die polnischen Könige als Fürsten von Lithauen bei, und erst in neuerer Zeit erhielten ihn mehrere deutschen Fürsten, und zwar beide Mecklenburge, Oldenburg, Hessen-Darmstadt, Baden und Sachsen-Weimar.

In zweifachem Sinne und mit stolzen Worten

die Bedeutung des deutschen Herzogs andeutend ist die Antwort des Habsburgers Albrecht II., als er wider die Böhmen Krieg führte, ehe er Kaiser geworden war, und man ihn fragte, wer das Heer führen solle: „Wann Ihr einen andern dazu haben wolt," sagte er „als mich, so nennet Ihr mich vergebens ein Hertzog von Oesterreich!"

Ein anderer Herzog von Oesterreich kam einstens auf einer Fahrt nach Jerusalem nach Venedig. Dessen Herzog wollte den erlauchten Gast ehren und ging ihm entgegen. Als er ihn zu St. Marcus in die Kirche geleitete, kamen sie in ein Gäßlein, wo zwei nicht nebeneinander gehen konnten. Sie blieben stehen und wollte keiner dem andern vorschreiten. Da sprach der Herr von Oesterreich: „Tugend und eigenes Verdienst stehen höher als Rang und Geburt; geht darum Ihr voran, Herzog!" Aber der Venediger Herzog entgegnete: „Ein Herzog aus dem durchlauchtigen Hause von Oesterreich ist mehr denn ein gemachter Herzog." Und somit mußte der Gast den Vortritt haben.

127. Himmel.

Dieses Wort läßt eine sprachliche und eine ethische Bedeutung zu. Sprachlich nämlich durch die Ableitung von dem althochdeutschen „himil," mittelhochdeutsch „himel," von „himan" decken, bedecken, d. i. jenes Gewölbe, das die Erde scheinbar decket. Ethisch, insofern seine Wurzel das alte „heimi," die Welt, die Heimat ist, nämlich die andere Welt, unsere zweite Heimat.

In der Phantasie des Volkes spielt der Himmel

eine große Rolle, und er ist selbst vor seinen Witzen nicht sicher. Man gedenke nur der vielen Schwänke, die dem Himmelsbeschließer, St. Petro, angedichtet werden. Jeder hat auch eben seinen eigenen Himmel und jeder verlegt ihn anderswohin. Es könnte die Ungewißheit von dem Orte der Wohnung des Allerhöchsten nicht besser ausgesprochen sein.

Am lieblichsten steht das Bild des Himmels in der Kinderwelt vor uns, wo er eben nur die letzte Sprosse einer Engelsleiter ist, und das lichte Thor, aus welchem Schutzengel und Christkindlein an's Bette ihres unschuldigen kleinen Kameraden treten und ihm die Wänglein röthen und seine Träume vergolden.

Wie schön ist nicht der Schreck des Todes verhüllt, wenn hinter ihm der lichte Himmel steht, und das weinende Erdenkind sich sagen läßt: „Deine Lieben sind im Himmel!"

Himmel und Gott sind identisch. „Der Himmel gebe es;" — „der Himmel sei mir gnädig;"— „der Himmel ist allgütig," bezieht sich auf seinen erhabenen Bewohner. Der Liebende findet seinen Himmel im Besitze und in den Augen der Geliebten. Der Eine hat seinen Himmel daheim, der Andere im Wirthshause. „Ich bin im Himmel," sagt der Mann, da seine böse Ehehälfte nicht daheim ist.

Die großen Herren brauchen Thron-Himmel, Betthimmel, und das Allerheiligste wird unter dem goldgestickten Himmel getragen.

Der sternenbesäete Nachthimmel gehört dem Poeten; der östliche Himmel dem Geiste der Andacht; der Abendhimmel dem Walde und den Gelsen; der blaue Himmel den Südländern und den Blau-Montags-Gesellen.

Auch Ernst und Scherz haben sich in den Himmel hineingefunden. Eines Narren Wort ist dieses: Als ein vornehmer Herr einst einen großen, prächtigen Bau ausgeführt, der viele Gewölbe und Säulen hatte, fragte er seinen Narren, wie es ihm gefalle; dieser führte den Herrn an's Fenster, deutete auf das Himmelsgewölbe und sagte; „der ist nur ein Baumeister, der solchen Bau und solches Gewölbe ohne Säulen gemacht hat!"

„Was vom Himmel fällt, heißt es: das schadet Niemanden," d. h. Alles Gute kommt von oben, sei's in Regen oder Sonnenschein. (Dabei wurde wohl nicht an den Blitz gedacht, der auch vom Himmel — von oben — kommt.) Wer dieses Gewölbe betrachtete und in kindlicher Einfalt an die Möglichkeit des Einsturzes dachte, mußte sich großen Rumor vorstellen; der dachte gewiß im Ernst: „Wenn der Himmel fiel, so blieb kein alter Hase vnd baum." Das wäre wohl das Wenigste. Von Einem, der um einer Sache wegen viel schreit und Aufsehens macht, meint man: Er geberde sich „als wäre dem Himmel der Boden ausgeschlagen," d. h. als wäre das größte Unglück, das letzte passirt. So auch heißt es: „Der Himmel wird deinetwillen kein Loch kriegen." Will man das Eintreten eines als unmöglich gedachten Ereignisses characterisiren, so ruft man aus: „Da hätt' ich mir eher gedacht, es werde der Himmel einfallen!"

Was der Islam seine Gläubigen im Himmel suchen lehrt, was der Indianer in Amerika's Urwäldern — soviel deren jetzt noch aufzutreiben sind — dort er-

wartet, ist uns bekannt. Was der Humor unseres Volkes sonst noch im Himmel sucht, erfahren wir aus der Redensart: „der Himmel hängt voll Geigen" und aus den zahllosen, mitunter reizenden Liedern der deutschen Lyriker, wie aus dem bekannten Volksjocus: „Wer in' Himmel, sagt er, will käma, sagt er..." den ganz herzusetzen man uns erlassen wird.

128. Republikanische Hochzeiten. — Republikanische Taufen.

Mit diesem Titel war die Maßregel benannt, nach welcher in der französischen Revolution Jünglinge und Mädchen zusammengebunden und in die Loire geworfen wurden, sowie man die Noyaden en masse, wo die Opfer in Schiffe gethan und diese angebohrt wurden, um sie zu versenken, „republikanische Taufen" hieß. Ein gräßliches Seitenstück dazu bietet die „Dragonade." (S. 76, Nr. 58.) Weniger die That, als diese Selbstillustrirung derselben ist empörend und entwürdigend. Möchte man da nicht mit Schiller ausrufen:

„Ras't das Volk, daß es dem Mord Musik macht?"

Uebrigens waren zur Zeit der ersten französischen Revolution Kraftausdrücke und radicale Sentenzen an der Tagesordnung. Eine Stadt, die den Zorn der „Männer des Berges" auf sich geladen hatte, drohte man zu vulcanisiren, und andere Gegenstände, die ihnen nicht genehm waren oder ihren Ingrimm wachgerufen hatten, wollte man am liebsten pulverisiren, das ist zu Pulver zerreiben, im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichten.

129. Hörner aufsetzen. — Hörner tragen.

Es wird viel Witziges und Schimpfliches von dem „Hörnertragen“ der Männer erzählt, und es gibt auch manch' lustiges Geschichtchen, das die Entstehung dieser Redensart nachweisen soll; aber den eigentlichen Zusammenhang zwischen dem, was man „Hörner“ nennt und der zweideutigen Situation eines Mannes, in welcher dieser Schmuck ihm applicirt wird, hat man noch nicht heraus.

Ehe wir die culturhistorischen Belege bringen, müssen wir — denn wichtig scheint es für den Mann zumal — der Etymologie des Wortes nachgehen. Was heißt Horn? Der Philolog definirt: „eine knochenartige, spitzige Hervorragung an den Köpfen mancher Thiere,“ nachklingend dem französischen corne, dem italienischen corno. Dem zunächst schließt sich der Begriff einer harten Haut, eines hornartigen Ueberzuges an, dem immerhin das Charakteristische der Ecke und Spitze fehlen kann. In diesem Sinne sehen wir weiland Siegfried „gehörnt,“ als er sich mit des erlegten Drachen Blute bestrichen hatte. Aber weiters: Im Angelsächsischen ist „Horn“ = hyrn, d. i. Hirn. Scheint es nicht, als wäre man mit dieser Form der richtigen Deutung nahe? Jedenfalls ist das Aufwachsen „solcher„ Hörner eine Wirkung kranken Gehirns, wenigstens bezeichnet die Volkskritik gehörnte und Schwachköpfe als identisch. Sprachlich wie moralisch ist die Darstellung des Geschmückten als eines Hirschen von da ab nicht fern; denn der griechische Name für Horn: κέρας ist mit der

Wurzel des lateinischen cervus d. i. Hirsch, verwandt. Was nun den Vergleich mit dem Hirschen betrifft, so müssen wir hier auch einer naturgeschichtlichen Betrachtung Raum geben. Es ist nämlich bekannt, daß unter diesen Thieren die heftigsten Kämpfe um den alleinigen Besitz eines Weibchens vorkommen und daß gleichwohl diese, in ihrer „Waldesunschuld," den Männchen sehr häufig Gelegenheit geben, Hirsche in des Wortes verwegenster Bedeutung zu sein und zu bleiben. Nicht übergehen darf man hier den Namen des zweiten Monats im Jahre, der früher Hornung genannt wurde. Nun bedeutete aber Hornung ein natürliches Kind, ein nicht nur uneheliches sondern auch außereheliches Kind, das logisch auf einen hörnertragenden Vater zurückführt.

Geben schon die sprachlichen Elemente eine nicht geringfügige Ausbeute, so erscheinen uns nicht minder interessant die historischen Ergebnisse. Der Ausdruck „Hörner tragen" erscheint diesen gemäß sehr alt. Schon Artemidor, der zu Zeiten Antonin's des Frommen also 180 J. n. Chr. lebte, bedient sich des Ausdruckes *κέρατα ποιεῖν*, d. i. Hörner machen, im Sinne von Hörner aufsetzen. Dann finden wir, daß das „Hörnertragen" eine uralte beschimpfende Strafe gewesen sei. So verbietet ein Reichsabschied von 1427: „eine Frau zur Armee mitzubringen," und befiehlt, „daß Uebertreter dieses Gesetzes gehörnt werden sollen." In den Gesängen der Provençalen des zwölften Jahrhunderts stößt man oft auf die Bezeichnung Cornards, welches Wort jedenfalls eine symbolisirende metaphorische Bedeutung hat.

Ob die Cornelier der Römer alle einen geschichtlichen Hintergrund haben, der durch ihren Namen entsprechend verewigt werden sollte, können wir nicht untersuchen. Im 4. Bande der Pitture d'Ercolano kommt ein Sclave vor, der über dem Haupte seines Herrn mit zwei aufgestellten Fingern das Hörnerzeichen, das Zeichen eines betrogenen Ehemanns, macht. Da müssen übrigens die thierischen Vorbilder schon dagewesen und festgestellt gewesen sein.

Allen Zweifeln abhelfen könnte, wenn es wahr ist, das vom griechischen Kaiser Andronicus (1183) Erzählte. Dieser soll den Männern jener Weiber, die ihm gefällig waren — und er suchte und fand deren häufig — als „Blutlohn" die Jagdgerechtsame um Constantinopel verliehen und ihre Häuser mit Hirschgeweihen geschmückt haben. Nach einer Version wäre dieses Zeichen an den Häusern für ihn blos ein bequemer Wegweiser auf seinen Streifzügen und Jagden nach so edlem Wilde gewesen.

Man wähle nun. Jedenfalls verweisen wir hier auch auf den Artikel „Hahnrei." (S. 161 Nr. 114.)

130. Hört! Hört!

Dieser bei englischen Parlamentsverhandlungen fortwährend zu vernehmende Ruf hat einen streng geschichtlichen Ursprung. Nachdem Wilhelm von Oranien im J. 1689 zum Könige ausgerufen worden war, erschien er feierlich im Hause der Lords, um zu sprechen. Seine Rede wurde günstig aufgenommen. Macaulay erzählt weiter: „Sobald sich der König entfernt hatte, wurde eine Bill, welche die Convention für

ein Parlament erklärte, auf die Tafel der Lords gelegt und ging sehr schnell durch; im Hause der Gemeinen hingegen waren die Debatten heiß. Das Haus erklärte sich zum Comité, und die Aufregung war so groß, daß es, nach Beseitigung der Autorität des Sprechers, kaum möglich war, Ordnung zu erhalten. Die Phrase „Hört ihn," welche ursprünglich nur gebraucht worden war, um regelwidriges Sprechen zu unterdrücken und die Mitglieder an ihre parlamentarische Pflicht zu erinnern, war seit einigen Jahren allmälig das geworden, was sie jetzt ist, nämlich ein Ruf, der, je nach dem Tone Staunen, Bewunderung, Zustimmung, Unwillen oder Verhöhnung ausdrückt. Bei dieser Gelegenheit schrieen die Whigs so heftig: „Hört! Hört!" daß die Tories erklärten, unter solchem Geschrei nicht debattiren zu können."

131. Hofweihwasser.

Im Volksmunde heißt es: „Viel Hände und wenig Herzen gibt man zu Hof für einen Weihbrunnen," d. h. die Finger beschäftigen sich wohl dabei, aber nicht der Geist und die Herzen, wie man in den Kirchen gedankenlos mit Weihwasser sich benetzt. So sagt ja auch der Narr zu König Lear: „O, Gevatter! Hofweihwasser in einem trocknen Hause ist besser, als Regenwasser auf der Gasse." Diese Redensart kommt auch im französischen vor als: Donner de l'eau bénite de cour, derbdeutsch: Schöne Worte und nichts dahinter.

132. Auf dem Holzwege sein.

Wenn für einen Waldtheil die Zeit des Abstockens gekommen ist, so läßt der Förster durch die bestellten Holzschläger die in dieses Rayon fallenden Bäume schlagen und gleich am Flecke zu „Klaftern“ und „Stößen“ aufschichten. Diese werden dann theilweise oder auf einmal, je nach Bedürfniß, verladen und aus dem Walde geführt. Die Wagen, welche an diese Plätze zu fahren und die Verladung vorzunehmen haben, müssen sich meist durch die unwegsamsten, wildesten, durch völlig pfadlose Gehege durchschlagen, um auf den Holzschlag zu kommen, der oft hoch oben im Gebirge liegt. Häufiges Fahren hinterläßt im weichen Waldboden tiefe Spuren, und man findet endlich den Forst von vielen solchen „Geleisen“ durchzogen, die sich von einem ordentlichen Wege, einer andern fahrbaren Strasse himmelweit unterscheiden. Es wird Niemanden einfallen, ohne Noth solchen Weg zu gehen und über die Vertiefungen und Schlünde zu setzen, welche der schlechte Karren auf der schlechten Unterlage erzeugt hat. Aber noch mehr. Ihrer Bestimmung nach führen diese „Holzwege“ meist zu den ödesten Stellen des Waldes, und brechen natürlich plötzlich ab, so daß der Wanderer, der ihnen gefolgt ist, sich oft gräulich verirrt sieht.

Man kann also die Situation eines Menschen nicht schlimmer schildern, als wenn man ihn auf einem „Holzwege“ gehend denkt; denn erstens macht ihm der Weg selbst vieles „Kreuz und Weh,“ und dann führt er ihn so treulos irre, daß er endlich, wie man sagt, „mit der Nase an der Mauer“ steht.

Bei Tristan ist „Holzweg" ein Weg durch den Wald und ein verbotener Weg; denn Holz- und Wald sind identisch.

133. Honny soit, qui mal y pense.

Bekannt ist der obige Spruch und die damit verbundene Stiftung des Band- (ganz unrichtig Hosenband-) Ordens. Aber über die Personen herrscht eine Verwirrung ohne Gleichen. Ein Manuscript der königlichen Bibliothek in Paris *) gibt darüber authentischen Aufschluß. Eduard III., König von England, lustwandelte eines Tages mit Alice Gräfin von Salisbury, für die sein Herz glühte. Da löste sich zufällig eines von Alicens Strumpfbändern los und der König hob es auf (von einem Anlegen desselben steht nichts im Manuscripte). Ein Höfling, der dies bemerkte, lachte darüber. Eduard über diese Frivolit entrüstet, rief sogleich: Honny soit, qui mal y pense, damit auf die Reinheit seiner Gesinnungen für Alice entschieden hindeutend. Um aber einerseits dem ganzen Vorfall mehr Nachdruck zu geben, andererseits diejenigen, welche die Sitte und den Anstand so zur Unzeit verletzt hatten, königlich zu züchtigen, stiftete er 1350 den Orden de la Jarretiére zum Andenken an das Knieband Alicens, das er vom Boden aufgehoben hatte, und befahl, daß die Umschrift des Bandes seine Worte seien: „honny soit, qui mal y pense". Wenn nun Jemand, ohne

*) Die Bezeichnung dieses Manuscriptes ist: No. Gaiguières 1014[567]. Recueil de Proverbes français historiques ou moraux in 3 Quartbänden. Ueber obiges Sprichwort im I. Bde.

eine böse Absicht zu haben, eine dem Scheine nach unlautere Handlung begeht, bedient man sich gerne der Devise des Kniebandordens, heute Hosenbandorden genannt. — Der Versuch, diese Redensart aus Frankreich und von nachstehendem Vorfall herzuleiten, ist vollkommen mißglückt und das Ganze nur ein guter Spaß. Dort war es bei Hochzeiten Sitte, der Braut das Strumpfband zu lösen, es zu zerschneiden und die Stückchen unter die Gäste zu vertheilen. Dieß Geschäft ward gewöhnlich dem Ältesten und Ehrbarsten aus der Gesellschaft übertragen. Bei der Vermählung der Tochter des Ministers Villele wurde der Bischof von Hermopolis darum ersucht. Er sträubte sich lange, etwas so Weltliches vorzunehmen, gab jedoch nach, als er erinnert wurde, daß mehrere Bischöfe ein Gleiches gethan. Er lösete nun, zerschnitt, vertheilte das Band und steckte sich ein Stück, wie es die Sitte verlangte, in's Knopfloch. Tags darauf begab sich der Bischof zum Könige. Sein Kammerdiener, der das Band wohl bemerkt, hatte dasselbe nicht abgenommen, weil er es für einen neuen Orden hielt. Nach einigen Minuten kam auch der Dauphin zum Könige, sah das Band und machte diesen auf den neuen Orden aufmerksam. Jetzt erst bemerkte der heilige Mann das Versehen; er erröthete und stammelte verlegen den Namen Villele. Der Dauphin errieth, was geschehen war, und — wünschte dem Verlegenen zum „Orden des Kniebandes" Glück. Der König lachte und der Bischof half sich noch mit der Entschuldigung: „Honny soit, qui mal y pense."

134. Da liegt der Hund begraben.

Es gibt mehrere Deutungen dieser sehr alten und noch üblichen Redensart: „Hund heißt hier der Schatz," lautet eine, „weil man glaubte, daß der Höllenhund die in der Erde verborgenen Schätze hüte." Lemnius in seiner Monachopornomachia erklärt dieses Sprichwort aus einer sehr sträflichen Handlung Luther's, aber natürlich „cum licentia poetica."

Nach einer andern Erklärung stammte die Redensart aus Nürnberg. Als diese freie Reichsstadt noch durch Handel und Gewerbsfleiß blühte, sollte ein neues Rathhaus gebaut werden. Dieser Bau währte mehrere Jahre, und er war bis auf einen Flügel vollendet, als die Mittel ausgingen. Die Vollendung des Baues unterblieb daher, und der fehlende Theil ward, anstatt massiv, nur aus Fachwerk gebaut. Der Baumeister aber führte in seinem Petschaft einen Hund, und über die letzte massive gothische Thür, die nach diesem leichten Flügel führt, ließ er diesen Hund in Stein gehauen anbringen. Daher soll das Sprichwort entstanden sein und so viel bedeuten als: Man kann in einer angefangenen Sache nicht weiter gehen, weil unübersteigliche Hindernisse eingetreten sind.

Eine vierte Version läßt das Sprichwort von einem Abkömmlinge des berühmten alten niederösterreichischen Geschlechtes Haager von Allentsteig, nämlich Sigmund II. (1547—1610) entstanden sein. Dieser Sigmund, ein wackerer kaiserlicher Feldhauptmann und viel im Felde, hatte einen treuen Hund, der ihm auf einer seiner Fahrten in den Niederlanden das Leben gerettet hatte.

Diesem ließ er aus Dankbarkeit an der Gartenmauer des Schloßbrauhauses zu St. Veit (in Oberösterreich) ein Denkmal setzen mit der Inschrift:

> Mein' Herrn hab' ich mit Treu gewacht,
> Drumb ist mir dieser Stain gemacht;
> Delfin ward ich von ihm benannt,
> Allhier lig ich verschart im Sant.
> Die Zeit so ich im Leben war,
> Seind gewesen 17 Jahr.

Dieser Grabstein stand noch 1821, in welchem Jahre nach einer Feuersbrunst die Mauer zusammenfiel und der Stein verschwand. Die Frage der Neugierde nach diesem Hundegrabe hat sich als Redensart im Volksmunde erhalten.

185. Auf den Hund kommen.

Wir bezeichnen damit allgemein verständlich das Herabkommen eines Menschen in seinen Vermögensverhältnissen, wie man dieß ganz ähnlich mit der Redensart ausspricht: „Von Federn aufs Stroh kommen." Sehr wahrscheinlich ist, daß indem man dieses Thier in die Phrase einließ, das Herabkommen auf eine treffende Weise charakterisirt werden sollte, etwa wie: „Vom Pferde auf den Hund kommen," von hoher Stelle zu niederer, von Federn auf Stroh.

Wir wollen uns aber, und zwar ehe wir culturgeschichtliche und geschichtliche Deutungen citiren, noch näher in die Forschung einlassen. Wir glauben hier vor Allem den Namen Hund von vier Gesichtspunkten aus ansehen zu müssen; 1) von dem der oft besprochenen

Verächtlichkeit; 2) dem seiner Aufgabe als Wächter; 3) als mythische Figur, nämlich als Schatzhüter und Höllenhund; endlich 4) als ein Instrument, welches in Küchen dazu dient, den Bratenspieß darauf zu legen und so bequem umzuwenden. Für jede dieser Bedeutungen läßt sich der Hund des Sprichwortes retten. Das Moment der Verächtlichkeit haben wir schon hervorgehoben. Herabkommen, verarmen hieß stets mehr oder weniger: sich der Verachtung preisgeben. Der Hund soll im Hause die schlechtesten Brocken, den Abhub der Tafel und dazu als Würze Fußtritte bekommen. Die Zusammenstellung des Menschen mit ihm spricht deutlich. „Bis auf den Hund kommen," ist in dem Sinne traurig genug.

Was die Eigenschaft des Hundes als Wächter, sei es in Haus und Hof oder im Reiche der Mythe betrifft, so wäre die Deutung unseres Sprichwortes diese: Ein Mensch, der rauben oder Schätze suchen ging, wäre dem in solchem Momente sehr unwillkommenen Hunde begegnet; er wäre auf seinem verbrecherischen oder tollkühnen Wege auf den Hund gestoßen, an ihn gekommen, und da war die Aussicht vorhanden, daß es ihm schlecht erging. Der Begriff des Schlechtergehens kommt ja aus der Tiefe der Redensart gar nie heraus.

Endlich haben wir noch die figürliche Bedeutung von Hund, als eines Küchengeräths, vor uns. Was kommt denn auf diesen Hund, Feuerhund genannt? Nichts anderes als das aufgespießte Huhn oder ein zu bratendes Stück Fleisch. Ist es schwer, sich vorzustellen, daß ein Mensch in solcher Situation sich sehr unbehaglich fühlen müsse? Gespießt und gebraten werden! Das

Schreckbild aller Kinderstuben! Da möchte man doch lieber auf dem räudigsten wirklichen Hund oder auf dem Esel „statt des Zaumes den Schwanz in der Hand" durch's Land reiten, als „auf den Feuerhund kommen!?"

Aber wir wollen jetzt unseren Lesern den „Schwank" und die Freude einer schmucken Erklärung nicht länger rauben.

Zuerst, lesen wir, habe das Sprichwort seinen Anfang gehabt von dem berühmten Wallenstein. Als dieser nämlich in Altdorf studirte, ward ein neues Gefängniß, Carcer, Kotter, für die Studenten erbaut, und man hatte beschlossen, daß es den Namen des ersten Bewohners führen solle. Wallenstein war der Erste, der dazu verurtheilt wurde. Er jagte nun zuerst einen Hund hinein. Der Einfall ward belacht und der Carcer — Hund getauft. Wir möchten hier nur, und zwar mit aller Eifersucht um das Prioritätsrecht, vorschlagen, das Sprichwort umzuändern, so daß es sofort hieße: „In den Hund kommen."

Gegen die folgende Geschichte haben wir, aus guten Gründen, freilich nichts einzuwenden. Einerseits trägt sie bei, den Glanz eines Namens zu erhöhen, den die deutsche Zunge stets mit Andacht nennen wird, Goethe's; andererseits können wir daraus erfahren, wie es mit jenen „goldenen Tagen Weimars" eigentlich stand und welch anderes Metall sie gezeigt hätten, wenn nicht eben Er dagewesen wäre. Dieser Geschichte, „des Pudels Kern" ist ganz einfach ein Pudel, der damals in der ganzen Welt Gastrollen gab als „Hund des Obersten Aubry." Dieses fran-

zösische Stück, dessen Glanzpunkt Pudeltugend ist, war noch vor 25—30 Jahren auf jedem Vorstadt- und Winkeltheater heimisch, natürlich wenn eben ein Pudel bei rechter Künstlerlaune war. So kam auch das Theater des „goldenen" Weimars in Gefahr „bepudelt" zu werden. Goethe, damals Intendant der Hofbühne, kam bei dem bloßen Gedanken daran außer sich. Kann man sich auch eine ärgere Parodie der Kunst denken, als dort, wo Goethe und Schiller in idealischer und seliger Vollendung gewandelt, eine Hundecomödie aufzuführen? Aber Goethe's heiliger Zorn konnte das Gold nicht retten; auch dann nicht, als der Paragraph der Theatergesetze, „daß kein Hund auf die Bühne kommen dürfe," vorgebracht wurde. Der Paragraph stand auf dem Papier und der Pudel auf seinen Vieren; der Pudel wurde hoffähig erklärt, und ins classische Repertoire gesetzt. Goethe mußte weichen und sah von Jena aus zu, wie die Weimarer Bühne, die Hofbühne, die Stätte des guten Geschmacks, die Diele, welche Marquis Posa's Schritt geheiligt, Alles, Alles „auf den Hund gekommen" war.

Den Zusammenhang des Rücktritts Goethe's von der Theaterleitung mit der Pudelgeschichte lernen wir aus folgendem Handschreiben vom 13. April 1817 kennen, welches wörtlich lautet: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath von Goethe wünscht, seiner Function als Intendant enthoben zu seyn, welches Ich hiermit genehmige. Karl August."

Graf von Edling hatte die Zügel der Intendanz

übernommen und den Tag vor, wie jenen nach obigem Handbillet, am 12. und 14. April 1827, wurde — jedoch unter lauter Opposition des Publikums — der „Hund des Aubry“ auf der Weimarer Hofbühne aufgeführt.

Wenigstens konnte Goethe bei diesem Attentate gegen den Meister und die Kunst sagen: „Sie haben nicht eine Hundshaut getroffen,“ wie ein altdeutsches Sprichwort treffend sagt.

186. Einem den Hund vor die Füße werfen.

Diese Redensart erscheint als Ausdruck der höchsten Entrüstung. Sie soll daher rühren, daß einstens Männer, die zur Strafe des Hundetragens — eine der schimpflichsten Strafen, womit insbesondere die Ueberwinder ihre rebellischen Feinde belegten — verdammt waren, ihren Unterdrückern den Hund vor die Füße warfen, sobald sie Gelegenheit hatten, sich frei zu machen oder wenn sie den Tod diesem schimpflichen Leben vorzogen.

Derselbe Ausdruck der Entrüstung mag auch in dem „Strohsack vor die Thüre werfen“ liegen, obwohl dabei der Nebenbegriff einer Gunst und Gnade ist, die man auf diese Art zurückweist, und der Strohsack, neben seiner hundeähnlichen Schlechtigkeit, doch auch das nothwendige, das letzte Hausgeräthe bezeichnet.

Was die obige Redensart betrifft, so gibt es noch eine Deutung, nach welcher aber dieselbe weniger als Ausdruck der Entrüstung, sondern vielmehr als einer ungeheuren Verachtung sich darstellt. Ein glänzendes Beispiel in der Geschichte kommt unserer Ansicht zu

Hilfe. Als nämlich der Hunnenbändiger Heinrich I. den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, sandten die Hunnen um den von seinen Vorgängern an sie entrichteten schmählichen Tribut auch zu ihm. Der Kaiser empfing die Gesandten, ließ aber, als sie ihre Botschaft vorgetragen, ihnen räudige Hunde vor die Füsse werfen und sagte ihnen zugleich, sie möchten sich den Tribut nur selbst holen. Nach Anderen hätte Heinrich den Hunnen durch Gesandte die räudigen Hunde geschickt, worauf diese die Gesandten ohne Nasen und Ohren dem Kaiser zurückgeschickt haben sollen.

Das Verächtliche der Hundenatur, in so vielen Kernsprüchen, namentlich in dem Schimpfe Hund selbst am besten charakterisirt, dürfte diese Deutung unterstützen.

137. Den Hund aus dem Ofen locken.

Der Ofen (Kachel) in einer Bauernstube und der Raum um denselben ist jener Platz, in welchem die Häuslichkeit zunächst sich concentrirt. Man wird nirgend die Bank um denselben vermissen, auf welcher der Bauer seinen Winterschlaf hält und die Hausgenossen alle nach der Arbeit sich zusammenfinden. Es ist aber noch ein Bestandtheil desselben zu bemerken, nämlich die Mauer, welche einer Brücke gleich den in's Zimmer vorgeschobenen Kachel mit der Wand, vor welcher er steht, verbindet. Diese Mauer ist breit genug, um allerlei daraufzustellen und selbst einem Menschen Platz zum Liegen zu gönnen. Auf ihr nun halten gerne die Hunde und Katzen ihre Siesten, denn dort ist es stets warm. Ja, wie gesagt, der Bauer selbst breitet sich dort oft die ganze „Saison" hindurch aus, wie z. B. der galizische.

Der Hund, der zu locken ist, sitzt also nicht im Ofen drinnen, sondern „hinter" dem Ofen, wo man so manches Andere noch findet, auf jenem Platze, von dem es heißt, „es wisse Keiner, wie es dort sei, er wäre denn schon dahinten gewesen."

Da es nun nicht so schwer sein mag, einen Hund aus dieser Situation hervorzulocken, so sagt das Sprichwort spottweise, es sei Einer in seinem Thun so ohnmächtig, daß er nicht einmal das vermag.

Bürger läßt in seinem „Abt von St. Gallen" den Schäfer Bendix sagen:

„Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken."

So viel kann also auch ein unwissender Schäfer.

188. Es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm.

Den höchsten Grad der Verächtlichkeit eines Menschen anzeigend und ähnlich dem Ausspruche: „Es pißt ihn kein Hund an." Seinen Ursprung hat dieses Sprichwort den Zeiten des geistlichen Bannes zu verdanken. Man behauptete, daß ein solcher Bann von dem Betroffenen nicht nur die Menschen, sondern selbst die Hunde ferne halte, und während ihm die ersteren Speise und Trank verweigern, nehmen diese nicht einmal Nahrung aus seiner Hand. Ja das waren freilich schöne Zeiten! An sich hat dieses Wortes Schwere Markgraf Otto II. von Brandenburg erfahren, als er 1136 von dem magdeburgischen Erzbischofe Rudolf excommunicirt ward. Der Markgraf, der die Wirkung des Bannes erproben wollte, warf einigen Hunden, die er zudem hatte fasten lassen, Brot vor.

Die Hunde wollten nicht davon nehmen. Der Markgraf erschrack sehr und „besserte sich,“ wie man sagt. Er bat demüthigst um Aufhebung des Bannes und ließ sich zu einem großen Geschenke (eines Theiles seiner Mark) an die Kirche zu Magdeburg herbei. Ja das waren freilich schöne Zeiten!

139. Er macht's wie Fuggers Hund,

d. h. er wendet sich den, wenngleich unstatthaften Besitz einer Sache zu, wenn er sieht, daß es jedenfalls ein Anderer thun würde. Es ist die Logik des niederen Verstandes, die uns so häufig sagen läßt: „Wenn ich nicht stehle, stiehlt ein Anderer, folglich will lieber ich es nehmen.“ Der Spruch schreibt sich von der bekannten Hundsgeschichte her u. z. hier von einem Hunde, der Fugger's war. Man hatte diesen Hund abgerichtet, das Fleisch für seine Herrschaft zu holen. Eines Tags ward er beim Nachhausetragen seines Einkaufes von einem Rudel Cameraden überfallen und es entstand eine Balgerei um das Fleisch. Treu und redlich vertheidigte Fugger's Hund lange seines Herrn Besitz; als er aber endlich merkte, er werde der Uebermacht denn doch erliegen, fraß er mit Eins das Fleisch selbst. Das war der Vater jenes brillanten philosophischen Systems, das noch heute gang und gäbe, und die Anhänger desselben mögen sich auf ihren Meister schon was zu Gute thun.

140. Komm' ich über den Hund, so komm' ich auch über den Schwanz.

Hier ist der astronomische Hund, das Sternbild Sirius oder Hundsgestirn gemeint, das die „Hundstage“ bringt, d. h. die größte Sommerhitze. Vom 24. Juli bis 24. August ist diese am heftigsten. Hat man nun davon den größern Theil überstanden, so darf man sagen, daß nicht mehr viel Hitzeleid nachkomme, „ist man schon über den Hund hinaus, so wird der Schwanz nicht mehr viel Arbeit machen.“ Die Anwendung im geschäftlichen Leben, wenn man von schwerer Arbeit einen großen Theil überstanden mit dem Rest auch noch fertig zu werden, liegt auf der Hand.

141. Todte Hunde beißen nicht.

Diese Wahrheit in beißender Anwendung stammt aus der Römerzeit. Pompejus war seinen Feinden in die Hände gefallen. Als diese nun über dessen Leben und Tod berathschlagten, rieth Theodotus ihn dem Caesar aufzuopfern; „denn, sprach er, todte Hunde beißen nicht.“

Diese Verruchtheit eines einzelnen Menschen ist beklagenswerth und ein Zeichen individueller Verworfenheit; was soll man aber von einem Staate sagen, der sich zu solchen Prinzipien, die beim Individuum eine Verirrung sind, gleichsam als Grundsätzen seiner Regierung offen bekannte? Die aufrührerischen Bewohner Belgiens hatten sich Maximilians I. bemächtigt und hielten ihn gefangen. Sie besorgten, wenn sie ihn frei gaben, ihren Frevel büßen zu müssen. Im Zweifel, wie

sie sich zu verhalten haben, fragten sie sich bei der Republik Venedig an. Diese ehrenwerthe Macht ließ den Aufrührern durch ihren Rath der Zehn antworten: „Uomo morto non fa guerra.“ Es ist in diplomatischer Umschreibung die brutale Maxime Theodot's. Es wird nun wohl begreiflich sein, daß Kaiser Maximilian sein ganzes Leben hindurch gegen Venedig, das damals schon zu verwesen begann, einen unüberwindlichen Abscheu hegte.

142. Hundsfott.

Nach der Bedeutung des Grund- und Bestimmungswortes dieser Zusammensetzung die allbekannte und häufig angewendete Bezeichnung für etwas sehr Gemeines, Niederträchtiges. Die Ansicht, daß es von Hundsvogt herkomme, ist unhaltbar, denn dann wäre ja Mazfoz so viel als Katzenvogt; Fott nämlich hört man auch verderbt als Foz.

143. Am Hungertuche nagen.

Den Ursprung dieser Redensart will man von dem Tuche, welches zur Fastenzeit um den Altar gehängt wurde, um anzuzeigen, daß man jetzt hungern, fasten müsse, ableiten.

Eine andere Hunger-Redensart ist: Hunger ist ein Unger, nämlich grausam wie ein ungarischer Kriegsmann (natürlich von ehedem).

Ueberdieß ist der Hunger in der deutschen Spruchpoesie stark vertreten, aber die meisten Sprüche sind mehr Apophtegmen und weder historisch noch culturhistorisch.

144. Hus. — Luther.

Der Name Hus heißt im Böhmischen Gans. Schon Kaiser Wenzel baute darauf ein Wortspiel, indem er, von dem berühmten Reformator sprechend, sagte: „Laßt mir die Gans, so gülden Eier legt! Auch in den Volksmund ist dieser Vergleich gekommen, aber mit einer feinen, treffenden Wendung. Da heißt es nämlich:

„Heut' in der Flammen Glut
Eine Gans ihr smoren tut:
Ueber hundert Jar den Swan
Ihr ungebraten werdet lan."

Unter dem Schwan ist Luther verstanden, dem es besser glückte als Huß, der „Gans".

Was Luther betrifft, so hätte der Name nach einem Epigramm, welches wir in William Roscoe's Geschichte des Lebens und Pontificates Leo's X. finden, eine noch schlimmere Bedeutung. Das Epigramm lautet:

Germanis Luther scurra est, et latro Bohemis,
Ergo quid est Luther? Scurra latroque simul

Luther bedeutet im Deutschen Hanswurst und Räuber auf böhmisch,
Luther was ist er sonach? Räuber und Hanswurst zugleich. —

Da beides eine schreiende Lüge ist, so fehlt dem Epigramm die Spitze.

Wie kam aber der Epigrammatist dazu, Luther einen Possenreißer (scurra) und einen Räuber (latro) zu nennen? Dem Gegner Luther's liegt das Wortspiel nahe; denn Luther ist Lutter oder Lotter d. i. Taugenichts, Possenreißer, vom lateinischen ludio, dann von lottern, schlottern und auch lüttern, Unrath fallen lassen. Willkommen wäre allerdings das Wortspiel, welches auf die irgendwo behauptete Bedeutung des Wortes

Luther im Czechischen anspielt, nach welcher Luther so viel als Schwan hieße und worauf bekanntlich der auf dem Scheiterhaufen stehende Huß seine Prophezeiung baute:

„Nach der Gans (Hus, böhmisch) wird kommen ein Schwan,
Den werd't ihr müssen leben lan!“

Allein der Sprachvorrath der Czechen bietet kein Wort dar, welches diese Ableitung rechtfertigen könnte.

145. Hurrah.

Nach dem dalmatischen Blatte „Osservatore Dalmato“ ist dieser Ruf slavischen Ursprungs. Man kann ihn an den dalmatischen Küsten, wie auch an der Behringsstrasse hören, u. z. meist in dem Augenblicke, wenn die betreffenden Völker eine Probe ihres waghalsigen Muthes ablegen müssen. Die Wurzel dieses Wortes wäre in dem slavischen huraj d. i. „in das Paradies“, zu suchen; denn es bestand der Glaube, daß ein für sein Vaterland sterbender Krieger geraden Weges „in den Himmel“ eingehe, und deßhalb thun alle Streiter diesen Ruf, so wie die Türken auch den „Allesverheißenden“ Allah in der Schlacht im Munde führen.

146. Hußar.

Dieses Wort und dieser Begriff, werden unsere Schönen sagen, läßt sich nicht sprachlich erklären, das muß rein moralisch geschehen. Wir müssen ihnen gleichwohl den Schmerz anthun, daß sich vor der Hand eine sprachliche Erklärung, die mit der Moral nichts zu schaffen hat, dafür findet. Unter König Mathias Corvinus von Ungarn nämlich, der bekanntlich in

Oesterreich sehr viel zu thun hatte und dem Kaiser Friedrich III. dafür sehr viel zu leiden gab, wurde auf dem Reichstage zu Szegedin 1458 beschlossen, daß Comitatsbanderien unter Befehlen eines Obergespanns oder eines vom Könige zu ernennenden Obersten aufgeboten werden sollten und hiezu der zwanzigste aller Unterthanen der Reichsbarone und Adeligen auszuheben und als Reiter vollständig auszurüsten sei. Diese Reiter wurden von dem ungarischen Worte husz d. i. zwanzig, huszar, so viel als der zwanzigste genannt.

Nach einer anderen Auslegung soll husz ein Fähnlein von zwanzig Reitern bedeuten und Hußar — und nicht wie gewöhnlich geschrieben wird Husar — je Einer von diesen Zwanzig sein.

147. Der Punkt auf dem I.

Gewiß etwas sehr Wichtiges, dieser Punkt; denn durch ihn wird der Buchstabe erst das, was er ist, nämlich ein I. Der große Philosoph Hegel machte zuerst durch seinen Ausspruch: „Der König setzt nur den Punkt auf das I“ auf die Bedeutung dieses mathematischen Zeichens, dessen Aufeinanderfolge die Linie construirt, aufmerksam. Offenbar wollte der klar unterscheidende Philosoph damit nicht gesagt haben, der König sei nicht mehr als der Punkt auf dem I, sondern er vervollständige den Buchstaben, er mache ihn durch seine Gegenwart erst zum I. Wer das erstere glauben mochte, dem konnte Hegel sehr gut antworten: „Freund! nur durch einen solchen Punkt wird, was Dem gehörte, Dein, was Du wahrscheinlich für sehr bedeutend halten wirst.“ Als eine

solche Ergänzung, freilich nicht im erhabenen Sinne, erscheint der I-Punkt auch in der jüdischen Redensart: „Da darf aach kaan Tippelchen dran fehlen," was nach der jüdischen Erklärung so viel heißt, als er ist so habsüchtig, so gierig, daß auch das Geringste, auch nicht ein Stäubchen davon abgehen darf.

Uebrigens bezeichnet der Volksmund allerdings etwas Geringfügiges damit, indem wir unwichtigen Persönlichkeiten spöttisch zurufen: „Sie seien nur I-Tüpfelchen."

Auch noch in einer andern Redensart spielt der Punkt auf dem I eine Rolle, freilich nicht streng als I-Punkt genommen, sondern als ein geringfügiges Zeichen überhaupt. Es heißt nämlich: „Eines Punktes wegen verlor Martin seinen Esel". Das hängt mit folgender Geschichte zusammen. Ein Mann, Namens Martin, hatte seinen Esel auf dem Markte oder sonst irgendwo verloren. Er machte nun dem Richter die Anzeige von seinem Verluste, und dieser ließ ausrufen, daß derjenige, der den Esel gefunden, ihn dem Martin zürückgeben sollte. Der Finder meldete sich und frug nun Martin, was er verloren habe. Dieser Antwortete: „einen Esel." Dann ist's nicht der Eurige, entgegnete der Finder, denn ich habe eine Eselin gefunden, und behielt sie. Also die Sylbe in vertritt hier den Punkt auf dem I. Von einem andern Martin, der Abt zu Azello war, erzählt man auch eine Geschichte, in welcher der Punkt auf dem I (auch nicht etwa streng als I-Punkt, als vielmehr als geringfügiges Zeichen genommen) eine wesentliche Rolle spielt.

Der Abt befahl einem seiner Mönche, er solle auf die Klosterpforte folgende Worte schreiben:

Porta patens esto, nulli claudaris honesto.

d. i. Offen stehe die Pforte, nicht dem Ehrenmann sei sie verschlossen.

Der Mönch schrieb's, setzte aber das Unterscheidungs-Zeichen am unrechten Platze:

Porta patens esto nulli, claudaris honesto.

Offen stehe die Pforte nicht, dem Ehrenmann sei sie verschlossen.

Der Papst ritt einstmal vorüber und sah diese Aufschrift, die ihn sehr verdroß; er behielt den Abt im Gedächtniß und verschenkte bei passender Gelegenheit die Abtei einem Andern, der nun die Aufschrift in der Weise anbringen ließ, wie sie der vorige Abt gemeint, nämlich:

Porta patens esto, nulli claudaris honesto,

zu welchem Verse aber ein Spottvogel den zweiten hinzufügte:

Pro solo puncto caruit Martinus Azello.

Welcher doppelsinnige Zusatz lautet entweder:

Um einen Punkt allein verlor Martinus den Esel,

oder weil der Abt, Abt von Azello war, auch:

Um einen Punkt allein verlor Martinus Azello;

hier ist nämlich in Azello eigentlich asello (ein kleiner Esel) und Azello (Name der Abtei) ein Wortspiel. Dieses Sprichwort „für einen Punkt verlor Martin seinen Esel" wendete man immer an, wenn man eines kleinen

Versehens wegen einen empfindlichen Verlust erlitt. Später sagte man auch:

Martin hat um winzigen Punkt seinen Esel verloren,
Auch durch winzigen Punkt Mancher sein Leben verlor.

Si pour un petit point Martin perdit son âne.
Pour un plus petit point le noble perd son ame.

Der Witz beruht hier im Worte Point, welches einmal Punkt, das anderemal Stich bedeutet.

148. Jekel und Grikel.

Zwei historische Persönlichkeiten, von denen Luther in seinen „Tischreden" und sonst spricht. Sie sind ihm gleichbedeutend mit hoffärtigen Heuchlern. „Sie sind Jekel und Grikel!" schimpft er notorische Heuchler. Wer sie eigentlich waren, geht aus einer Stelle seiner Tischreden hervor. Diese lautet: „Jekel mag ein besserer Gräcus sein als ich, und mer beredt; sonst kann ich mer dann er; Grikel mag ein besserer Terentianus sein; jedoch versteh' ich ihn auch wol; in andern Sachen gehen wir gleich. Der Kurfürst hat wol getan, daß er den Jekel zum Hofprediger gemacht; — aber Grikel, das arme Männlein, hat die Krankheit und Seuche, so heißet *καινοδοξία*."

Welche wahren Namen stecken aber hinter diesen Schimpfnamen Grikel und Jekel? Grikel ist Niemand Anderer als Johann Agricola, oder eigentlich Schnitter, den 20. April 1492 zu Eisleben geboren, dem das unbestreitbare Verdienst zukommt, die erste Sammlung deutscher Sprichwörter durch den Druck veröffent-

licht zu haben. Agricola starb 1566 als Hofprediger zu Berlin. Der Spottname Grikel kommt nicht, wie Einige meinen, von einer Entstellung des Wortes Graeculus, sondern ist das Mittelstück von Agricola's Namen. Unter Jekel ist Andreas Osiander (geb. 1498, gest. 1552), zuletzt Pastor und Professor in Königsberg gemeint, der durch seine der lutherischen Lehre widersprechenden Sätze vom Glauben, dem Ebenbilde Gottes, der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, Anlaß zu einem Streite gab, wodurch er wie Agricola dem Spotte Luthers verfiel, der ihn mit dem Namen Jeckel belegte. Osianders Anhänger, Osiandristen genannt, führten den Streit noch nach ihres Meisters Tode fort, aber 1566 wurden sie alle abgesetzt, und so hatte aller Hader ein Ende. Durch Luther wurden diese beiden Spott-Namen zu einer stehenden Redensart, mit welcher man in der Regel Heuchler bezeichnet.

149. Jezern.

So viel als ängstigen, plagen. Den Namen dazu gab Hans Jezer, ein Schneider von Zurzach in der Schweiz, den die Predigermönche in Bern im J. 1507, um gegen die Franziskaner ein Uebergewicht zu bekommen, zu einem unerhörten Betruge benützten. Nachdem sie ihn nämlich durch Geistererscheinungen und ähnliche Gaukeleien geängstigt, brachten sie ihm Christuswunden an Händen und Füßen bei, um damit zu zeugen. Die Geschichte gab einen abscheulichen Proceß und nahm ein schlechtes Ende für die Betrüger.

Im Jüdischen heißt Jezern auch ängstigen und wird von Jazar, beengt sein, abgeleitet und es kommt in

den Phrasen vor: „Der kann aan jeezern" oder „Jeezere mich nicht so" — „Das is e Jeezern" u. s. w. Noch häufiger erscheint es als „meezern" u. s. w. Die Redensart: „Der Jezer is e Mezer" heißt deutsch: Die Begierde ist ein Quälgeist.

150 Die Incroyables.

Nach dem Tode Robespierres war die Freude in Frankreich so groß, daß sie an Narrheit gränzte. Kein Wunder, wenn sie irgendwo herausschlug. Seltsamer Weise geschah dies auf dem Terrain der Kleider-Mode und zwar gaben die so lange unterdrückten Classen der Gesellschaft den Ton an. Zuerst zeigten sich, als Gegensatz zu den Pantalons der Sansculotten, die kurzen Beinkleider; dann trug man Hüte á la victime, langes Haar, und einen Stock als Waffe, den man den jakobinischen Prügel nannte. Nach und nach ward zu diesem Aufzuge auch eine eigene Sprache erfunden, die man nach dem sehr häufig darin vorkommenden Worte: „incroyable!" (unglaublich), so benannte, welcher Name endlich auf die Leute selbst überging. Beim Sprechen dieser Sprache mußte man sich bemühen, mit der Zunge anzustoßen und die r wegzulassen, z. B. „ma paole d'honneu, c'est incoyable!" Es bestehen aus dieser Zeit Carricaturen, welche die Tracht dieser Gesellschaftsgruppe vortrefflich darstellen. Wir haben da folgendes Bild eines Incroyables vor uns: Kurzer, viereckiger Frack, kurze Hosen mit zwei dicken Bandrosetten, Schuhe mit langen, umgebogenen Spitzen, ungeheure, steife Cravate, dicker Zopf und weißgepuderter Bart; der Prügel unter dem Arme,

und als Decke über Alles ein Hut mit einer Spitze, dessen Krämpen Anfangs ziemlich breit waren, sich aber endlich bis auf 1/2 Zoll verkleinerten. Später noch, als man schon davon zurückgekommen war, fuhren die gezierten Damen, die Cathos und Madelons von 1796 fort, die Incroyables in affectirter, lispelnder Sprache zu preisen.

So war der Rückschlag der ausschweifendsten Verrücktheit wieder eine solche. Das ist der Kreislauf der Geschichte, am besten zu beobachten in dem der — Mode.

151. Infanterie.

Deutet zunächst auf das lateinische infans, Kind und nach dieser Wurzel wäre die (übrigens höchst gezwungene) Erklärung, daß das Wort Infanterie daher komme, weil man das erste Fußvolk blos aus Landeskindern errichtete, im Rechte. Stichhältiger aber ist die Ableitung aus dem ursprünglich italienischen fant, das Knecht, Trabant bedeutete. Nun ist aber historisch richtig, daß die Knechte im Kriege zu Fuß dienen mußten, während das edlere Reiterhandwerk, wie vorzugsweise auch noch heute, den Cavalieren blieb. Im Mittelalter nannte man die Fußgänger theilweise Herfanter. „Fanter mit Bühsen" (mit Büchsen) kommen schon 1360 in einer Lübek'schen Chronik vor.

Man hat aber auch eine historische Ableitung für das Wort Infanterie. Die Infantin Isabella Clara Eugenia, Tochter Philipp's II. und Elisabethens von Frankreich war eine kriegerische Fürstin Das auf ihren Befehl geworbene Fußvolk wurde auf neue Art bewaffnet und geübt und der Infantin zu

Ehren **Infanteria** genannt. Da diese neue Einrichtung sich bewährte, fand dieselbe bald allgemeinen Beifall, wurde von anderen Fürsten eingeführt und die erste als Huldigung für die Prinzessin gegebene Benennung, weil sie die bequemste war, beibehalten.

152. Sind wir gleich im Joche, Illuminiren wir doche.

Als Napoleon Deutschland beherrschte, mußte in den deutschen Städten sein Geburtstag jährlich mit Illumination gefeiert werden. (!) In Halberstadt ließ ein ehrlicher Schuhflicker in einer dunklen Gasse den obigen Reim freudig durch sein Fenster strahlen. Er dachte gar nichts Arges dabei und war nicht wenig erstaunt, als die Polizei bei ihm eintrat und den köstlichen Vers, der seitdem sich sprichwörtlich erhalten hat und hundertfältige Anwendung zuläßt, brutal confiszirte.

153. Die Jungfrau im Sprichwort.

Im Laufe der Sprach- und Cultur-Entwickelung hat dieses Wort manche Verwandlung erfahren, und wir verstehen darunter dreierlei. 1) eine Phase der geschlechtlichen Entwickelung; 2) den Unterschied zwischen Mädchen und Frau. 3) den gesellschaftlichen Titel. Die Erklärung der Bedeutung im ersteren Sinne überlassen wir gerne den Aerzten und Anatomen und beschränken uns einfach auf die Bemerkung, daß unter diesem Gesichtspunkte jedes weibliche Wesen, das nicht verheiratet ist, mit dem Titel Jungfrau ausgezeichnet werden müsse. Die Cultur und der Sprachgebrauch haben es anders ausgearbeitet. Sie setzen den Be-

griff Jungfrau mit dem des ersten, frischen, jugendlichen Alters in Verbindung und weigern sich, ein altes Weib, wäre es auch im physischen Sinne noch immer eine Jungfrau, mit diesem Namen zu nennen. Im Gegentheile hat man ein Flickwort dafür erfunden, welches den ursprünglich schönen Sinn des Titels Jungfrau möglichst herabsetzt und aus ihm einen Spottnamen macht, nämlich: alte Jungfer, „eine Jungfer, so unter's alt Eisen gehört," wie es im Volksmund heißt. Andererseits erlaubt man sich nicht, von einem jungen Mädchen, von dem man weiß, es habe seinen jungfräulichen Standpunkt bereits überwunden, nicht als von einer Jungfrau zu sprechen.

Hier kommen wir eben auf die zweite Bedeutung, womit nämlich der Unterschied zwischen einer Verheirateten und Unverheirateten markirt werden soll. Das zur Frau gewordene Mädchen ist von Gott und der Natur angewiesen, aus dem Zustande der Jungfräulichkeit zu treten, denn: „Was sollen die Blumen, die Niemand bricht," und: „Wann die Birn zeitig ist, so fällt sie in Koth," sagen alte Sprichwörter. Es hat in moralischer Hinsicht jedenfalls aufgehört Jungfrau zu sein und Sitte und Sprachgebrauch nehmen ihm entschieden den ferneren Anspruch auf diesen Titel, obwohl es Fälle gibt, deren Erörterung wir wieder den Aerzten und Psychologen überlassen, in denen die Verheiratete trotzdem fortfährt, die reinste Jungfrau im physischen Sinne zu bleiben. Man nannte z. B. die Königin Elisabeth von England blos darum die jungfräuliche Königin, weil sie unvermählt starb, obwohl ihre hundert und hundert Liebesabenteuer bekannt

waren und Niemand so blöde sein wird, an die physische Jungfrauenschaft dieser heuchlerischen aber immer großen Königin zu glauben. „Es sind nit alle Jungfern, so Kränze tragen," und: „Auf die Jungfrauschaft kann man keine Semmel borgen" sagte Agricola, das lose Maul.

Endlich als gesellschaftliche Titulatur nimmt das Wort Jungfrau die unterste Stufe auf der Scala der Courtoisie ein und muß hinter das Fräulein, ja hinter die Demoiselle zurück. Jungfrauen oder eigentlich „Jungfern" sind unsere Mägde und die Bauerndirnen, während die Tochter des Hauses sehr beleidigt wäre, wenn man sie Jungfrau schelten würde. Der Mann, der dies wagte, beginge eine Inconvenienz, die ihm für immer aus dem Hause verwiese, denn er hat es mit dem „Fräulein" verdorben. Der Unterschied zwischen „Jungfer" und „Demoiselle" ist nur ein feiner. Die erstere ist die Landmaus, die andere die Stadtmaus, die man gleichwohl, aber nur aus Etikettsrücksichten, nicht Fräulein nennen will. Gut deutsch sagen wir aber nicht einmal Demoiselle, sondern „Mamsell," auf gleicher Höhe mit dem „Madame" der Verheirateten. Vor noch nicht langer Zeit waren die Jungfrauen und Frauen Theaterprinzessinen nur „Demoiselles" und „Madames". Sie benützten eine politische Umwälzung, nicht um sich jene andern Titel wieder zu erobern, sondern um als Fräuleins" gedruckt zu werden. Nicht mehr als recht und billig.

Wir haben schon oben einige Proben des Volkswitzes, der auch die Jungfrauen nicht schont, gegeben.

Da aber der Volkswitz etwas ist, von dem man nie genug haben kann, so lassen wir noch einige Pröbchen folgen. Der Deutsche, Engländer, Däne und Spanier sagen: Jungfern und Gläser schweben in steter Gefahr.

Jungfrau von Flandern
Gibt einen um den andern,

sagt man von einem Mädchen, das flandert, flankieret.

Der alte Geiler sagt treffend:

Die Jungfrauen setzen ihre Wort ordentlich nacheinander als man Zibeln setzt.

Und galant heißt's bei Lehmann:

Schöne Jungfrau hat ihr Heiratsgut im Angesicht;
nur genügt in der Gegenwart den Männern dieses Heiratsgut nicht.

Dann heißt es auch: Jungfern-Fleisch ist kein Lager-Obst; was Körte witzig commentirt:

Der Keuschheit Schloß wohl zu bewahren
War an Lisettchen das Begehren;
Sie sagte: Fleiß will ich nicht sparen,
Wenn nur nicht so viel Schlüssel wären.

Auch sagt man boshaft genug:

Wenn sich die Jungfer auf's Küssen legt, legt sie sich auch auf's Kissen.

Und so meint Nestroy als „Sansquartier" bei der Lectüre der „Jungfrau von Orleans": „Ja, so viel Engländer und eine einzige Jungfrau, das muß schlecht ausgehen!"

154. Eine Jungfrau, so ein Eisen abgeworfen.

So sagt man von einer weiblichen Person, die schon ein Kind gehabt. Wenn man voraussetzen darf, es sei Eisen hier gleichbedeutend mit Hufeisen, mit dem ein Roß beschlagen wird und das von demselben abgeworfen werden kann, so haben wir es mit einem ziemlich brutalen Bilde zu thun.

Von einer solchen „Jungfrau," wenn sie an einen anderen Mann als den Vater ihres Kindes verheiratet ward, sagte Luther, es seien „die Kirschen ausgefressen" und einem der Korb „an Hals gehängt" worden. Abhub der Tafel, „post festum," wie wir auch sagen können.

155. Ihr habt mir all min Käs abgeraten.

Margaretha, geborne Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oesterreich, hatte einst Niklas von Wile gefragt, ob er für sie das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt habe? Er sagte ihr, daß dieses noch nicht geschehen sei, weil ihm eine Stelle darin ganz unverständlich sei. Die Fürstin erklärte sie ihm nun, und da rief Niklas aus: „O hohe Vernunft in wiblichem Herzen! ich habe Doctores gefragt und finde nun, daß Ihro Gnaden mir (wie das Sprichwort sagt) all minen Käs abgeraten." Niklas citirte dies also selbst schon als Sprichwort. Dies kam aber daher, daß ein Wanderer den andern gefragt habe: „Errateſtu, wie vil Käschen in meinem Schnapsacke sind, so gehören sie dir alle siben," worauf dieser natürlich sogleich die Zahl angab und die Käslein erhielt.

158. Der Kalender.

Das Schlagwort Kalender erregt gewiß, so oft es anklingt, die allgemeinste Heiterkeit. Man ist stillschweigend übereingekommen, den Widerspruch der Kalenderweisheit mit der Natur gemüthlich hinzunehmen, ja zu unserer Belustigung auszubeuten. Aber man muß nicht vergessen, daß das, was wir heute einen Kalender heißen, nicht mehr ist, was er vor hundert und mehr Jahren war und bedeutete. Die Essenz eines echten alten Kalenders, die Beratherweisheit und die Prophezeiung hat sich auf das Terrain der einfachen Zeitrechnung eingeschränkt, und kommt nur mehr in der schüchternen Form einiger Bauernregeln zum Ausdrucke. Nichts mehr von Aderlaßtagen, Kindbadtagen, Haar- und Nägelabschneidtagen, von glücklichen und unglücklichen Tagen. Die heutigen Kalendermacher haben daher ganz andere Aufgaben. Im Kalender ist die letzte Zuflucht der Romantik. — Da kann noch ein Clauren, ein Spieß was aufstecken; der Humor darf da wieder Hanswurst sein, und die „feine" Dorfgeschichte arbeite ganz andere Recepte aus, als gegen das „Drucken der Trut," gegen „Hühneraugen," „Anschoppungen" und allerlei Zustände „oben und unten" einstens zu finden waren.

Wenn wir heute zu einem guten Freunde sagen: Es kömmt uns vor, daß er „Kalender mache," so müssen wir ihn in melancholischem Brüten überrascht haben, und wir wollen ihm damit sagen: Wir glauben, daß er sich höchst unnöthig mit etwas quäle. Aber es war wie gesagt eine Zeit, wo es ordentliche Kalender und

ordentliche Kalendermacher, d. h. Wahrsager, Zeichenmacher, Traumdeuter, Weisheitskrämer, gab. Das 16. Jahrhundert hat uns zwei Namen solcher „Macher“ hinterlassen, von denen der Eine bald der Märtyrer seiner Wissenschaft geworden wäre. Sie heißen Stöfler und Stiefel. Ominös! Wie weit ist von dem Einen zum Andern?

Stöfler, als berühmter (!) Astrolog bekannt, rief für den Februar 1524 eine allgemeine Sündflut aus. Es war damals eine Conjunction Saturn's, Jupiters und des Mars im Zeichen der Fische eingetroffen, folglich — könne auch das Wasser, ungeheuer viel Wasser nicht fehlen. Die Antwort der Natur an diesem Tage war ein — beißender Witz, wie ihn nur ein „Kladderadatsch“ oder ein „Münchner fliegendes Blatt“ aushecken können. Himmel heiter, Wetter schön, Erde trocken, strohtrocken. Indeß verzweifelte man nicht, daß es bei nächster Gelegenheit doch werde wahr werden. Stöfler war aber schon früher auf diesem Felde thätig. „In seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ rückte er 1499 sehr passend mit „astrologischen Grillen“ heraus, welche in dem ersten zu Ulm erschienenen Kalender herumkrochen. In diesen und nachfolgenden Kalendern war jedem Planeten sein Geschäft auf der Erde angewiesen, und hinwieder jeder Mensch an einen Stern, so zu sagen, angebunden. Eine Liebeserklärung z. B. zwischen dem 1. und 10. gemacht, hatte schlimme Folgen. Kinder sollten in die Schule geschickt werden, nicht etwa, wenn man bemerkte, daß ihnen der Verstand wachse; o nein, wenn ihnen an der

oder jener Stelle des Kopfes ein lichteres Büschlein Haare zu wachsen begann; u. s. w.

Nach Stöfler's Beispiele gab der brandenburgische Hof-Astrolog Carion ähnliche prophetische Kalender heraus. Einer davon geht von 1519 bis 1574. Im Jahre 1529 ließ er dazu eine „Kalender-Praktik" drucken, die eine Menge Prophezeiungen enthält. 1530 machte er „Neue Weissagungen" bekannt, die alle Glücks- und Unglücksfälle enthielten, welche sich von 1528—1540 in der Welt zutragen würden. Obwohl Carion schlau genug war, ganz nach der Taktik des delfischen Orakels vorzugehen und seine Aussprüche auf's Allgemeinste zu stellen, wurde er doch als ein Wundermann verehrt. Natürlich „wer gerne tanzt, dem ist bald gefiedelt."

Der andere, der Stiefel, welcher seltsamerweise nur etwa 10 Jahre später die Welt zu Grunde gehen lassen wollte, erhielt eine Lection, die ihm das Kalendermachen verleiden mußte. Auf seine Versicherung nämlich, daß das Dorf Holzdorf — in der Nähe von Wittenberg, wo er als Prediger lebte — ganz sicher am 3. Oktober 1533 um 8 Uhr Morgens natürlich in Gesellschaft aller übrigen Dörfer der Welt zu Grunde gehen werde, fraßen und soffen die Bauern so lange, bis Alles verschwunden war, das man gewöhnlich zur Fortführung des Lebens für nothwendig und wünschenswerth hält. Eine Logik, gegen die nichts einzuwenden ist; es war ja nur, wie bei so vielen ganz folgerichtig entwickelten Thesen, ein klein wenig — der Obersatz falsch. Da nun aber die Welt nicht zu Grunde gehen wollte, so hielt man sich an Stiefel's Haut und machte ihm

recht heiß. Entweder Schadenersatz oder Weltuntergang, hieß es. Luther selbst mußte Frieden machen — und man war endlich auch zufrieden.

Im Sprichworte lebt der Kalender als ein ziemlich komischer oder lächerlicher Kumpan.

So sagt der Volksmund:

Er macht Kalender für das abgelaufene Jahr;

nämlich da Alles vorüber ist, prophezeit er das Geschehene, auf Leute angewendet, die altes abgedroschenes Zeug auftischen; der Engländer sagt ganz gleich mit dem Deutschen:

He makes Almanacs for the last year.

Etwas Anderes bedeutet es, wenn man von Jemand sagt:

Er hat einen Kalender;

oder wie der Franzose sagt: Son corps est un Almanac, was so viel sagen will als aus Gliederschmerzen, Rheumatismen und anderen leiblichen Vorzeichen einen Wetterwechsel spüren.

Der Volkswitz verspottet den Lügner mit:

Er lügt wie ein Kalender;

was aus der Zeit der Stöfler'schen und Stiefel'schen Kalender-Prophezeihungen datirt.

Andere Sprüche sind:

Der Kalendermacher macht den Kalender;
oder:
In der Druckerei macht man Kalender } und der Herrgott schafft das Wetter.

Was aber damit gesagt sein will:

Er sieht aus wie ein Kalendermacher, ist noch nicht bestimmt, wenn uns nicht die Redensart „Kalender-Witze reißen" auf die Fährte hilft, wo das Porträt eines solchen Cumpans mit den Worten treffend gezeichnet ist: Er läßt seinen Witz spielen, wie ein geschlachtet Kalb den Schwanz bewegt.

157. Kannegießern.

Dieses Wort, unberufenes Politisiren bezeichnend, läßt eine specielle und eine allgemeine Deutung zu, und in beiden läßt sich der damit verbundene Begriff retten. Kannegießer nannte man früher die Zinngießer. Die zinnernen Krüge spielten einst eine wichtige Rolle. Die besondere Anspielung auf unberufenes Politisiren liegt in der Thatsache, daß diese Handwerker auf ihre Geschirre zwei Zeichen prägten, erstens das der Stadt als „gemeines" Zeichen, zweitens ihr „eigenes" Meisterzeichen, in welchem nun der Charakter ihrer eigenen Meinung, ob „gehauen oder gestochen" liegt. Andererseits geben die Kannegießer, da sie sich auf staatliche Fragen einlassen, zu ihrer Verspottung den gleichen Anlaß, wie die „Gevatter Handschuhmacher und Seifensieder," die man eben auch nur auf ihrem Terrain für competent und weise hält.

„Kannengießer, die von Reichsstädten reden und ihren Rücken mit fremder Sache beladen," sagt schon Murner.

158. Hundert und ein Kanonenschuß.

Wie bekannt wird bei besonders feierlichen, den Souverain eines Landes oder das Land selbst berührenden Ereignissen 101 Kanonenschuß abgefeuert. Diese Zahl, heißt es, beruht auf einem geschichtlichen Irrthume. Als nämlich Kaiser Max I. einst siegreich in Augsburg einzog, sollten ihm zu Ehren 100 Kanonenschüße abgefeuert werden. Der Constablermeister, der sich verzählt zu haben glaubte, ließ, um sicher zu sein, ein Geschütz noch einmal feuern. Nürnberg, wohin nun der Kaiser zog, wollte der Stadt Augsburg nicht nachstehen und hielt sich an die Zahl 101. So blieb dies Sitte. — Andere Historiker leiten die Zahl von dem altdeutschen Brauche ab, zu Allem Eins zuzugeben, offenbar um die Absicht, „ein Uebriges zu thun," anzuzeigen. Auf diese Weise ließe sich dann der Eine Schuß über die Zwanzig, die bei der Geburt fürstlicher Personen, z. B. von Prinzessinen abgefeuert werden, erklären und der einundzwanzigste Schuß würde dann jedenfalls die Absicht, ein Uebriges zu thun, anzeigen.

159. Mit dem eilften Finger ein Loch durch die Kanzel bohren.

Da es einen eilften Finger nicht gibt, so ist diese Redensart ein Spott auf jene, die sich herausnehmen etwas zu können, wozu sie weder Mittel noch die Kraft haben. Man möchte fast glauben, dieses Sprichwort ist in unserer Zeit in Tirol und auf den Missionen in Salzburg entstanden.

Der Volksmund drückt seine sarkastische Anerkennung solcher Heldenthat durch den Spruch aus: „Ja, wenn der eilfte Finger nit wäre!"

160. Jemand karniffeln.

Dieser kernige Ausdruck verdankt seinen Ursprung einem Kartenspiele, worin der Karnöffel oder Karniffel einen Landsknecht vorstellte, welche Karte alle anderen „stach," von Karnüffeln, Krüffeln, niffelen, stechen, stoßen. Daher bei Geiler die Stelle: „Im Karnöfelspiel stechen die Mindern die Merern, die Untern die Obern, und das Karnöfel sticht sie allesam."

Die Redensart: „Einen karniffeln" oder: „Ich will dich karniffeln!" stellt sich uns nun in ihrer vollen Bedeutung dar.

161. Die Katz' im Sack kaufen.

Es geht durch das Volk ein alter Spruch, der lautet: „'Raus mit der Kazen aus dem Sack!" der seine nähere Erklärung in folgendem Reime findet:

„Was mer? Was willtu mer? Willtu auch von dem Schaze,
Den heimlich hat verscharrt des Nachbars graue Katze?" —

Wer stimmte aber auch nicht jederzeit vor der Katze im Sacke in den Ruf: „'raus mit der Katze!" denn, „wir kaufen die Katze nicht im Sacke?" Und doch geschah dies bei dem Vorfalle, welcher obigem Spruche sein Dasein gegeben, im vollsten Sinne des Wortes. Die Geschichte ist ein Pröbchen echt englischer Genialität.

Ein junger Engländer, der in Amerika ein größeres Glück zu machen vermeinte, als in seinem Vaterlande, schiffte sich nach Charlestown in Süd-Karolina ein und lebte dort, da er keine passende Anstellung fin-

den konnte, eine geraume Zeit von seinem kleinen, aus Europa mitgebrachten Vermögen; bald jedoch schmolz dieses, von welchem immer davon, niemals aber dazu kam, bis zu einem Schilling herab, und unser junger Mann war genöthigt, sich ernstlicher als je nach einer Beschäftigung umzusehen, um nur sein Leben fristen zu können.

Kein Handwerk hatte er erlernt, keine Kunst. — auch konnte er weder Pflug noch Axt regieren — nur mit der Feder verstand er umzugehen, und sich theilweise auf diese und noch mehr auf seine geläufige Zunge verlassend, glaubte er sich noch nicht ganz verarmt, und hoffte von letzterem, ihm angeborenen Kapitale noch bedeutende Zinsen zu ziehen.

Damals stand das Theater in Charlestown leer, keine Schauspielergesellschaft war in Karolina, und seit langer Zeit hatten die Einwohner der Stadt keine theatralischen Vorstellungen zu sehen bekommen. Auf dieses und auf die angeborne Neugierde aller Menschen seine Hoffnung bauend, ging der Engländer, nachdem er den letzten Schilling für Porter ausgegeben und sich Muth getrunken, zu einem Drucker, bestellte bei diesem Theaterzettel zu einer Vorstellung, die er im Theater aufführen würde, und versprach demselben, der Vorausbezahlung für seine Arbeit verlangte, die Hälfte der Einnahme, auf welche Versicherung der Geldbegierige gern den Druck besorgte.

Am andern Morgen waren an allen Strassenecken der Stadt die Zettel angeschlagen und die Aufführung des Stückes:

Die aus dem Sacke gelassene Katze.

(The cat let out of the bag.)

Eine Posse in einem Akt. Mit musikalischer Begleitung auf den Abend des künftigen Tages angesagt.

Klein ist das Theater Charlestown's und nur eine Thüre, deren hohe Flügel nach innen sich öffnen, führt in die Halle, in der die Zuschauer ihre Plätze nehmen.

Neugierig hatte ein Jeder den mit Fractur gedruckten Anschlag gelesen, — eine Posse mit Musik war lange nicht gesehen worden, — der Eintrittspreis nur ein halber Dollar, — kein Wunder war es daher, daß nach Oeffnung der Kasse am andern Abend, bei welcher der Drucker, um nicht bevortheilt zu werden, mit Freuden selber den Kassier machte, das Haus sich in Kurzem so füllte, daß viele Schaulustige aus Mangel an Platz zurückgewiesen werden mußten.

Tiefe Stille herrschte unter den Zuschauern, mit unverwandten Augen heftete ein Jeder seine Blicke auf den Vorhang und harrte mit Ungeduld des Zeichens zum Aufrollen. — Eine lange Pause, — mit einem Male rollt, nachdem ein Zeichen mit einer Kinderpfeife gegeben wurde, der Vorhang auf, — das Pfeifen dauert eine Weile fort, — jetzt läßt sich eine Maultrommel hören und trägt den so beliebten Yankee doodle vor, — hierauf erscheint ein alter Mann mit einer ungestimmten Geige, auf welcher einige Saiten fehlen, und kratzt eine Zeitlang eine ohrenzerreißende Musik und tritt ab.

Lange bleibt die Bühne leer; ein Jeder harrt mit Ungeduld der Darstellung der Posse. Da ertönt umpfes Geräusch hinter den Koulissen; ein junger,

schlanker, schwarzgekleideter Mann, dessen Gesicht Todtenblässe bedeckt, tritt auf, mit einem großen Sacke in seinen Händen, rückt einen Stuhl in die Mitte der Bühne und setzt sich, nach dreimaligem Verbeugen, schweigend nieder. Kein Geräusch war unter der Menge von Zuschauern, die in Erwartung den geisterbleichen Mann mit seinem Sack anstaunten, zu hören. Schweigend irren dessen Blicke über die Menge; mit hohem Ernst löst er die Schleife des Sackes, legt diesen zu seinen Füßen und öffnet ihn plötzlich mit dem Ausruf: Halloh Kätz'! —

In schnellen Sprüngen fährt ein schwarzer Kater mit rollenden Augen aus dem Dunkel des Sackes, der Schein der Kerzen blendet ihn, das Kätz'! Kätz'! des bleichen Mannes hallet fort, im Sprung und mit Zischen und Miauen fährt er unter die Menge der Zuschauer, — eilend springen diese auf, Alles drängt sich nach der Thür — unglücklicherweise öffnen die Flügel derselben nach innen — Niemand kann hinaus — die Fenster werden ausgebrochen und Viele retiriren durch diese. Der Kater fährt hin und her, springt, wild gemacht, von Einem auf den Andern; Alles schreit, lärmt und lacht, Mancher weint; ein Sprung durch eines der geöffneten Fenster setzt den armen Kater in Sicherheit. — Nach und nach legt sich der Sturm, man pocht und pfeift, Viele lachen, — racheschnaubend drängen sich Manche nach der Bühne, wo der junge bleiche Mann, mit dem verhängnißvollen Sacke zu seinen Füssen, noch unbeweglich auf dem Stuhle sitzt. — Feierlich ermahnt dieser die Andrängenden zur Ruhe, erhebt sich und spricht: „Warum das Getümmel meine Freunde? Ist die Katze

nicht aus dem Sacke, der hier zu meinen Füssen liegt? — War es nicht eine Posse? — War es nicht bloß ein Akt? — Hörten Sie nicht harmonische Töne nach Aufzug des Vorhanges? — Habe ich meinerseits nicht Alles gethan, den Versprechungen des Anschlagzettels Genüge zu leisten? — Die Posse hat geendet, die köstliche Musik ist in Thaliens Tempel verhallt — die Katze aus dem Sacke. — Nehmen Sie, meine Herren und Damen, meinen herzlichen Dank für Ihren Besuch und gehen Sie, wie ich, durch die Posse befriedigt, Ihren Wohnungen zu.“ — Hierauf verbeugte sich der Redner zierlich gegen die Versammlung und trat von der Bühne ab. — Lauter Beifall und allgemeines Händeklatschen und Gelächter folgten ihm, und Mehrere riefen um Wiederholung des Stückes.

Zufrieden war unser Engländer mit der Hälfte seiner Einnahme und überließ die andere mit Freuden dem Drucker, der ihm so hülfreiche Hand geleistet.

Allgemein üblich ist seit dieser Zeit die Redensart: die Katze aus dem Sacke lassen; — schon mancher Großsprecher wurde dadurch beschämt, und manche kleine Zwistigkeit damit ausgeglichen. — Im gewöhnlichen Leben ist sie gleichbedeutend mit: In ein Wespennest stechen; — nur daß bei der Katze Alles mit Lachen endet.

162. In der Luft kaufen.

Ein kaufmännischer Ausdruck, giltig von jenen Kaufleuten, die eine Frucht lange Zeit vor ihrer Reife und wenn sie noch am Baume hängt, in speculirender Weise zusammenkaufen. Zunächst soll diese Phrase bei den Vorkäufen der Pomeranzen-Ernte auf der Insel St. Michael angewendet worden sein. Diese Insel ist nämlich sehr ergiebig an dieser Frucht, und im J. 1822 brachte ein einziger Baum 29000 Früchte! Daß die Großhändler sich da sehr thätig und „patriotisch" gezeigt haben werden, versteht sich wohl von selbst.

In Weingegenden kommt der ähnliche Ausdruck: „Am Stocke kaufen" vor, d. h. ebenfalls den Wein kaufen, wenn er noch als unzeitige Traube am Stocke hängt. Da solche Vorkäufe immer etwas Gewagtes sind, so kann man beurtheilen, wie da der Kaufpreis ausfallen und wie der „Bauer" zufrieden sein mag.

163. Theuer kaufen und wohlfeil verkaufen.

Dieß thun, nennt Geiler „eine List ob allen Listen." Das scheint zweideutige Schlauheit, ist aber gleichwohl eine. Es heißt nämlich, wann es wohlfeil ist, die besten Waaren etwas theurer einkaufen, als Andere die mittelmäßigen und schlechten; und wann es theuer ist, dieselben Waaren etwas billiger losschlagen, als Andere es thun können. Auf diese Art erklärte Israel Jakob, ein Jude in Halberstadt († 1803) seinen Reichthum erworben zu haben, und ebenso äußerte sich der englische Staatsökonom und Wechselherr Ricardo gegen Joh. Bapt. Say, den berühmten Natio-

nalökonomen. So bringt man auch ordentlichen Sinn aus der oft gehörten Phrase: „Theuer ist nur das Wohlfeile“ heraus, d. h. da die wohlfeile Waare um so vielmal schlechter ist, kommt sie endlich doch höher zu stehen, als hätte man gleich die theure, aber bessere gekauft.

164. Kikel-Kakel.

Bedeutet ein sinnloses, ermüdendes Geschwätz, von Kiken, Kichern, d. i. lachen mit dem Nebenbegriffe albernen Lachens, und kackezen, abgestoßen Husten oder ähnliche Töne hervorbringen, daraus, als die verständlichsten Formen: quicken und quacken hervorgehen und ziemlich gradaus auf unser Kikel-Kakel leiten. Quicken Quacken ist eben vogel- und froschartiges Lautgeben, das uns zu vielem Spotte Gelegenheit verschafft. Wenn eine Sängerin „quickt und quackt,“ so ist sie wohl schon gerichtet.

Uebrigens ruht ein Theil des Witzes von Kikel-Kakel in dem schon anderwärts erwähnten, musikalischen Zusammenklange der darin vorkommenden Selbstlaute. Verunglückt halten wir den Versuch, diese Redensart von dem Worte Schnorrkikel, womit in alter Zeit komisch genug die Grippe bezeichnet wurde, abzuleiten. Einer weiteren Untersuchung verlohnte es sich aber, ob nicht Dr. Mauritius Knauer in einer nähern Beziehung zum Kikel-Kakel steht. Knauer, Abt des Klosters Langheim, (geb. 1613, gest. 1664) hat in seinem „hundertjährigen Kalender,“ auf dem er geheimnißvoll sich D. M. K. A. K. L. nämlich Dr. Moriz Knauer, Abt des Klosters Langheim nannte, was ein Witz-

ling als Doctor M. Kakl las, so viel albernes Zeug dem leichtgläubigen Volke vorgekakelt, daß eine Verewigung seines Namens mit dem Spotte Kakl, dem des Wohlklangs wegen das Kikel vorausgeschickt wurde, sehr gut denkbar ist, und um so mehr als Kikel-Kakel eben sehr oft auf dummes Geschwätz angewendet zu werden pflegt. — Im Jüdischen sagt man wieder: „Dos is e longer Gokel“ und versteht darunter einen Menschen, der seinen langen, schwächlichen Leib lächerlich hin und her bewegt. Gokeln ist auch der jüdisch deutsche Ausdruck für schlecht schreiben.

163. Kipfel.

Dieses Gebäck ward zuerst in Wien, als Spott auf den Halbmond der Türken, gebacken, da diese im J. 1683 vor Wien lagen. Der Erfinder soll Peter Weidler, Bäcker in der Grünangergasse, gewesen sein. Anfangs nannte man die Kipfel „Monde“ oder nach den Spitzen eines im 1. oder letzten Viertel stehenden Mondes auch „Hörndl,“ welche Benennung noch heute geläufig ist, namentlich unter dem Landvolke. Von diesem werden sie aber häufig auch „Krumpe (krumme) Kipfel“ geheißen, zum Unterschiede von den später erfundenen, aus dem gleichen Teige hergestellten „Schnittkipfeln“, den sogenannten „Paunserln.“

Das Wort Kipfel selbst dürfte eine Umbildung von Gipfel, d. i. Oberste Spitze sein, da der Stephansthurm, wie jetzt mit dem kaiserlichen Adler, damals mit Kreuz und Halbmond gekrönt war.

166. Kleiner Leute halben ist nie eine Schlacht verloren gegangen.

Das heißt: Die Führer sind es, die Generale, welche durch ihre Fehler die Schlacht verloren gehen machen. Diesen gegenüber nutzt dann weder die aufopferndste Tapferkeit der Gemeinen oder unteren Chargen, d. i. der „kleinen Leute," noch schadet ein und anderer Fehler derselben.

Sollte man nicht glauben, das Sprichwort sei erst in neuester Zeit erfunden worden, da die italienischen Schlachtfelder des Jahres 1859 so blutige Illustrationen dazu geben?

167. König.

Ein Herrschertitel, der seinem Besitzer den Rang unmittelbar nach dem Kaiser gibt. Sprachlich wird das Wort hergeleitet von Kunni, Kunne, d. i. Geschlecht, also eigentlich der Geschlechtsherr, Stammherr, der Erste seines Geschlechts. Es steht dieß wohl im Einklange mit der germanischen Einsetzung der Könige und des Königthums. In den alten deutschen Sprachdenkmälern (vor Carl dem Großen; im deutschen „Heldenbuche," in den Artussagen ꝛc.) liest man daher ausschließlich „Chunig;" und später in den Urkunden schwäbischer Mundart (Sachsenspiegel, Schwabenspiegel) „Kunig." Auch gekürzt „Kung" findet man. Man will es hie und da auch auf den Namen Kuno, d. i der Kühne beziehen, und die angehängte Silbe ig hätte da die Bedeutung von ächt, erprobt, so daß ein König gewissermassen der erprobte Held wäre.

Allerdings gab damals Tapferkeit zunächst den Titel des Mannes und des Herrschers.

Bezeichnend ist, daß beim Volke der Begriff König, Königthum mehr historisches Gewicht, mehr den Pomp eines stolzen Namens besaß, als der ihn überragende Kaiser. In die alten Volkssagen und Mährchen verwebt sich die Bedeutung und der Klang dieses Namens oft zur höchsten Poesie. Wie lauschen die Kinder dem so beliebten Mährcheneingange: „Es war einmal ein König u. s. w." Die Volks- und Kinderphantasie hat sie auch nur in Krone, Scepter und goldgesticktem Mantel vor sich, wobei das Zeichen der Weisheit, der lange weiße Bart, nicht fehlen darf. Vielfach ist das Königthum besungen worden; schwerlich wird je der Begriff Kaiserthum der Volkspoesie gleichen Stoff abgeben.

Auch der Humor hat seinen Theil an der Unsterblichkeit des „Königs." Viele Hundert Sprüche von Königen und über Könige, Schwänke und Anekdoten, Schimpf und Ernst ist in deutschen Chroniken niedergelegt; und wir wollen ein paar davon zum Besten geben.

Friedrich der II. König von Dänemark pflegte, wenn er sich mit seinen Leuten erlustigen wollte, den königlichen Mantel abzulegen und zu sagen: „Laßt vns lustig seyn und bossen treiben, weil der König hinweg ist." Wollte er dann ein Ende der Kurzweil haben, so that er sich wieder mit den Insignien seiner Würde an und rief! „Hola es ist genug, der König ist wieder zugegen!"

Das war eines Königs Art und Rede.

Auch an Mahnungen an Könige, die sie von dem

Gedanken der Unfehlbarkeit abbringen und mit irdischer Hoheit göttliche Weisheit vereinigen lehren sollte, fehlte es zu Zeiten nie. So verlangte einst ein König von Frankreich von einem weisen Manne, er solle ihm einen Brief schreiben, darin das beste Wort, das es gäbe, vorkäme. Der Mann nahm einen großen Bogen Papier, schrieb darauf nichts als das Wort Maß, versiegelte und überschickte ihn dem Könige. Als dieser das Schreiben erbrach, meinte er, der Schreiber wollte seinen Spott mit ihm treiben. Darüber zur Rede gestellt sagte jener aber: „Mein Herr, ich schrieb dir in der That das beste Wort, das es gibt. Hast du nicht Maß in allen Dingen, so bist du nichts und vermagst du nichts. Est modus in rebus“.

Ein anderer König von Frankreich fragte einst seinen Herold, wie es denn komme, daß man jetzt nicht mehr solche Ritter finde, wie ein Roland und Oliver waren? da sprach der Herold: „Weil es nicht mehr solche Könige gibt, wie ein Karl und Ludwig waren!“

Kaiser Max I. sprach sich über unterschiedliche Könige so aus: „Der König in Frankreich sei ein König der Esel, denn was er seinen Unterthanen auflege, das müssen sie thun; der König in Engelland sei ein König der Leut (von Menschen), denn was er ihnen auferlegte, das theten sie gern; er selbst aber der Kaiser, were ein König der Könige, wann er seinen Fürsten etwas befehle, so theten sie es, wann es ihnen gefiele.“ Das einige Deutschland!!

Im Sprichworte lebt der König wie kaum ein anderes Wort, es wäre denn der „Tod“ und der „Teufel.“ Das radicalste Sprichwort, entnommen einer Sammlung des 16. Jahrhunderts, sagt vom Könige.

Der König ist ein Mensch wie ein anderer.

Le roy est homme comme ung aultre.

Dieß mußte König Jakob I. von England zunächst empfunden haben, als sich ihm eine Fliege wiederholt auf die Nase setzte und er erzürnt ausrief: „Ich habe drei Königreiche, kannst du darin keinen andern Platz finden als meine Nase?“

Auch heißt es:

König ohne Verstand
Ist wie ein Bild an der Wand.

Fridank singt:

So der Wolf nach Musen gat
Und der Falke Käfer faht
Und der König Burgen machet,
So ist ihr Leben geschwachet.

Der Volksmund sagt, oder richtiger altrömisch lautet's:

Könige haben lange Hände

und mit Swift muß man wünschen, „daß sie auch ebenso lange Ohren hätten“

und wieder:

Des Königs Spreu gilt mehr, als anderer Leute Korn.

Spanisch heißt es: Wie der König, so das Gesetz; Englisch aber: Neuer König, neu Gesetz.

Besonders reich sind die Franzosen an treffenden Spruchreden auf den König und was des Königs ist.

so z. B. nennt eine Sprichwörtersammlung des 16. Jahrhunderts

Schön das Amt, das nur Eintritt zum Könige verschafft; eigenthümlich wieder bedeutet

Im Hause des Königs sein, être dans la maison du roi: im Gefängniß sitzen, und über das Pflaster des Königs gehen, Etre sur le pavè du roi: auf der Strasse sein.

Wer die Eier des Königs frißt, muß hundert Jahre später seine Federn lassen.

Diese originellen Worte fanden sich im Testamente eines Pariser Kaufmanns mit folgendem Commentar: er verbot, daß seine Kinder mit Familien in eheliche Verbindung treten, welche mit den öffentlichen Finanzen zu thun gehabt hatten, weil man dann keinen Tag vor Vermögensconfiscationen sicher und jeden Augenblick der gerichtlichen Executionen gewärtig sein könne, denn, schloß der Testator, wer das Ei des König frißt, muß hundert Jahre später mit seinen Federn herhalten. Auch nennt ein französisches Sprichwort

Les trésoriers sont esponges du roy,

die Schatzmeister des Königs Schwämme, wozu ein altes Manuscript der königlichen Bibliothek in Paris*) folgende Illustration in Worten bringt: „Die Schatzmeister oder Financiers werden treffend mit Schwämmen verglichen, denn der Schwamm, wenn er trocken, saugt viel Wasser ein und der Schatzmeister, der nichts hat, packt alles Geld zusammen; und wie der

*) Manuscript Gaignières No. 1014[567]. Recueil de Proverbes français historiques ou moraux. 3 Bde. 4° im 2. Bde.

Schwamm, wenn er voll Wassers ist, gepreßt, es wieder von sich gibt, in gleicher Weise gibt der Schatzmeister, der sich mit Diebstählen und Unterschleifen die Säcke vollgestopft, Alles wieder zurück, wenn ihn der König zu drücken beginnt. Diese Redensart, daß die Schatzmeister die Schwämme des Königs sind, steht auf einer Schrift von Jean Bourgoin, deren Titel folgendermaßen lautet: Pressoir des Esponges du Roy ou Epitre liminaire de l'Histoire de la Chambre de Justice establie l'an 1607. (Paris 1623 4°).

Zum Schluße noch ein Paar Reimsprüche

> Si souhaits fusent vrays,
> Pastoreaulx seroyent roys.

etwa

> Würden Wünsche verwirklicht auf Erden,
> Möchten die Schäfer Könige werden.

und:

> Qui aura de beaux chevaux, si ce n'est le roi?

> Wer soll schöne Pferde haben,
> Wenn nicht Könige damit traben?

168. Königliche Hoheit.

Die Erfindung dieses Titels ist das Resultat diplomatischer Feinheit zur Aufrechthaltung einer Courtoisie, die nun einmal ebenso sehr beobachtet wird als der Faden der politischen Ereignisse selbst, und die Ehre der Erfindung gebührt dem savoyischen Staatssecretär Martin d'Aspe. Veranlassung dazu gab eine Begegnung des Herzogs von Savoyen mit dem unter dem Titel: Cardinal-Infant bekannten Erzbischofe Ferdinand von Oesterreich, dem Sohne Philipp's III. von

Spanien und Margaretha's, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich (1609—1641). Als Ferdinand von Oesterreich im Frühling 1633 mit seinen Truppen, welche er zur Verstärkung der Macht des deutschen Kaisers aus Spanien über Italien nach Deutschland führte, in Nizza ankam, hatte der Herzog von Savoyen den Cardinal-Infanten in Nizza gebührend zu empfangen. Es gab aber wegen der Titulatur beider Herren einige Verlegenheit. Der Herzog führte den Titel: Altezza (Hoheit); derselbe Titel wurde aber bisher auch dem Infanten gegeben. Es galt also einen Titel ausfindig zu machen, der den Herzog von Savoyen nicht nöthigte, seinen bisherigen Titel aufzugeben, und doch andererseits den höheren Rang des Infanten, der denselben Titel führte, andeuten sollte. Martin d'Aspe verfiel nun auf die Idee, daß der Herzog von Savoyen den Cardinal-Infanten mit Altezza reale (Königliche Hoheit) begrüßte, während der Infant ihm die einfache Altezza zurückgab. Diese Erfindung ist seitdem an allen Höfen der Christenheit beliebt worden, um die königliche Hoheit der Geburt anzudeuten. Dem entsprechend wurde später der Titel kaiserliche Hoheit eingeführt.

169. Einen Korb geben.

Ueber den eigentlichen Ursprung dieser Redensart, deren Bedeutung Jedermann kennt, ist man noch nicht im Klaren. Einige holen sie von den Römern her. Wenn nämlich der Bräutigam seine Braut unter verschiedenen Ceremonien in seine Wohnung geführt hatte, gab er daselbst sein Hochzeitsmahl. Den ärmeren Ver-

wandten, die man dazu nicht laden wollte, sendete man Körbchen mit Speisen (sportuli) entweder in's Haus, oder stellte sie ihnen vor die Thüre, von wo sie abzuholen waren. Gegen diese Deutung wurde nun angeführt, daß sie ja gerade den entgegengesetzten Sinn des obigen Spruches gebe; jene hochzeitliche Betheiligung sei ja etwas Angenehmes, und zu solchen Körben, wie sie noch heute ausgetheilt werden, mache man ein saures Gesicht. Wir finden aber den Einklang ganz gut heraus: Eine Sitte, welche die Wirthe veranlaßen konnte einzelne Verwandte von einem Freudenmahle auszuschließen, ward von diesen gewiß nicht wohlgefällig aufgenommen, und es liegt in diesem „Körbchen vor die Thüre stellen" die gleiche Erniedrigung und rief sicher eine ähnliche peinliche Empfindung hervor, wie die abschlägige Antwort an den Brautwerber. Der Korb vertritt dort wie hier so recht eigentlich die Stelle der Lieb- und Freundschaft — statt dieser ein Korb!

Andere leiten die Redensart von der Ähnlichkeit zwischen einem leeren Korbe und vergeblichem Bitten ab. Wieder Andere von einer Sitte, nach welcher man Personen, von denen man einen ehelichen Antrag vermuthete, einen Korb hinter die Thüre stellte.

Derlei Gebräuche, die alle den gleichen Sinn haben, bestehen fast bei allen Nationalitäten, und man erlernt aus der Form des hiezu verwendeten Objektes oder aus dem ganzen Geiste der Sitte sehr leicht den Culturzustand eines Volkes. So stellt man in Dithmarsen dem gefürchteten Freier eine — Schaufel, statt des Körbchens, unter die Nase. Das heißt bei unseren Leuten: „Einem mit dem Schubkarren

über die Nase fahren." — Im Litthauischen besteht der Brauch, dem Liebhaber, der mit seiner Werbung abgewiesen werden soll, einen Kranz von Erbsen zu geben. Nicht ohne tiefen Sinn. Das Ansehen einer Erbse gegenübergestellt der Poesie der Blume. Von diesem Gebrauche schreiben sich mehrere polnische Sprichwörter her: „Jemanden einen Erbsenkranz geben;" — „Mit dem Erbsenkranze sterben" (d. h. als Junggeselle). Wie niedrig die Erbse in der That geachtet war, geht aus der Redensart hervor: „Es geht ihm wie den Erbsen am Wege," d. h. er wird von Jedermann gehudelt und gehänselt, (von den Vögeln aufgepickt). Anderwärts geht man dem Brautwerber schon näher an den Leib, um ihm zu sagen, „wie viel es geschlagen hat;" er muß sich, so zu sagen, die Antwort riechen und sie auch gleich frischweg verdauen. Es wird ihm nämlich entweder eine Gans (diesen „Korb" oder diese „Schaufel" bezahlt offenbar die abweisende „Dame") in schwarzer Sauce, oder wie z. B. in Liefland ein mit Blut bräunlich und sauer gekochtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleische vorgesetzt. Da sollte der Arme nicht saure Gesichter machen!

Eine andere komische Sitte war es: dem Werber einen Kapaun vorzulegen mit der Aufforderung, denselben in der Luft zu zerlegen. Gelang dies nicht, so hatte er seinen „Korb."

170. Krieg ist leichter angefangen, denn beendet.

Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen gab, als man ihn fragte, warum er sich so Manches gefallen lasse, zur Antwort: „Ich will keinen Krieg anfangen; muß ich aber Krieg führen, so soll man sehen, daß das Aufhören von mir abhängen soll!“ Derselbe Fürst sagte auch: „Er hätte eine Stadt mit fünf Mann einnehmen können, aber es war ihm der Verlust eines einzigen zu viel.“

Ein rechtschaffen Fürstenwort, ohne Zweifel aus einer Zeit, wo die Fürsten noch mehr des Volkes Stimme zu Rathe zogen; denn dieses sagt: „Gibt es Krieg, so macht der Teufel die Hölle weiter;“ — „Im Kriege schweigt das Recht;“ — „der Krieg ist ein güldin Nez; wer damit fahet, hat mer Schaden als Nuzen;“ — „Krieg frißt Gold und sch.... Kieselsteine;“ — „Krieg hat viel Gaukelei;“ — „Im Kriege ist viel Lüge;“ — „Krieg ist Gottes Besen, damit er Land und Leut' ausfegt;“ — „Es ist ein gewagtes Spiel, daß man eines Landes wolfahrt auff die Spitz eines Rappiers stellet.“—

Wenigstens sind die zum Kriege nothwendigen Elemente oft schwer genug zu haben: „Erstens Geld, zweitens Geld, drittens Geld;“ und Kaiser Karl V. sagt: „Die Grundvesten des Krieges sind Geld, Proviant und Soldaten; — doch kann man bei erprobten Soldaten im Nothfalle der zwei andern Stücke entberen,“ — natürlich weil sie sich's selbst schaffen können.

Das edle Wort eines Friedrich von Sachsen steht aber gottlob nicht vereinzelt da. „So ließ sich Kaiser Karl IV., als er noch König in Böhmen war und wider Kaiser Ludwig auszog, durch dessen mittlerweile erfolgten Tod aber davon enthoben ward, vernehmen: „Gelobet sey der Herr, der allein wunder thut, daß er mich Christlich Blut zu vergiessen, vnd an meinem Feind mich zu rechen abgehalten!“

Der berühmte Freundsberg, gewiß eine competente Persönlichkeit, that kurz vor seinem Tode folgenden Ausspruch: „Drei Dinge sollen ein jeden vom Krieg abschrecken: 1) Die Verderbung und Vnterdrückung der armen vnschuldigen Leut. 2) Das vnordentlich sträfflich Leben der Kriegsleut. 3) Vnd die Vndankbarkeit der Fürsten, bey denen die Untreuen hoch kommen, vnd reich werden, vnd die Wolverdienten vnbelohnt bleiben.“

Ein Graf von Nassau († 1537) entgegnete, als ihm gerathen wurde, es sei jetzt die beste Gelegenheit, die Grafschaft Katzenellenbogen an sich zu bringen: „Er achte sich einer Grafschaft nicht so hoch, daß er darumb deß gantzen teutschen Reichsfrieden verwirren oder zerstören wollte.“

171. Der Krippenreiter.

Das, was wir einen noblen Schmarozer nennen würden. Der Krippenritter ist ein Auswuchs jenes kleinen Adels, der außer seinem Diplome und seinem adeligen Bewußtsein nichts in der Welt sein nennt — „Titel ohne Mittel.“ — Zu dieser traurigen Rolle werden meist die jüngeren Söhne adeliger Häuser verdammt, die ein Majorat errichtet haben. Der älteste Bruder ist Majoratsherr, und die übrigen haben bei ihm nur freie Wohnung, Kost, ein Rößlein und einen „Menschen“ (Burschen) — „die Ausnahm',“ (wie unser Landvolk es nennen würde.) Es begreift sich, daß solche „Junker's“ auf die edle Gastfreundschaft mehr bemittelter Collegen, d. h. auf's Schmarozіren, angewiesen sind. Die Wiege des Namens Krippenreiter ist das Terrain der baltischen Ritterschaft in den drei Ostseeprovinzen und er hat folgende culturgeschichtliche Unterlage. So wie der Frühling herausbricht, macht sich der arme „Cadet“ der Familie auf, besteigt sein Rößlein, nimmt seinen „Menschen“ mit und beginnt von „Krippe zu Krippe“ der gastfreien Vettern und Bekannten zu ziehen. Beim ersten dem besten Edelmanne „reitet er ein,“ um die Nacht bei ihm zu bleiben. Aber man weiß schon, der Freund ist so artig, die Einladung für den nächsten, vielleicht mehre nächste Tage, ja Wochen zu erneuern. Während dieser Zeit strömen neue Gäste zu, unter denen wieder einer sich befindet, der des Junkers Schmerzen kennt und ihn auf sein Schlößlein mitnimmt. Uebrigens wird ihm das nicht ganz umsonst; er weiß sich nutzbar und gesucht zu ma-

chen; er kennt die besten Wildstände, weiß über die Familienverhältnisse des ganzen Landes Bescheid, steht mit den jüdischen Kaufleuten in Verkehr, und ist besonders stets bereit, Aufträge und Posten für die Frauen zu besorgen. Auch spielt er alle Kartenspiele und jagt auf allen Bahnen mit. Er ist daher überall gern gesehen und wird als Familienglied behandelt, ja, wenn Herr und Frau verhindert sind, macht er die Honneurs im Hause. So „krippenreitet“ er sich durch die Welt, arm und doch behäbig, stets besitzend, weil er nichts verlieren und verthun kann.

So hat sich auch bei uns der Name Krippenreiter für die Bezeichnung eines „armseligen Menschen,“ eines „Schluckers“ innen und außen eingebürgert, oder besser gesagt — eingeadelt.

172. Hol dich der Kukuk. — Des Kukuk's werden. — Das weiß der Kukuk.

Schwerlich ist bei irgend einem Worte der Naturlaut so glücklich und von allen Zungen so übereinstimmend nachgebildet worden als bei Kukuk. Bei dem Griechen heißt er *κόκκυξ*, bei dem Lateiner cuculus; der Italiener nennt ihn cuculo, der Franzose coucou, der Engländer cuckoo, der wendische Slave kukaliza, kukoviza, der Pole kukułka, der Čeche kukačka, Kukuvacha. Die Polen und Illyrier haben indessen noch andere, ganz verschiedene Benennungen für den Vogel. Am meisten entfernt dürfte die schwedische Zusammenziehung göck liegen.

Der Kukuk gehört im wahrsten Sinne des Wortes dem Volke, u. z. jenem glücklichen Theile desselben,

deß der Wald und die Flur ist. Mit ihm spricht es, wie mit dem beschopften Kakadu die Frau Gräfin in der Stadt; von ihm läßt es sich ansingen; ihn verwebt es in seine Sprüche. Unsere Väter sagten: „Wann der Gauch guket," ist der Frühling da. Da gingen sie hinaus in den Wald und fragten ihn, wie viel Jahre sie noch zu leben haben, wie viel Kinder sie zu erwarten u. s. w. So ruft man in Niedersachsen ihn an:

„Kukuk vom Häven,
Wie lange soll ich 'läven?"

In anderen Gegenden heißt es:

„Kukuk, Beckerknecht,
Sag' mir recht,
Wie viel Jahr' ich leben soll?"

Man erzählt sich nämlich, daß der Kukuk ein verwünschter Bäcker- oder Müllergeselle gewesen sei, der in theuerer Zeit den armen Leuten von ihrem Teige stahl und dabei ausrief: Guk, guk! (Ei sieh' mal.) Darum strafte ihn der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der sein ehemaliges Stichwort immer wiederholen muß.

In Schweden fragen ihn die Mädchen, wie viel Jahre es noch dauert, bis sie einen Mann finden. Ruft er mehr als zehnmal, so behaupten sie, er sitze auf einem bezauberten bösen Zweige und verstehe sie nicht recht.

Allein, die Volkssage legt ihm auch Dämonisches bei. Er soll es nämlich verstehen, die Menschen zu necken und zu bethören (wir glauben da, daß schwedische Jungfrauen ihn verleumdet haben); sein

bloßes Erscheinen bedeute oft nichts Gutes, und wer ihn tödtet, dem ergehe es schlimm. Es liegt wohl nahe, das Moment des Unheimlichen in die Natur dieses Vogels mit aufzunehmen: denn ist es nicht unheimlich, wenn dem neugierigen, abergläubischen Frager die Antwort wird, er habe nur mehr 1 oder 2 Jahre zu leben?

Kein Wunder daher, wenn der „Frühlingsbringer" zugleich den Stoff zu manchen Verwünschungen im alltäglichen Leben liefert, als da sind:

„Hol' dich der Kukuk"

oder: „Da möchte Einer des Kukuks werden,"

das offenbar einen „teuflischen" Beigeschmack hat; und

„Das weiß der Kukuk."

D. h. Einer, der mehr weiß und wissen kann, als unsereiner, natürlich durch übernatürliche, zauberische Begabung, hexen- und teufelsmäßig.

178. Den Kuppelpelz verdienen oder kriegen.

Jedermann kennt die Bedeutung des Wortes kuppeln. Ueber seine Zusammenstellung mit Pelz dürfte man nicht immer im Klaren sein. Es wird gewöhnlich als der von dem schändlichen Gewerbe der Kuppelei entfallende Lohn genommen. Wenn wir aber fragen, wie so gerade dieser Artikel als Lohn genannt wird, und wenn wir andererseits den letzten Sinn des Wortes verdienen in's Auge fassen, so ist kaum ein Zweifel, daß es sich hier um Lohn in satyrischem Sinne,

nämlich um einen Lohn handle, wie ihn die Kuppelei eben verdient!' Das wird aber ein gar böses Stück Gut oder Geld sein. Und in der That führt uns die Bedeutung des Wortes pelzen auf die rechte Spur. Pelzen heißt so viel als 1) impfen, d. i. etwas in die Haut (Pelz) einpflanzen; 2) schlagen, schelten, schimpfen. Der verdiente und auch oft ausgetheilte Lohn wäre also: Schimpf und Schläge.

Sollte aber vielleicht in Pelz die „zottige" Anspielung an den eigentlichen Gegenstand des Gewerbes liegen? Oder hat sich wirklich Jemand durch seine Gefälligkeit einen „Zobelpelz" verdient? Zobel ist ja selbst ein verrufenes Schlagwort, und der Spruch „Ihr seid mir die wahren Zoberln" könnte man in solcher Situation ja prächtig anwenden!

Eiselein sagt darüber: „den Kuppelpelz verdienen, kriegen, bekommen haben: Dieses wird durch folgende Stelle aus Steinhövel erläutert: Der Richter ihr vor (vorerst) den Pelz erzoh und dann beide von der Stampfmülen ufstunden!" Culturhistorisch interessant erscheint die französische Redensart für kuppeln oder (heimliche) Briefchen zu einem Stelldichein besorgen; man nennt dieß „Hühnchen tragen," porter un poulet, und es verdankt einer schimpflichen Abfertigung seinen Ursprung. Wenn man nämlich in Italien Jemand, den man auf der Kuppelei erwischt hatte, wippte oder mit dem Schnellgalgen bestrafte, so hing man an seine Füße zwei lebende Hühner. Die Ursache ist folgende: Solche Leute, die sich mit der Besorgung derartiger heimlicher Billetdoux befaßten, trugen gewöhnlich Hühner herum, die sie zum Verkaufe

anboten. Unter den Flügeln des fettesten oder größten Huhn's steckte der Brief, mit welcher Sitte die betreffende Dame schon vertraut war. Der Erste nun, den man bei diesem sauberen Hühnerhandel erwischt hatte, wurde mit dem Schnellgalgen bestraft und an seine Füsse zwei Hühner befestigt, die dieses zweibeinige Windspiel, (weil der Wind damit spielt) hin und her schaukelten. In der Folge wurde jede Kuppelei in Italien so bestraft. Die Franzosen aber schlürften von dieser Culturblüte den Rahm ab und nannten seither das Kuppeln oder heimliche Liebesbriefe bestellen ganz niedlich „Hühnchen tragen."

174. Lateinische Küche.

Die Apotheken nennt das Volk sehr witzig „lateinische Küchen," weil dort nur nach den in lateinischer Sprache geschriebenen Recepten der Herren Doctor's gekocht und verabreicht wird. Man will natürlich kein Kostgänger dieser Küche sein, und ein Vater, der seine Kinder recht über den Schüsseln her sieht und dem es oft recht heiß und ängstlich dabei werden mag, tröstet sich nur mit dem Gedanken: „die Schlingel werden mich noch arm fressen; aber ist mir doch lieber, als wenn ich's (das Geld) in die lateinische Küche schicken müßte!"

Die Professoren in der lateinischen Küche sind die Apotheker, auch „Neun und Neunziger" genannt, wegen des hohen Gewinns, den die Apotheker-Rechnungen ergeben. Der Spottname „Neun und Neunziger" wird aber aus einer Buchstaben-Spielerei erklärt. Wenn man den Buchstaben des Wortes Apotheker

jene Zahlen substituirt, welche auf sie in der alphabetischen Reihe entfallen, (das J und Jot werden als zwei Buchstaben angenommen) so ergibt sich folgendes Resultat:

A	=	1
P	=	16
O	=	15
T	=	20
H	=	8
E	=	5
K	=	11
E	=	5
R	=	18
Apotheker	=	99.

175. Die Leviten lesen.

Jemanden derb die Wahrheit sagen. Eigentlich: „Die Leviten-Messe" lesen. Bei allen geistlichen Stiftern nämlich übte der Vorstand das Sittenrichter-Amt im Kapitelhause über die jüngere Geistlichkeit aus, und was er in der Erfüllung dieses seines Amtes zu sagen hatte, geschah meist nach der Messe, welche in den größeren Stiftern täglich von einem Presbyter unter Assistenz eines Diacons und eines Subdiacons gehalten wurde. Daher ward diese der Messe nachfolgende Funktion die „Levitenmesse" genannt und ging später in den allgemeinen Redebrauch über. Leviten, ursprünglich die vom Stamme Levi, welche den Tempeldienst zu versehen hatten, hießen in der christlichen Kirche ehedem die Diakonen.

176. Hätte Lyra nicht geleiert, hätte Luther nicht getanzt.

Hier haben wir es mit einem historischen Spruche von nachhaltiger Wirkung zu thun. Er ist ursprünglich lateinisch und bestehen davon zwei Varianten: „Si Lyra non lirasset, totus mundus delirasset“ als protestantische Antwort auf den katholischen Spott: „Si Lyra non lirasset, Lutherus non saltasset.“ Nicolaus de Lyra (von seinem Geburtsort Lire so genannt), war ein sehr gelehrter französischer Theolog im 14. Jahrhunderte und jüdischer Abstammung. Lyra war Franziskanermönch und lehrte zu Paris die Theologie; er hat einen Commentar über die Bibel „Postillae perpetuae seu breves commentationes in universa biblia, libri 85.“ (zuerst in Rom 1471 in 5 Bden. und dann öfter) geschrieben, woran er von 1293—1330 gearbeitet. Derselbe enthält, da Lyra tüchtige Kenntniß des Hebräischen besaß, mannigfache Aufschlüsse über dunkle Stellen dieses Gottesbuches. Luther hat bei seiner deutschen Bibel-Uebersetzung Lyra's Buch fleißig benützt. Es ist bekannt, daß eben die lutherische Bearbeitung der Bibel von den katholischen Theologen am meisten angefochten wird und diese Benützung des Lyra'schen Commentars von Seite Luther's hatte den Spottreim seiner Feinde:

> Hätte Lyra nicht über die Bibel geschrieben,
> Wär' mancher Doctor ein Esel geblieben,

(worin unter dem „mancher Doctor“ Doctor Luther versteckt gemeint ist) und das auf Lyra's Namen anklingende Sprich- und Spottwort „hätte Lyra nicht ge-

leiert, hätte Luther nicht getanzt" hervorgerufen. Die Anwendung desselben, beim Eintreten eines Ereignisses als Folge eines vorangegangenen, erklärt sich von selbst. Wie wenig stichhältig übrigens der obige Spott auf Luther ist, erhellet aus dessen andern Werken, in denen er Nikolaus de Lyra nicht zu Hilfe genommen.

177. Im Mai soll man nicht heiraten.

Der Sinn dieses von einer weit hinter uns liegenden Gesittung diktirten Gesetzes oder richtiger Receptes ist den Generationen der mittleren und neueren Zeit aus dem Bewußtsein entschwunden. Mühsame und scharfsinnige Untersuchungen haben nun ergeben, daß dieser Spruch bei den Römern und Griechen in voller Geltung bestand und nicht nur in die Terminologie ihres Aberglaubens, sondern auch in die Reihe ernster, staatlicher, bindender Gesetze aufgenommen ward. Bei den Römern war es ausdrücklich verboten, und ebenso scrupulös beobachtet, nicht nur während des ganzen Monats Mai hindurch, sondern auch an einigen andern Tagen, z. B. den Parentalien, den sogenannten unreinen, schwarzen, Unglückstagen nicht zu heirathen. Ganz besonders gefürchtet war der 9. Mai (seltsam: es ist eben der im christlichen Cultus der allerheiligsten Jungfrau geweihte Tag, wie der ganze Mai selbst); denn er gehörte den bösen Einflüssen der Lemuren, düsterer Nachtgeister, vor denen man die Tempel verschloß. Aus anderen Stellen geht wieder hervor, daß eine Ausnahme von der Rigorosität des Gesetzes zugelassen ward, u. z. zu Gunsten der Witwen, denen das Heiraten zu

verbotener Zeit weniger schädlich sein sollte als den Jungfrauen.

Schon Plutarch in seinen „Römischen Forschungen“ versucht die Motive dieser Anordnungen zu ergründen. Er meint, zunächst sei Ursache, weil der Mai zwischen April und Juni liege, diesen der Venus und der Juno geweihten Monaten. Da man nun diese beiden Göttinen als Beschützerinen des ehelichen Lebens verehrte, so sei es angezeigt gewesen, entweder im April zu heiraten oder, war dieser schon verstrichen, bis zum Juni zu warten. Als zweiten Grund führt er an daß der Mai der große Bußmonat gewesen ist, in welchem festliches Gepränge und Kleiderputz den Weibern untersagt war. Drittens erzählt er, daß schon seit Romulus der Monat Mai den Alten im Volke, denen er die Besorgung der Staatsgeschäfte überließ, (Majus a majoribus) gewidmet war, während der Juni den jungen Leuten (Junius a junioribus) gehörte und daher für Heirathen angezeigter war.

Es dürfte uns heute nicht mehr so schwer sein, einen stichhältigen Grund dafür zu finden. Kennen wir ja doch auch in unserem christlichen Cultus die sogenannten „verbotenen Zeiten,“ ausdrücklich aufgenommen in die Ehegesetze. Wenn wir nun, die Culturgeschichte der alten Völker überblickend, auch zugeben müssen, daß der Aberglaube, der Cultus heidnischer Götter, die Furcht vor dämonischen Einflüssen großen Antheil an der Bildung solcher Regeln (was sind denn unsere Bauern- und Wetterregeln?) hatten, so können wir andererseits nicht mit Sicherheit behaupten, es habe

dem Gesetze nicht irgend ein ernsteres politisches oder religiöses Princip zu Grunde gelegen.

Als Aberglaube, ja als Sprichwort im Munde des Volks hat uns Ovid in seinen „Fastis“ (V. 487—490) die Redensart dargestellt. Er sagt:

> „Nec viduae taedis eadem, nec virginis apta
> Tempora. Quae nupsit, non diuturna fuit.
> Hac quoque de causa, si te proverbia tangunt,
> Mense malas majo nubere vulgus ait.“

Merkwürdiger Weise finden sich auch in der deutschen Spruchliteratur einige Verse, die unsere Voraltern sich „hinter's Ohr“ geschrieben haben und die als eine fast wörtliche Uebersetzung der Ovidischen Verse gelten können:

> „Es ist (weder) Witwen, noch Jungfern gut zu freien
> Im Maien; denn es pflegt sie bald zu gereuen;
> Sie leben selten lang: auch ist das Sprichwort wahr:
> Was in den Maien freut (freit), ist nicht der besten Haar (Art).“

Nach der andern Seite hin, ob nämlich der Staat selbst hier nach einem Principe vorgegangen war, finden sich zwar nicht solche Belegstellen; doch kommt bei Vincenzo Tanara eine Andeutung vor, welche die Sache auf einen jedenfalls ernsteren Standpunkt erhebt. Tanara bemerkt nämlich, man habe darum im Mai nicht gern geheirathet, weil die Zeit während der fünften Erneuerung des Mondes — und das ist der Mai — für eine unfruchtbare gehalten ward. Von der Beobachtung eines Naturgesetzes zur Berücksichtigung desselben im staatlichen und socialen Leben ist wohl nur Ein Schritt.

Die christliche Kirche trat später ernst und eifernd gegen diesen Aberglauben auf. Der heilige Augustin

verlacht jene, die sich besondere Tage zur Hochzeit wählen und andere aus abergläubischen Gründen ausschließen. Und auf einer Kirchenversammlung zu Bordeaux im J. 1624 ward diese abergläubische Meinung als eines Christen unwürdig bezeichnet und verworfen.

Auffallend ist, daß die Anschauung unserer Zeit eben diesen Monat als besonders günstig für den hochzeitlichen und bräutlichen Apparat hält, und der Glaube besteht, daß die im Mai erzeugten Kinder die schönsten und kräftigsten seien. Die Ursache liegt wohl nahe — der Mai ist in unsern Zonen Eins mit dem Wiedererwachen und der üppigsten Kräfteentwickelung der Natur. Da nun wir Menschen unläugbar nur Theile der Natur sind, so ist dieser Gedankengang und diese „süße Speculation" nicht so unsinnig. Hingegen fanden wir in einem 100 oder 200 Jahre alten „Gesundheits-Kalender" die ernstliche Mahnung: „daß man sich im Märzen des Weibes enthalten solle." Bei den Franzosen wieder ist der Februar der Heiratsmonat und heißt von ihm im Sprichwort:

Février
l' anelier

was Frederic Pluquet *) dem Umstande zuschreibt, daß in diesem Monate, als demjenigen, welcher der Fastenzeit, in der das Heirathen verboten ist, vorangeht, die meisten Ehen geschlossen werden.

Eines dürfen wir bei Untersuchungen dieser Art wohl nicht übersehen, nämlich die sehr ungleiche Physio-

*) Pluquet (Fred.), Contes populaires, Préjuges, Patois, Proverbes noms de lieux de l'arrondissement de Bayeux (Rouen 1834 8°) p. 117.

gnomie der einzelnen Monate in den verschiedenen Himmelsstrichen. Der März, der Mai u. s. w. hüben ist nicht mehr der von drüben. Dabei steht fest, daß in Jahrtausenden die Jahreszeiten sich umschwingen, und die Einflüsse irdischer und himmlischer Phänomene theils sich abschwächen, theils sich verstärken, je nach der Constellation.

Uebrigens hat sich zu allen Zeiten die öffentliche, wie private Aufmerksamkeit dem großen, so wichtigen Institute der Ehe zugewendet, und die Sorge des Volkes, sich hier Alles zurechtzulegen und obenan das Haus wohl zu bestellen, kommt am klarsten und, sagen wir es nur — am liebenswürdigsten in den tausend abergläubischen Sprüchen und Vorkehrungen zu Tage, die bald Glück und Unglück „rabenheiser" verkünden, bald ängstlich herbeiziehen oder abwehren sollen.

Wir geben im Folgenden eine Zusammenstellung solcher Sprüche und Mittel, wie sie in den einzelnen deutschen Ländern zu Hause sind.

Am Altar während der Trauung müssen sich Braut und Bräutigam möglichst eng aneinanderstellen, damit die „bösen Leute" nichts dazwischen bringen können und in der Ehe also die Eintracht bewahrt wird (**Franken, Lausitz, Ostpreußen, Lauenburg, Sachsen, Schlesien, Hessen, Mark**); — im südlichen Hannover gilt dies auch während des Aufgebotes. — Die Braut hält bei der Trauung ein Geldstück heimlich unter dem Oberarm eingezwängt, und läßt es beim Herausgehen aus der Kirche unbemerkt fallen; das schützt vor Behexung (**Franken**); ebenso muß sie sich vor der Trauung eine Rist Flachs um das linke Bein gebunden haben, so hat sie

dann reichen Flachssegen (**Lauenburg**): der Flachs ist nämlich bei der Trauung zugleich mit gesegnet.

Wenn die Braut nicht weint vor dem Altare, so weint sie in der Ehe (**Wetterau, Tirol, Schlesien**) Beide Verlobte knien vor dem Altare gleichzeitig nieder; wer aber von beiden früher niederkniet, stirbt zuerst (**Merseburg, Göttingen**). Will die Frau in der Ehe; die Oberhand haben, so setzt sie bei der Trauung ihren linken Fuß auf den rechten des Mannes (**Ostpreußen. Schlesien**, eben so bei den **Esthen**), und wer von beiden jungen Eheleuten bei der Rückkehr von der Trauung zuerst den Fuß auf die Thürschwelle setzt, erringt die Herrschaft im Hause (**Franken**). — Es ist nicht gut, wenn mehrere Brautpaare zugleich getraut werden, denn nur eins davon erhält wirklich den Segen (**Lauenburg**) und die anderen sterben bald (um **Göttingen**); der kirchliche Segen wird also hier, wie bei der Taufe, als eine materielle Strömung vorgestellt, welche von dem Segnenden auf den Empfänger wirklich übergeht, und also durch Theilung verliert, und nicht von Vielen zugleich aufgenommen werden kann. — Bei der Trauung suchen die Brautjungfern mit ihren Kleidern an die Braut anzustreifen, dann werden sie bald selbst Braut (**München**).

Das Brautpaar darf nicht auf demselben Wege aus der Kirche zurückkehren, auf welchem es dahin gekommen, sonst ist die Ehe unglücklich (**Altenburg**). — Der Bräutigam darf am Hochzeitstage die Braut nicht bedienen, sonst muß er es Zeitlebens thun (**Mark**). — Die Braut muß ein Brot und andere Lebensmittel in

das neue Haus mitbringen, dann fehlt es ihr niemals an Nahrung (**Oberlausitz, Schlesien**).

Wenn zwei Geschwister in demselben Jahre heirathen, so sind ihre Ehen, oder eine derselben unglücklich (**Altenburg**); in anderen Gegenden gilt dies nur bei Hochzeiten, die von zwei Geschwistern an demselben Tage gehalten werden. (**Schlesien**). — Bei dem Hochzeitstanz müssen zuerst die Neuverbundenen im Brautstaat mit einander tanzen, so wird die Ehe glücklich (**Wetterau, Schlesien**.) — Wer von beiden am Hochzeitstage zuerst in's Bett geht, erlangt die Herrschaft im Hause (**Wetterau, Schwaben**), — und wer von beiden zuerst einschläft, stirbt zuerst. (**Ostpreußen**.)

Beim Hochzeitsschmaus werfen die Gäste, besonders die unverheirateten, einander mit Haselnüssen; wenn sich eine darunter mit doppeltem Kern findet, so wird aus den Beiden ein Paar. (**Schlesien**). — Die Nüsse, besonders die Haselnüsse, haben durch ganz Deutschland eine besondere Beziehung zur Liebe und zur Ehe.

Bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten soll man sich nicht zwischen zwei Eheleute setzen, sonst stört man den Ehefrieden. (**Wetterau**).

177. Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wäre,
Gäb mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehre.

Diese zungenbrechenden durch die Anhäufung gleichlautender Silben beinahe grotesk erscheinenden Verse haben einen königlichen Verfasser, der sich freilich mit diesen vier Zeilen ein eigenthümliches Sprachmonument gesetzt. Man erzählt nämlich, daß Karl XII. von Schweden einst in Schlesien bei einem Gastwirthe in Schweidnitz einkehrte, ohne von diesem erkannt zu werden. Der Gastwirth behandelte den König, der ihm nicht viel gleich sah, äußert unhöflich. Karl schwieg und ließ sich Alles gefallen. Ehe er abreiste, schrieb er aber an die Thür seines Zimmers:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre"
u. s. w.

Als der Wirth später erfuhr, mit wem er es zu thun gehabt, ging er in sich und schrieb, um Andere vor ähnlichen Mißgriffen zu warnen, über die Thüre seines „Hôtels" jene — historischen Worte.

178. Zum Kloster Maulbrunn stiften,

das heißt so viel als alles verprassen; nicht etwa mit einer Anspielung auf das ehemalige alte (1148 gestiftete) und berühmte Cistercienser Kloster Maulbrunn, bei Stuttgart an der Salza gelegen, auf dessen Bergen der Elfinger Wein wächst, sondern mit Bezug auf das „Maulbrunn," das auf jedes Menschen Angesicht dicht unter der Nase liegt.

179. Mephistopheles.

Goethe hat dieses Wort verewigt. Woher stammt es? Man sagt aus dem Hebräischen und erinnert an den Namen Mephisposeth, Sohn Jonathans (2 Sam. 4, 4.), der gleich Mephisto lahm und hinkend war; ferner heißt im Hebräischen Jemand, der allerhand gottloses Zeug verübt: Maphei—tophel; und wieder Jemand, der Fäden des Dunkels, Elends, des Bösen und höllischen Verderbens spinnt, heißt in der Sprache des auserwählten Volkes: Mephascheth-oppel. Man bittet nach Belieben zu wählen; jedenfalls findet sich dieses Wort zunächst in der Puppenkomödie; Göthe aber mochte es der Frankfurter Judensprache entnommen haben, die ihn in seiner Jugend nicht wenig belustigte.

180. Morganatische Ehe.

Darunter versteht man die Ehe linker Hand, welche der Frau nicht den Rang des Mannes und den Kindern kein Erbrecht gibt. Morganatisch, latinisirt aus der Form morgan, heißt die Morgengabe betreffend, d. i. jenes Geschenk, welches der Mann der Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeit gibt. In diesem Geschenke scheint nun auch das charakteristische Merkmal einer solchen gegen die gewöhnlichen Begriffe geschlossenen Ehe zu liegen, und die Bedeutung des Namens davon hergenommen. Mitgift, wie sie bei regelmäßiger Ehe gegeben wird, unterscheidet sich als eigentliche Gabe, gleichsam Gebühr, von der morganatischen Spende, als einem Geschenke der Courtoisie.

Man hat auch versucht, das Wort Morganatisch für eine plattdeutsche Zusammensetzung aus: „Na de Moer gaan," d. i. nach der Mutter geh'n, nicht dem Stande und Namen des Vaters folgen.

181. Bis auf den Nagel brennen lassen.

Im Volksmunde sind folgende zwei Sprüche: „Das Kerzlein ist mir bis auf den Nagel abgebrannt;" — und „Wenn's auf den Nagel brennt, muß man wehren." Dieß soll von der Sitte kommen, in den Kirchen kleine Wachskerzchen auf den Nagel des Daumen zu kleben und sich beim Lesen zu leuchten; und der Sinn dieser Sprüche wäre: Die Warnung, es nicht so weit kommen zu lassen, da das Brennen auf den Nagel ganz besonders schmerzhaft ist.

So Eiselein. Aber wir hätten da mancherlei auf dem Herzen, da uns die Sitte, in der Kirche die Kerz-

lein auf den Nagel zu kleben, völlig fremd ist. Zunächst fällt uns auf, daß sich diese beiden Sprüche nicht ganz unter Einen Hut stellen lassen. Wenn ich sage: „Das Kerzlein ist mir bis auf den Nagel abgebrannt," so constatire ich eine Thatsache, die sich doch wohl zunächst auf das Kerzlein, nicht auf den Nagel bezieht; ich will damit sagen: Es geht mit dem Kerzlein zu Ende, das Licht geht aus. Der andere Spruch aber enthält um so entschiedener das Bewußtsein einer fatalen Lage, aus der man sich mit allen Kräften ziehen soll: „Wenn's auf den Nagel brennt, muß man wehren!" Da haben wir's entschieden mit dem Nagel zu thun. Was muß nun die nächste Schlußfolgerung aus dieser Verschiedenheit des Sinnes sein? Offenbar der Gedanke, daß wir es mit einer zweifachen Bedeutung des Wortes Nagel zu thun haben. Eiselein selbst bestärkt uns durch sein zu der zweiten Redensart gegebenes Citat aus Fridank in dieser Vermuthung. Er citirt:

„Ich höre sagen die Wisen,
Ein Nagel behalt' ein Isen;
Ein Isen ein Roß; ein Roß den Mann,
Eine Burg der Mann, so striten kann;
Die Burg ein Land betwinget,
Daß es nach Hulden dinget.
Der Nagel ist wol brandt,
Der Isen, Roß, Burg unde Land
Solcher Eren beholfen hat,
Davon sie Name so hohe stat."

Nun, entweder paßt dieses Citat zu dem Sprichworte, oder es paßt nicht dazu. Im ersteren Falle hat

der Citirende wohl selbst den Zwiespalt zwischen der Bedeutung des Wortes Nagel in diesem Spruche und der in dem zuerst genannten zugegeben, und die beiden Sprüche können nicht, wie es geschehen ist, unter Eine Deutung gefaßt werden. Der Nagel, auf dem das Kerzlein abbrennt, und der Nagel, der das Eisen, das Roß, den Mann u. s. w. trägt, sind eben zwei verschiedene Nägel. Paßt aber das Citat nicht, dann wissen wir nicht, wie es an diese Stelle gekommen ist, und wir finden nur wieder das Bewußtsein eines Zwiespaltes bestätigt. Der Nagel mit dem „Isen" ist offenbar der Nagel mit seiner Tragfähigkeit, hier mit Beziehung auf das folgende Bild, der Nagel, der das Hufeisen am Fuße des Roßes befestigt und so dieses fähig macht, den Mann zu tragen. Wenn wir nun die logische Reihe in Fridank's sinnreichen Versen zurückgehen, so daß wir vom ganzen Lande wieder auf den Alles festenden Nagel kommen, so finden wir, daß jenes Citat und der Spruch: „Wenn's auf den Nagel brennt, muß man wehren," logisch und moralisch allerdings zusammenpassen. Es wird hier die Warnung ausgesprochen, es ja nicht so weit kommen zu lassen, denn wenn einmal das, was Alles hält, worauf sich Alles stützt, angegriffen ist (Feuer als angreifendes Element), dann steht es schlimm.

Es bleibt uns nur noch übrig, den Nagel unter dem Kerzlein näher zu beschauen. Wir glauben, wie gesagt, nicht, daß es sich hier um den Nagel handle, sondern daß unsere Aufmerksamkeit für das Kerzlein in Anspruch genommen werde. „Das Kerzlein ist nun abgebrannt!" Frage: „Wie weit?" — Antwort:

„Bis auf den Nagel" — „Schon so weit?" Es wird also angezeigt, daß vom Kerzlein nur mehr ein Stücklein übrig sei. Wir glauben also, daß wir es auch in diesem Spruche nicht mit einem Daumennagel, sondern mit einem Kerzlein zu thun haben, das — bis auf die Neige abgebrannt ist. Zur Erklärung des Wortes Neige als Nagel müssen wir nun freilich zum Dialectlexikon flüchten und bemerken, daß der Begriff der Neige, der letzte Rest, das zu Ende gehen einer Sache, in der niederösterreichischen Mundart durchaus und sehr wohl verständlich mit „Nagel" bezeichnet wird. „Her da!" Kaufen's mir mein Nagel Aepfel ab!" ruft die Obsthändlerin den Vorübergehenden zu, womit sie ausdrücken will, daß sie eben noch eine Handvoll, ein „Restl" ihrer Frucht habe. Dem analog nennen sie auch das Zertheilen eines Vorrathes in kleine Partien, Häufchen, das „Nagelmachen," obwohl im eigentlichen Sinne erst das letzte Häufchen, das im Verkaufe abgeht, das „Nagel" par excellence ist.

182. Sich einen Nagel zum Sarge schmieden,

war der Wahlspruch eines aus Trinkgesellschaften englischer Militärs hervorgegangenen Ordens. Die Entstehungsgeschichte ist folgende. Es pflegten Officiere, welche eine Tischgenossenschaft bildeten, wöchentlich ein öffentliches Diner zu geben, zu dem jeder seine Bekannten einladen konnte. Den Vorsitz dabei führten ein Präsident und ein Vicepräsident, von denen der eine am obern, der andere am untern Ende der Tafel saß und auf Ordnung zu halten hatte. Wenn nun die Flaschen kamen, so mußten alle Diener sich entfernen; der Präsi-

dent stand auf, nahm einen Nagel und einen Hammer und schlug den Nagel in die Thüre des Zimmers, zum Zeichen, daß nun Niemand mehr hinaus oder herein dürfe. Dann kehrte er an seinen Platz zurück, brachte feierlich die Gesundheit des Königs aus, die schweigend, aber stehend getrunken wurde, worauf das Saufgelage begann. Nur der Präsident mußte sich tapfer halten, denn es war ihm vorschriftsmäßig untersagt, sich früher zu betrinken, als Alle übrigen unter dem Tische lagen. Alle zwei Minuten kam die Flasche zu Einem, und er mußte bei Strafe jedesmal trinken.

Alle englischen Regimenter hatten nach und nach solche „Nagelgesellschaften," die sich zuletzt in einen Nagelorden vereinigten. Die Mitglieder erschienen in den Versammlungen mit dem Ordenszeichen, einem silbernen Nagel an blauem Bande um den Hals. Bei der Aufnahme machten sie sich verbindlich, monatlich einmal zusammenzukommen und sich recht ordentlich zu betrinken, oder, wie sie sich mit witziger Anspielung ausdrückten, „einen neuen Nagel für ihren Sarg zu schmieden."

183. Die Nagelprobe.

Wenn Einer beim Trinken sein Glas so zu leeren versteht, daß es unmöglich ist, aus dem umgestürzten Gefäße auch nur mehr einen Tropfen herauszubringen, so sagt man: „Es ist nicht die Nagelprobe (besser: für die Nagelprobe) übriggeblieben!" Das Bild ist von einem alten Brauche hergenommen, dem gemäß wirklich eine Probe dadurch veranstaltet ward, daß man das ausgetrunkene Glas umgestürzt mit seinem Rande

schief auf den Daumennagel der linken Hand setzte, wonach sich die obgemeinte freudige Wahrnehmung ergeben mußte.

In der Hoftrinkordnung Kurfürst's Christian II. in Sachsen heißt es: „Erst soll man trinken die herrschaftliche Gesundheit; darnach soll man bringen den freudigen Bergmann mit dem Spruche: Glück auf! dann folgt die Nagelprobe mit dem Spruche: „So hatten es auch die Alten im Brauch!" d. h. „Saufen ist der Deutschen uralt erlich Herkommen." Und es galt ja als Regel, daß das Getränk, wenn man es kennen lernen will, bis auf den letzten Tropfen ausgeleert werden müsse. „Ebibe vas totum, si vis cognoscere potum." Köstlich ist zu sehen, daß die Lateiner, Engländer und Franzosen das Wort Nagelprobe mit Haut und Haar aus dem Deutschen übernommen haben. Die Lateiner des Mittelalters sagten: „bibere super nagulum," oder „supernaculum," welches Wort die Engländer im „to drink supernaculum" wörtlich beibehalten, während es die Franzosen mit „boire rubis sur l'ongle" übersetzt haben. — Eine andere aber nicht begründete und vielleicht den Torturen der peinlichen Halsgerichtsordnung entlehnte Erklärung dieser Redensart ist, daß man bei Trinkgelagen, in welchen bereits der Uebermuth sein Szepter zu erheben begann, auf der Spitze eines mit derselben aufwärts in den Boden geschlagenen Nagels stehend, den Humpen leeren mußte.

184. In Schulden stecken bis über die Ohren.

Es gibt für diese Redensart keinen Erklärungsgrund, obwohl sie eine eigenthümliche Metapher ist und gleich vielen andern aus einer besonderen Veranlassung entsprungen sein dürfte. Aber sie mahnt uns stark an eine französische Phrase, welche lautet: être riche par dessus l'epaule wörtlich: reich sein bis über die Schultern und welche folgenden Ursprung hat: Mehrere Personen spielten Karten und zwar ein Spiel, in welchem das As die höchste Karte ist, welche alle anderen sticht; da sagte Einer der Spieler zwei As an; als der Gegner verlangte, daß er die Karten zeige, ergab es sich, daß er keine As, aber nur zwei Buben hatte. Die Gesellschaft machte sich nun über den Spieler lustig, dieser entgegnete aber witzig: Ich habe wohl zwei As, aber sie stehen über den Schultern (nämlich des Buben) und seither sagt man: „reich sein bis über die Schultern.“ Die Analogie dieser Redensart mit der deutschen: in Schulden stecken bis über die Ohren, liegt nahe.

185. Die neun P.

Durch neun **P** als Anfangsbuchstaben verstand Professor Petrus Pontanus witzig seinen Namen und Titel auszudrücken, wenn er gebechert hatte und deßhalb nicht wohl im Stande war, „Collegium zu halten.“ Er schrieb da nämlich an seine Zuhörer: „Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibetur Praelegere“ d. i. Petrus Pontanus, öffentlicher Professor der Poesie ist wegen Becherns verhindert vorzutragen.

186. Pantalon.

Der Pantalon, unseren Kindern aus der Pantomime im Zusammenspiele mit der Columbine, dem Arlequin und dem Pierot wohl bekannt, war auf den italienischen Bühnen eine stehende komische Figur, und ist eine Ausgeburt derselben, insofern sie, anknüpfend an die altrömischen Mimenspiele, den theatralischen Gebrauch der Masken, freilich in anderer Bedeutung, festhielten. Der Pantalon als solcher ließ sich da zuerst gegen Ende des 14. Jahrhunderts sehen. Er ist die Maskenrolle des Vaters (der Columbine) und stellt einen reichen venezianischen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzeren Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venezianischen Kaufleute in ihrem Laden zu tragen. Zugleich gehörte zum Costume des „Pantalone", daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück sein mußten. Daher nennt man auch jetzt noch ähnliche Strumpfhosen Pantalons. Im alten Costume waren sie stets roth wie die Zimarra schwarz. Als die Türken Konstantinopel erobert hatten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte diesen Verlust so schmerzlich, daß man auch bei der Tracht des Pantalone das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte. In unseren Pantomimen kehrte man aber zu den rothen Hosen, aus leicht erklärlichen Ursachen, wieder zurück. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann

gewöhnlich aus. Der Bart der neuen Pantalonsmaske ist anders; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz spitz zu. Uebrigens wurde die Weste verlängert und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich. Was diesen Pantalon betrifft, so ist er in der Pantomime ein gutmüthiger, einfältiger Alter. In possenhaften Comödien ist er ein verliebter Alter, der stets durch einen Nebenbuhler, seinen Sohn oder Bedienten, angeführt wird. Er trat später auch als guter Hausvater auf, voll Ehrgefühl und Delikatesse und streng gegen die Kinder. Aber geprellt wird er immer. Wie viele Lustspielväter unserer neuesten feinen Comödien tragen nicht die Spur des alten Pantalone an sich!

Dieser Charakter der Gutmüthigkeit und stets bereiten Fähigkeit, sich prellen zu lassen, gab auch der Redensart: „Paga Pantalone" Namen und Bedeutung. Man versteht darunter das in überschwenglichem Maße mit Steuern in Anspruch genommene Volk und läßt sich die Phrase am besten durch: „Zahlen heißt es, sonst nichts!" übersetzen. Das war ja auch „Paga Pantalone," als der römische Kaiser Vespasian selbst auf den Harn eine Steuer legte und seinem Sohne Titus, als dieser sie nicht recht anständig fand, einige aus dieser Steuer eingegangenen Goldstücke unter die Nase hielt mit dem Worte: „Versuch' es doch, sie duften gewiß nicht übel!" Das Paga Pantalone scheint Vespasian überhaupt stark cultivirt zu haben; denn als der Senat ihm eine Bildsäule zu errichten beabsichtigte, und dritthalbhunderttausend Gulden dazu dekretirte, rief Vespasian zu den Senatoren, die ihm

dieß meldeten: „Nicht doch, nicht doch“ und lächelnd die hohle Hand vorstreckend, „gebt dieses Geld lieber mir und macht diese Hand zum Piedestal dazu.“

Sprachlich etwa ließe sich Pantalon aus der Zusammensetzung des Griechischen παν all und ταλαος elend erklären, also Einer, dem es nach allen Seiten hin schlecht geht, der am Ende immer zu kurz kommt, da er geprellt wird.

Pantalon hieß endlich auch ein von Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, einem berühmten Violinvirtuosen um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfundenes, jetzt vergessenes musikalisches Instrument, in Form eines Cimbals, das mittelst zweier mit Tuch überzogener Klöppel gespielt wurde. Außer diesem nennt man auch solche Clavirinstrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallene Hämmer an die Saiten angeschnellt werden.

187. Page.

Man versteht darunter einen Edelknaben, einen jungen Menschen aus adeliger Familie, dem die Ehre zu Theil wird, einer fürstlichen Persönlichkeit in ihren Gemächern, bei Tische, bei Feierlichkeiten 2c. aufzuwarten. Durch diese Momente unterscheidet er sich von dem gewöhnlichen Diener eines Herrn, obwohl er im Begriffe und in der sprachlichen Abstammung mit diesem zusammenfällt. Am ausgebildetsten war das Institut der Pagen im Mittelalter, wo jeder gebietende und nicht gebietende große Herr, so wie auch ihre Frauen, Pagen

hielten, wodurch oft viele Verlegenheiten und Rumores entstanden. Ein solcher Page war auch der „fromme Knecht Fridolin.“ Wallenstein's bekannter Fenstersturz fand statt, als er kaiserlicher Page war. In den Sprachmonumenten dieser Zeit, namentlich den schöngeistigen, werden die Pagen, aber nicht im schimpflichen Sinne, sehr gerne „Knaben“ genannt, und die englischen Balladen sind reich an manchen tragischen Pointen, die durch die Liebe der Burgfrau zum blonden „Knaben“ herbeigeführt wurden.

Wir finden, daß man über den sprachlichen Ursprung des Wortes nicht recht einig ist. Es wurde darüber einst unter tüchtigen Gelehrten, eben kein Streit, doch eine sehr lehrreiche Controverse geführt, an der Gries, West, Gubitz, Lianno, letzterer ein Spanier von Geburt und k. preuß. Bibliothekar, theilnahmen. Das Ergebniß dieses literarischen Kampfes ist, daß das Wort page aus dem Spanischen oder gar aus dem Persischen von Bagoes oder Bagoas d. i. Page des Königs herzuleiten, wohl nicht angehe. Am wahrscheinlichsten ist die Zurückleitung dieses Begriffes auf den Begriff Knabe, im Griechischen *παῖς*, lateinisch puer, daher *παιδίον* ein Knäbchen, mittellatein pagius ein Aufwärter, endlich italienisch paggio und französisch page. „Man sieht aus diesen verwandten Wörtern, daß page, Page, eigentlich Knabe, Junge, dann Diener bedeutet.“

Wir möchten nur noch Eines hinzufügen. Der culturgeschichtliche Ursprung des Pagenthums war offenbar, wenn nicht ein Bedürfniß, z. B. wie der Waffenknecht eines Ritters, ein Ausfluß des Luxus einer gewissen Zeit, in welcher jeder bemittelte und angesehene

Mann einen Diener mit sich führte. Diese hintennachreitenden oder gehenden Diener hatten namentlich bei hochgestellten Personen, wenn sie auf Reisen waren oder sonst irgendwo zu verkehren hatten, die Aufgabe, die Zechen und alle anderen erwachsenen Bedürfnisse im Namen ihres Herrn zu bestreiten, der sie ganz kurz und trocken mit dem Zurufe: „Paye“, — dazu aufforderte. Aus diesem Paye —Kundige werden wissen, daß y die Uebergangs- und Wechselform zu g ist — könnte ja auch unser Page entstanden sein? Das soll jedoch nicht mehr als eine Ansicht sein, denn erst muß obiger Zuruf „Paye“ der Herren bewiesen werden.

188. Unter dem Pantoffel stehen.

Diese Redensart, die man in guter Gesellschaft nicht gerne im Munde führt und betreffs deren wir auch hier erklären, daß wir sie nur im Interesse der Wissenschaft und unserer schönen Leserinnen auf's Tapet bringen, soll nach dem Zeugnisse des schwäbischen Augustinermönches Benedictus Anselmus in grauer Zeit ihren Ursprung genommen haben. Da lebte nämlich einmal ein gewaltiger Ritter, zubenannt Polyphem mit der eisernen Stirne. Der Papst und Kaiser hatten damals eine langwierige Fehde ausgetragen und zur Feier des Friedens Kampfspiele angeordnet, bei welcher die Ritter theils mit den Farben des Kaisers, theils mit denen des Papstes zu erscheinen hatten. Polyphem aber, gar frei und stolz, erklärte, keinerlei Zeichen der Knechtschaft, weder päpstliches noch kaiserliches, und gelte es die Reichsacht, tragen zu wollen. Da kam Frau Beatrix, seine Gemahlin, und bat ihn, sich doch

ihr zu Liebe zu fügen. Der Ritter schwur, höchst wahrscheinlich nicht bei des Kaisers Barte oder bei dem Pantoffel des Papstes, er werde das „nimmermehr" thun. Frau Beatrix schmollte und weinte und sagte kurzweg: „Ich sehe, Ihr liebt mich nicht, sonst würdet Ihr meine Bitte gewähren und ein Zeichen an den Helm stecken." Mit diesen Worten wendete sie sich in einiger Aufregung ab, schlug dem Ritter, der ihr seine Liebe betheuerte, die Thüre vor der Nase zu und ließ ihn stehen. In diesem Augenblicke riefen die Trompeten auf den Kampfplatz. Es war nicht mehr Zeit zu einer süßen Versöhnungsscene. Verzweifelt wie er war, ergriff da der Ritter den kleinen goldgestickten Pantoffel, den die zürnende Schöne in der Hast verloren, befestigte ihn an seinen Helm und eilte in die Schranken. Hier traten ihm die Herolde des Kaisers und des Papstes entgegen: „Stellst du dich unter den Scepter oder unter den Krummstab?" fragten sie ihn. — „Unter den Pantoffel!" rief er, sprengte auf den Kampfplatz und legte, von eigenthümlicher Begeisterung beseelt, einen Ritter nach dem andern in den Sand.

Daß nun einmal der Pantoffel das Zeichen der Unterwürfigkeit ist, steht fest, sie möge nun von dem päpstlichen Pantoffel durch den sogenannten „Pantoffelkuß" oder von dem einer Dame gefordert werden, deren Souverainetät im ehelichen und häuslichen Leben jedenfalls durch den Pantoffel, wie beim Manne durch den Schlafrock im Hause, am besten charakterisirt wird.

Dieser Polyphem hat die „eiserne Stirne" gehabt, Papst und Kaiser nur des Pantoffels der Frau

wegen zu verläugnen. Käme nun auch Einer, der die „eiserne Stirne“ hätte, ihn Angesichts der ganzen Welt wieder von sich zu werfen.

Pantoffelholz nennt man auch den Kork, da man ihn zu wasserdichten Schuhsohlen benützt. Die Eigenschaft des Korkes, im Wasser zu schwimmen, hat der Volkswitz ebenfalls für jene komische Beziehung des Mannes zur Frau benützt. „Er ist unter dem Pantoffelholz!“ heißt es. Und: „Pantoffelholz schwimmt immer oben; des soll den Mann sin Wib loben?“ —

189. Auch ich war zwei Jahre in Paris.

Dieser in den Volksmund übergegangene Witz des unvergeßlichen Wiener Volksdichters Raimund, des „Schwanes von der Donau,“ wird auf Alle jene angewendet, die den Dunst davon, wie man sagt, „läuten gehört“ haben, daß das Reisen „bildet,“ wohl auch selbst auf Reisen gewesen sind, aber nichts weiter für Geist und Herz profitirt und mitgebracht haben, als die stehende Phrase: „Ich war da und dort!“ Es ist interessant zu sehen, in wie vielen Gestalten dieser pomphafte Spruch auftritt. Bei den Polen und Ruthenen heißt es:

„Welchen man als Narren tauft,
Der auch in Paris den Verstand nicht kauft.“

„Wer nach Paris als Eselein fährt
Gewiß nicht als Rößlein zurückekehrt.“

„Auch in Paris macht man nicht
Aus Hafergrütze ein Reisgericht.“

„Nicht ändert den Gedanken, sondern nur das Land,
Der auf die See geht um Verstand.“

„Der, den man als Esel tauft,
In Kiew auch Verstand nicht kauft.

„Auch in Wien sind und waren
Zu allen Zeiten arme Narren.“

Die alten Römer schon sagten:

„Wer weit reiset, verändert das Gestirn,
Nicht das Gehirn.

Oder: „Ein Esel bleibt ein Esel und käm' er auch nach Rom.“

Auch der Franzose sagt: „Fou va à Rome, fou en revient“, als Narr geht er nach Rom, als Narr kehrt er wieder.

Bekannt ist des Deutschen:

„Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Giggak wieder heim.“

Hier sei noch eines geistreichen Wortes Lessing's gedacht, das er einem reichen Juden entgegnete. Dieser prahlte gegen den großen Dichter und Gelehrten, daß er 10,000 Thaler daran gewendet habe, die Welt zu sehen. „Gebe der Herr,“ sagte Lessing, „noch 10.000 Thaler, daß die Welt ihn nicht gesehen hat!“

190. Pascha.

Der Titel eines höheren türkischen Beamten. Das Wort, eigentlich auszusprechen als wäre es Paschah oder Paschá geschrieben, stammt aus dem Persischen und ist zusammengesetzt aus pai schah, d. i. Fuß des Schach. Schach's nannte man die orientalischen Könige und Fürsten. Aus Xenophon ist zu ersehen, welchen Sinn diese Zusammensetzung und der Gebrauch derselben für Aemter und Würden hat. Die persische Staatsverwaltung bestand nämlich, analog dem Bilde des menschlichen Leibes, aus Händen, Füssen, Zungen, Augen und Ohren. Die Beamten des „Innern" waren die Augen; die geheimen Kundschafter, „Aeußeres," die Ohren; die Richter waren die Zunge der Gerechtigkeit; die Steuereinnehmer die Hände, und die Krieger die Füße des Staates. Natürlich wurde der figürliche Ausdruck zunächst auf die Beamten übertragen, welche dem Schah am nächsten standen; und so hieß nicht jeder gemeine Soldat, sondern ein höherer Anführer im Heere der Fuß des Schah, pai schah, Pascha.

191. Pech haben,

d. i. Malheur haben, das der deutsche Sprachgebrauch sehr fein vom Unglücke unterscheidet. Wir finden es zunächst in der Jägersprache, wo es von einem Jäger gebraucht wird, dem nichts aufstößt oder der nichts trifft; dann durchwegs in humoristischem Sinne, wenn wir eine mehr oder minder lächerliche oder ärgerliche Verlegenheit kennzeichnen wollen. Die Bedeutung ist von den

fatalen Eigenschaften des Materiales hergenommen und in dieser schon ursprünglich zu Bildern im Volksmunde benützt worden. „Wer Pech anrührt, besudelt sich;“ — „Es geht von Statten, wie Pech von Händen.“ — Auch mit dem Nebenbegriffe des höllischen Peches, in welchem die Verdammten gekocht werden, finden wir's in: „In Peches Einöde,“ d. i. im finsteren Abgrunde der Hölle; — „In Pech und Schwefel!“ — „Das ist Pech!“ (Höllenqual). Witzig ist das wortspielerisch in „requiescat in pice“ verkehrte „requiescat in pace;“ denn da heißt es dann statt: Er ruhe in Frieden! übersetzt: „Er ruhe in Pech,“ d. h. in der Hölle.

192. Wasch mir den Pelz und mach' ihn nicht naß.

Mit dieser so häufig angewendeten Redensart wollen wir sagen, daß Einer etwas so gethan habe, als hätte er es eben nicht gethan; denn wenn er sagt: Ich habe dies und das gewaschen, und ich sehe nicht, daß er's naß gemacht, so muß ich wohl glauben, daß es mit dem Waschen nicht seine Richtigkeit habe. Aber es hat noch eine andere Bedeutung. Es heißt z. B. „Er will den Pelz waschen, aber ihn nicht naß machen.“ Da hat es nun den Sinn: Er will das Eine, aber das Andere nicht, das doch daraus folgen muß; er möchte etwas herbeiführen, aber die Wirkung davon nicht haben; — „Er will a, nicht aber auch b sagen.

Das Sprichwort soll zuerst Herzog Georg zu Sachsen gesprochen haben. Als er Erasmus einst in den geistlichen Händeln wider Luther um Rath fragte,

antwortete jener nicht warm und nicht kalt, „nicht gik und nicht gak.“ Da sagte der Herzog: Lieber Erasme, du wäschst den Pelz und machst ihn nicht naß. Ich lobe mir die von Wittenberg, die behalten kein Mehl im Maul, sondern sagen ihre Meinung frei heraus!“

Ein diesem ähnliches Sprichwort u. z. mit Bezug auf den Vers in Hiob: Und der Herr sprach zum Satan: „Er ist in deiner Hand, doch hab' Acht auf seine Seele,“ lautet bei den Rabbinern“: „Zerbrich das Faß, doch hab Acht auf den Wein.“

193. Penzen.

Ein in der niederösterreichischen Mundart sehr häufig gebrauchter Ausdruck, in der Bedeutung von behelligen, „sekiren,“ Einem fortwährend in den Ohren liegen, in Einen hineinreden und ihm keine Ruhe geben, bis er entweder das Verlangte gewährt oder — „aus der Haut fahrt!“

Die ursprüngliche Bedeutung von Penzen ist: streiten, sich tummeln, hergenommen aus den Zeiten der Turniere und ritterlichen Uebungen, wo man sich mit Stechlanzen „neckte und sekirte“ bis einer im Sande lag. So erließ im J. 1232 Herzog Friedrich von Oesterreich, Enkel Heinrich's Jasomirgott, eine Einladung an die adeligen und ritterlichen Herren von damals, mit welcher sie auf die Penzwiese — die heutige Penzinger-Aue — zu einem großen Rennen berufen wurden. Diese Wiese war ringsum von einem jungen Eichenwalde eingefaßt nnd wurde von einem

Bächlein durchfloßen; schon in ältester Zeit tummelte sich — „penzte“ darauf die ritterliche Jugend. Der Ort Penzing soll daher seinen Namen haben.

194. Der Petersgroschen.

Diese nicht mit dem Peterspfennig zu verwechselnde Abgabe wurde von England vom 8. Jahrhunderte an, bis auf Heinrich VIII. († 1547) an den Papst entrichtet. Zuerst soll sie der angelsächsische König Inas im Jahre 725 in der Absicht bewilligt haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Cleriker zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Inas soll diese Verordnung erlassen haben, bevor er die englische Krone niedergelegt hatte und nach Rom in's Kloster gegangen war. Sie betraf Anfangs nur die Wirthe in England, welche 19 Pence im Vermögen hatten und davon sie jährlich einen nach Rom liefern mußten. Später, unter König Ethelwolf (854) wurde die Gabe allgemein und durch Einsammlung von jedem Hause jährlich am Peterstage aufgebracht. Da diese Abgabe sich zugleich auf die Haushaltungen bezog, so hieß sie auch Heartpenny. Im 13. Jahrhunderte überstieg dieser Tribut das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. Man kann nun berechnen, was der päpstliche Hof durch den Abfall Heinrich's VIII. zum Protestantismus verloren hat!

Der Peterspfennig hingegen war eine polnisch-schlesische Münze von geringem Silber, welche an den Papst als Steuer abgeführt wurde. Die Entstehung des Peterspfennigs war folgende. Im 11. Jahrhun-

derte hatten die Polen die grausame Königin Rixa, Mutter und Vormünderin Kasimir's I. sammt dem Sohne vertrieben. Als aber in Folge dessen das Reich in große Anarchie fiel, wollten sie Kasimir, der indeß in einem französischen Kloster Mönch geworden war, als König zurückrufen. Man wendete sich daher an den Papst Benedict IX. um Dispensation, daß Kasimir als Polens Herrscher sich vermählen dürfe. Nach langen Unterhandlungen willigte der Papst unter der Bedingung ein, daß man ihm von jedem einzelnen Unterthanen — nur Adel und Geistlichkeit ausgenommen — einen damaligen Heller als fortlaufende jährliche Steuer entrichte. Dieser Heller ward der Peterspfennig genannt. Andere aber behaupten, daß schon zu Zeiten Boleslaus' (999—1025) aus Polen eine ähnliche Steuer nach Rom gesendet worden sei. Von dieser Abgabe sollten die Kosten eines ewigen Lichtes in der Peterskirche bestritten werden. Später, als der Tribut längst abgekommen war, diente diese Münze dem Aberglauben der Menge, indem man sie gebärenden Frauen an ein Bein befestigte und glaubte, der auf der Münze abgebildete Löseschlüssel Petri erleichtere die Geburt.

Es gab auch Petersthaler, u. z. unter Papst Clement VII., Alexander VIII., Benedict XIV. und anderen geistlichen Fürsten; jedoch nur so genannt, weil auf ihnen der Apostel Petrus abgebildet war; ähnlich unseren ungarischen Marienthalern und Marienzwanzigern.

195. In die Pfanne hauen.

Fast nur mit Beziehung auf das militärische Leben und Treiben gebraucht. Wenn der „Schlachtenerzähler" in der Schenke aufdonnert: „Hättet uns sehen sollen — hinein ging's in die Kerle und handkehrum, waren sie alle in die Pfanne gehauen," so will er damit sagen, daß man Alles niedergemetzelt und keinen Pardon gegeben habe.

Diese eigenthümliche Phrase wurde aus einer häuslichen Verrichtung — dem Rübenschneiden — zu erklären versucht; man stelle sich nämlich vor, wie man etwas schnittweise z. B. Rüben in die Pfanne thut, die da über dem Feuer bereit steht, um das Hineingeschnittene aufzunehmen. Wer das Schneiden recht in Uebung hat, versetzt die rasch nacheinander abgetrennten Theile der Rübe in einen gewissen Schwung und es sieht sich an, als ob die Schnitteu in die Pfanne gehauen würden. Dem Hauen in diesem Sinne energischen Hineinwerfens begegnen wir auch in der Redensart: „Ich hau' mich nieder," d. h. ich gehe zu Bette, da ich müde oder unwohl bin.

Wir machen aber darauf aufmerksam, daß Pfanne nicht nur in der Bedeutung eines Kochgeschirres, sondern noch in zweifach anderer vorkommt; nämlich als jene Vertiefung, welche an den alten Musqueten bestimmt war, das „Zündpulver" aufzunehmen, als sogenannte „Zündpfanne," ganz entsprechend der Definition des Wortes, nämlich: vertiefte Fläche; dann in der Bedeutung: Hirnschale, da hinter dem althochdeutschen Ausdrucke für Pfanne, phanna, das lateinische patena, patina, althochdeutsch phatena steht.

Ob nun der Begriff des militärischen „Metzelns“ und das Einschlagen von Hirnschalen nicht unter Einen Gesichtspunkt zu bringen wären, wollen wir hier nur leise anfragen.

196. Die Pferde laufen um Pfründen, Indeß sie die Esel finden.

Ist ein mittelalterlicher Volkswitz, womit die Gier jener Geistlichen verspottet wird, die, obwohl sie unwissend sind, dennoch die besten Abteien und höchsten Kirchenwürden beanspruchen. Auch in dieser Form:

Wie schlimm es auf Erden bestellt
Sich dann recht zeigt:
Wenn der Esel als Held
Zu Rosse steigt.

oder: Dem Unverdienst wird die Erbse geboten
Und dem Verdienste die leeren Schoten.

197. Schäbiger, dich hüte vor dem Pocher, sonst henkt er dich an den Schnellgalgen!

In der Pfalz am Rheine band ein Hirtenbube, Namens Pocher, seinen Kameraden an einen niedergezogenen Baum, den er nachher emporschnellen ließ, und der Arme starb dabei. Als man den Bösewicht fragte, warum er diese That verübt habe, erwiederte Pocher nichts Anderes, als der Bube sei schäbig gewesen, und ein schäbig Thier verderbe die ganze Herde.

Man rief diesen Spruch lange allen Aussätzigen zu, und meinte:

„Hüte dich vor dem Pocher;
Dir schadet nie der Socher.“

Socher ward einer, der siech ist und kränkelt,

genannt. Man wollte also den Armen sagen: Laßt deßwegen nicht den Pocher über Euch kommen; Ihr könnt nicht so viel Schaden von all' Eurem Siechthum haben; denn „der Socher überlebt den Pocher."

198. Popel, Popelmann.

Der Popanz, ein Schreckbild für Kinder und nur local gebraucht. Es stammt von popeln, d. i. schnell und leise anklopfen, das Einen Stamm mit Popanz hat. Man weiß, welche Wirkung auf die Phantasie der Kinder das plötzliche Pochen und Klopfen an der Thüre macht. Man thut es nur, um sie zu schrecken, zum Gehorsam zu zwingen und dabei heißt es gewöhnlich: „der Popelmann kommt!" anderwärts auch, so bei uns: „der Mån — Mån d. i. der wilde Mann oder „der Wau — Wau;" in Steiermark auch der Tatermann von den Einfällen der Tataren, welche in früheren Jahrhunderten das Land verwüsteten.

Ein alter schlesischer Historiker will den Ursprung des Wortes Popel und seine Deutung in dem Namen des polnischen Königs Popiel II. finden, der so grausam und unmenschlich war, daß man seinen Namen als Schreckwort gebrauchte.

199. Einen Prozeß anhängen.

Jedermann kennt die inhaltschwere Bedeutung dieser Redensart. Zur Erklärung derselben müssen wir in eine Zeit zurückgehen, die nicht treffender charakterisirt werden kann, als durch die Umstände, denen die obige Redensart ihren Ursprung zu verdanken haben soll. Beim alten Wetzlarer Reichs-Kammergerichte bestand

die Ordnung, die eingelaufenen Klagen nach einander an einen Strick zu hängen und dann erst vorzunehmen, wenn der Strick verfault war und die Actenconvolute in Folge dessen herabfielen!

Dieser edle Brauch mit den Prozeß-Acten umzugehen ist beseitigt, aber die Redensart ist geblieben und mit ihr öfter noch Schlimmeres im Gefolge als das Verfaulen jener Stricke, an denen die Prozesse einst hingen.

200. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Friedrich der Große kehrte nach dem zweiten schlesischen Kriege nach Potsdam zurück. Bei seinem Eintritte in's Schloß traf er auf der untersten Stufe der Schloßtreppe ein altes Mütterchen, welches seit Jahren diesen Platz einnahm ohne von Jemanden beirrt worden zu sein. Der König, der die Alte schon kannte, fragte sie freundlich: „Wie ist es ihr denn ergangen?“ — „„J nu, so ganz leidlich.““ — „Auch während des Krieges?“ — „„J! is denn Krieg gewesen?““ — „Das weiß sie nicht einmal?“ „„Ach! wat kümmert mi dat: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.““ Die Anwendung dieser treffenden sprichwörtlich gewordenen Antwort auf Unfrieden im Familienleben, Reibungen in Körperschaften u. d. m. ist nicht schwer.

201. Pasquill. — Pasquino. — Marforio.

Pasquill ist eine Schmähschrift, meist satyrischen Inhalts und Tons, und unter das Volk gebracht. Der Name stammt aus Rom, wo man eine alte Säule dazu benützt, witzige und beißende Gedanken, Schimpf- und Spottworte, Karikaturen und Drohungen aufzuzeichnen und aufzuheften. Sie steht auf dem Platze Navona und heißt die Bildsäule Pasquino, von dem Schneider, nach Andern Barbier Pasquino, der in ihrer Nähe wohnte und Einer der eifrigsten „Mitarbeiter," bei diesem verwitterten „Journale" war. Gegenstück zur Säule Pasquino ist gewissermassen die Statue Marforio, so genannt von dem Forum des Mars (Martis forum), auf dem sie steht und welche gewöhnlich Pasquino's Witze oft noch beißender und schärfer zu erwiedern pflegt. Mehre Päpste hatten schon daran gedacht, diese Säule abzutragen, darunter auch Papst Adrian. Als er dem Cardinal von Soisson eines Tages sagte, daß er, müde solchen Unfug ferner zu dulden, die Statue in die Tiber werde werfen lassen, wo sie alsdann mit den Fröschen in die Wette quacken könne, erwiederte der Cardinal darauf, daß das Volk sie lauter schreien machen würde als alle Frösche der Welt und Adrian fand es nicht für gerathen, sein Vorhaben auszuführen. Das „was Pasquino von den Cardinälen erzählt," ist eine Redensart, womit man sagen will: Dinge erzählen über Personen, die nicht gern von sich reden lassen und wünschen, daß das, was sie thun, im Verborgenen bleibe.

202. Perücke.

Nach Adelung ist es den Sprachforschern nicht gelungen, die eigentliche Bedeutung dieses Wortes, das wir zunächst den Franzosen verdanken, aufzufinden. Doch dürfte die Ableitung nicht schwer sein. Im Spanischen lautet dieses Wort peluca. Peluca ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach aus pelo, Haar und dieses wieder aus dem lateinischen pilus gebildet. Nun kommt es häufig vor, daß die beiden flüssigen Laute l und r für einander gesetzt werden, wonach sich aus dem spanischen peluca, das französische perruque, das italienische parruca und das Deutsche „Perücke“ erklären ließe. Die Engländer haben daraus periwig gemacht, wofür sie nach ihrer Art die Wörter abzukürzen, blos wig agen. Dr. Schmitz hingegen in seinen „Etymologischen Erörterungen“ (Danziger Dampfboot 1834 Nr. 113) schreibt:

„Wer sollte es sich auch nur träumen lassen, daß das bekannte perruque sammt dem davon abgeleiteten perruquier lediglich deutsche Wörter sind? Beide stammen nämlich von dem altdeutschen Barugge, welches baar und rauch bedeutet oder die rauhe Pelzbekleidung der baaren (bloßen) Glatze bezeichnet.“

Im Oberdeutschen ist für Perücke „Haarhaube“ gebräuchlich und für eine schlechte, gemeine Perücke aus Lammshaaren „Azel.“ Eine alte verfilzte Haarhaube nennen die Niederdeutschen eine Kladde.

Der Gebrauch fremder „falscher“ Haare ist sehr alt. Schon Pallas band falsches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuschen, und Michal täuschte Saul's Abgesandte, welche den David tödten sollten,

durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche sie dem Götzenbilde aufsetzte. Xenophon erzählt, daß Astyages (um die 50. Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehre römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub bepudert. Nach dieser Zeit findet sich die Perücke erst wieder im 16. Jahrhunderte, wo Herzog Johann zu Sachsen im J. 1518 an seinen Amtmann Arnold von Falkenstein in Coburg, schrieb, „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sey, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne.“ Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich verbreiteten. Schon Heinrich III. (1575—1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (1610—1643), unter dem die Galanterie allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher geworden waren, kam die Perücke allgemein auf. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie der — Mode wegen. Bis zu welchen Ausschweifungen und Extremen diese geführt, haben wir an der hundertlockigen Allongeperücke, dann an der einfachen Zopfperücke vor Augen. Nicolai hat eine gelehrte Abhandlung über die Geschichte der Perücken geschrieben, die sehr lehrreich ist.

203. Petits maîtres.

Stutzer, Zierbengel, unbedeutender Mensch, der gleichwohl etwas vorstellen will. Die Italiener haben dafür: „Piccolo capitano“. Der Ursprung dieses Titels ist historisch. Zur Zeit der Fronde in Frankreich, das Schlagwort eines blutigen Bürgerkriegs, nannte man die Parteigänger des Herzogs von Beaufort die „importants,“ die Gewichtigen, Mächtigen, und dem entgegen die Anhänger des Prinzen von Condé, des Hauptes der Fronde, die „petits maîtres;“ Das kam daher, weil dieser geistreiche und tapfere Prinz eine große Menge junger Leute unter seiner Fahne versammelt hatte, die sich besser auf's Putzen und Zieren als auf das Regieren verstanden, gleichwohl aber die Herren des Staates sein wollten. Die Pariser nannten sie daher spöttisch die kleinen Herren, petits maîtres; und noch heute werden die „wasserhellen Dandy's“ der Hauptstadt, schimmernd im Glanze der Lackstifletten und Glacéhandschuhe, außen blank und auch „innen“ blank, mit diesem Titel belohnt; obwohl für sie die deutsche Sprache die ganz entsprechenden „Kleinmeister“ oder „Zierbengel“ besitzt.

201. Philister.

Dieß der Name eines von den Israeliten gehaßten Volkes, mit dem sie in steten Kriegen lagen. Heutzutage bezeichnet man damit einen Menschen, der sich nicht über alltägliche Verhältnisse und spießbürgerliche Anschauungen zu erheben vermag, dem „der Zopf hintenhängt" und zwar armdick, ein Ducker und Mucker, in politischer Hinsicht ein Mensch, der dem Fortschritte Feind ist. Da nun zunächst beim Alten, im Gegensatze zur Jugend, das Philisterthum gesucht wird, so ging dieses Wort als Beschimpfung zuerst von den Studenten aus, die damit überhaupt alle Nichtstudenten auszeichneten.

Es ist wahrscheinlich, daß zunächst die Verächtlichkeit des altgeschichtlichen Namens den Stoff zur Bezeichnung unserer modernen Philister hergegeben hat. Gleichwohl erzählt man sich Verschiedenes über die Entstehung dieses Namens. Nach Einigen rührt er von dem der Universität Helmstädt bei ihrer Stiftung im J. 1578 verliehenen Privilegium: den Simson im Siegel zu führen. Alle Studenten sahen sich seitdem für Simsone an und nannten die Nichtstudenten und Bürger, gegen die sie etwas hatten, Philister.

Aus dem Museum Goetzianum erfahren wir, daß zu Jena im J. 1693 im Gasthause zum gelben Engel eine Schlägerei vorgefallen sei, in der ein Student todt auf dem Platze blieb. Sonntags darauf predigte Pastor Goetz heftig wider diese That: „es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie dort geschrieben steht: Philister über dir, Sim-

son!" Dieses Wort ertönte bald in allen Gassen Jena's und von Stund an hießen die Bürger daselbst Philister. Der Ausdruck gefiel und ward von den Studenten auch anderwärts auf Nichtstudenten und andere „philiströse Kerle" angewandt.

205. Policinell.

Der Ursprung dieses Wortes ist unzweifelhaft ermittelt und stammt von dem Namen des Mannes, der weiter unten erwähnt wird. Nur der Vorgang wird verschieden erzählt. Wir setzen die verschiedenen Ueberlieferungen her, um es dem Leser zu überlassen, sich unserer Ansicht, das ist dem zweiten minder romantisch-klingenden aus dem Volksleben erklärlichen Vorfalle, anzuschließen. Die eine Erzählung lautet:

Neapel stand längere Zeit unter französischer Bothmäßigkeit, und zwar unter Fürsten aus dem Hause Anjou. Einer der dahin geschickten Gouverneure war ein Mann von rauher, ungestümer Gemüthsart. Einer seiner Diener war aus Acerra gebürtig, ein am östlichen Abhange des Vesuv gelegener Flecken, dessen Bewohner sich noch heut zu Tage ganz so wie der Policinell in der Pantomime zu tragen pflegen. Der Diener des Gouverneurs hieß „Paolo Ciniello." Obgleich voll Witz und immer aufgelegt zu Späßen, war er doch furchtsam und genäschig. Der Gouverneur fand an dem drolligen Burschen solches Gefallen, daß er ihn in seinen trüben Stunden, deren er in Folge seiner melancholischen Gemüthsart viele hatte, kommen ließ, um sich an den derben Späßen und komischen Geberden Paolos zu ergötzen. Nicht selten gelang es dann

dem Diener, die düstere Stimmung seines Gebieters zu bannen und ihn, obgleich nur auf kurze Zeit, zu erheitern. Der Gouverneur, der italienischen Sprache gar nicht mächtig, entstellte den ihm barbarisch klingenden Namen Paolo Ciniello in's französische; woraus, wie sich's leicht versteht, Paul Chinel, oder das allgemein Gebräuchliche Pulcinell sich gestaltete.

Im Italienischen heißt das Wort: Pulcinella, im Französischen Polichinelle. Im Englischen heißt Pulcinella „Punch."

Die zweite uns wahrscheinlichere Ueberlieferung lautet: Vor Acera, einer Stadt im Neapolitanischen langte einst zur Zeit der Weinlese eine wandernde Schauspieler-Truppe an. Die Munterkeit des Landvolks um diese Zeit steigert sich und namentlich wird in diesen Gegenden die durch Landessitte gestattete Freiheit, dem Vorübergehenden einen harmlosen Schabernak zu bereiten, in ausgedehnterem Maße geübt. Daß jeder den ihm gespielten Streich mit den besten Kräften seines Witzes zurückzugeben versucht, ist gewiß, aber dieser Witz erzeugt Gegenwitz und so in's Unendliche.

Unter den Landleuten welche die Schauspielertruppe hänselten und foppten befand sich damals ein ganz besonders aufgeweckter Kopf, Namens Puccio d'Ancello — in der früheren Geschichte heißt er Paolo Ciniello; die Umgestaltung dieser beiden Namen in Policinello ist wohl sehr leicht bewerkstelligt — der mit dem treffendsten Witze außerdem eine Gestalt verband, welche den Spott der Truppe ganz insbesondere herausforderte. Von den vielen Spöttern, die sich unter den Landleuten befanden, in die Enge getrieben, klammerte sich ihre

übermüthige Laune an diesen Einen, der ihnen durch seine Gestalt und seine Angriffe die meiste Gelegenheit und Aufforderung zur Erwiderung gab. Ihre Ausfälle nun beantworte Puccio d'Ancello mit noch beißenderen Witzen, welche so trafen, daß die Schauspieler, nachdem die beiden Parteien nahe daran waren, handgemein zu werden, es vorzogen, das Feld zu räumen. Die Schauspielertruppe mußte, nachdem die ersten Wallungen des Aergers über die erlittene Demüthigung vorüber waren, selbst über den ganzen Vorfall, insbesondere aber über den drolligen Kumpan lachen. Der Klügste aus der Truppe verfiel nun auf den Gedanken, der ihnen allen Nutzen bringen sollte. Sie machten dem Puccio d'Ancello den Vorschlag, unter ihre Truppe zu treten und nunmehr zu Gunsten ihrer Gesellschaft seine köstlichen Späße fortzusetzen. Puccio bestieg in der in seinem Geburtsorte üblichen Tracht die Bühne. Bald ward er der Liebling Neapel's, wohin die Truppe gezogen war. Als er starb, war diese komische Figur dem Volke so nothwendig geworden, daß es sie gar nicht mehr missen wollte. Man ersetzte also den drolligen Schalk durch einen andern, den man durch eine Larve mit langer Nase dem Urbilde ähnlich zu machen suchte. Dieser setzte unter dem Namen des Verstorbenen, den der neapolitanische Dialekt in das Wort Polecenella zusammengezogen, die Späße und komischen Szenen fort, und hat sich diese Figur bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese italienischen Quellen entlehnte Darstellung erscheint uns als der wahre Zusammenhang des Ereignißes, durch den diese in Italien und überhaupt so beliebte Pantomime und Possenfigur in's Leben trat.

Eine minder wahrscheinliche Erklärung gibt Abbé Galliani, der die Pulcinella von einem mißgestalteten, aber lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) herleitet. Dieser Bauer soll stets junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht haben, und da er nach seinem Tode zur Belustigung des Volkes auf dem Marionettentheater San Carlino figurirte, blieb ihm der seinen Hühnern entlehnte Name. Die Kleidung dieser Figur war genau folgende: Weite weißwollene Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoffe mit weiten Aermeln, fest gemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid waren Herzen von rothem Tuche genäht, unten war es mit einer Franse eingefaßt. Um den Hals trug Pulcinello eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollene Mütze, deren lange Spitzen in einen rothen Büschel endigten; drei Viertel des Gesichts waren mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel (im Italienischen Papagello genannt).

206. Poltron.

Unter den fünf Fingern der Menschenhand stand der Daumen bei den Römern in besonderer Achtung. Jedenfalls ist er der wichtigste Finger der Hand, da er erst den übrigen Kraft und Halt verleiht. Soldaten, welche den Daumen verloren hatten und also die Waffe nicht gut mehr brauchen konnten, wurden in Rom ihres Dienstes entlassen. Bei den Athenern gab es bezüglich des Daumens eine abscheuliche Sitte, sie schnitten nämlich den gefangenen Aegineten den Daumen ab, um sie

am Rudern zu hindern. Eine in Rom vorgenommene Verstümmelung des Daumens hat sich bis auf unsere Tage im Gedächtniß erhalten. Ein reicher römischer Ritter ließ seinen Söhnen die Daumen abhauen, um sie vom Kriegsdienste zu befreien. Kaiser Augustus, der diese schmachvolle That erfuhr, bestrafte Vater und Söhne, indem er ihr Vermögen confiszirte. Das römische Volk aber nannte von dieser Zeit an jeden Feigling: pollice truncus „Daumen-Stummel," woraus wieder durch die Verstümmelung des Sprachgebrauchs das französische „poltron" entstanden ist, das einen großsprecherischen Feigling bedeutet. Die Wichtigkeit des Daumens bei den Römern erhellt auch aus der Sitte, daß die Zuschauer im römischen Circus durch eine Bewegung des Daumens über Leben und Tod der Gladiatoren entscheiden konnten. Tacitus wieder meldet von einer Gepflogenheit der Germanen, nach welcher sich dieselben zur Bekräftigung eines Bündnißes die Daumen so fest an einander banden, bis sie vom Blute strozten. Die Aerzte des Alterthums trugen den Ring, welcher ein Zeichen ihrer Würde darstellte, am Daumen. In der Redensart: „Jemand die Daumen auf's Auge setzen," gilt dieser Finger als ein Symbol der Kraft.

Diese Daumenverstümmelung wird auch von den Franzosen im 14. Jahrhundert erzählt, als die Engländer unter Eduard III. eine bedrohliche Landung in Frankreich vorhatten. Jeder waffenfähige Mann mußte sich da stellen. Als es aber zur Entscheidung kam, fand man, daß sich sehr viele Soldaten den rechten Daumen abgehauen und so zum Kriegsdienste sich untauglich gemacht hatten.

Schwenck leitet und erklärt es einfach sprachlich von **poltro**, d. i. träg, feig; und in letzter Herleitung von dem deutschen Polster, Pfühl, wonach der Faule mit einem Bettpfühle verglichen wird.

Wir hätten auch noch den Hinblick auf das deutsche Poltern, d. i. Lärm machen, viel herumschlagen, maulmachen, das ja die eigensten Eigenschaften des Poltrons sind. Es steckt aber nichts dahinter, er „poltert" eben nur. Auf gleiche Art bilden wir ja das „Schwadroniren" ebenfalls maulmachen, aus schwadern, Geräusch machen wie haufenweise heranrückende Schaaren, Geschwader.

207. In die Prädull kommen.

Eine sehr häufig im Volksmunde gehörte Redensart, und bedeutet: Mit Einem in Streit, in Feindschaft, in die Verlegenheit einer solchen Situation kommen. Daher auch die Sprüche: „Ganz prädull," oder „prädull" und verzagt sein, in feindlicher, unheimlicher, unerquicklicher Stimmung sein, voll Sorgen, wie sie eben Händel mit sich bringen."

Im Volksmunde lebt folgender Reimspruch:

„Nicht Freiheit ist es oder Zwang,
Kein Frohsinn oder trüber Hang,
Der unsern Geist prädull, verzagt,
Ihn munter oder traurig macht.

Das Wort ist nichts als das verderbte: Perduellio d. i. Fehde, Feindschaft.

Ein gleicher Mangel an Sprachbewußtsein läßt das Volk auch sagen: „Er ist in die Preson gekommen,"

d. h. in die Gefangenschaft gerathen, eingesperrt worden, statt des Französischen: **prison** d. i. Kerker.

208. Punsch.

Punsch ist keineswegs, wie Manche glauben, ein englisches Wort und ja nicht zu verwechseln mit der **Punch** (sprich Pontsch) genannten komischen Person auf der englischen Bühne. Es ist indischen Ursprungs, von **panscha**, d. i. die Zahl Fünf. Auch das Getränk, welches man bei uns mit diesem Namen bezeichnet, stammt aus Indien, wo man sich zu dessen Bereitung der mit dem Worte angedeuteten Menge Ingredienzien bedient, (d. i. ein Getränk aus fünf Bestandtheilen, nämlich Zucker, Rum, Thee, Citronen, Wasser), also um ein Element mehr, als das Schiller'sche Punschlied angibt. So sollen es zuerst die Engländer in Goa bereitet haben.

Das Wort bezeichnet überhaupt ein zusammengesetztes Getränk, ein Gemisch und ist so mit unserem „Pantsch" — dem indischen noch näher als Punsch — verwandt. Nur ist dieses im wegwerfenden, ecklen Sinne gemeint und wir gebrauchen es, wenn wir sagen wollen, daß Jemand alles untereinander mischt, ohne Rücksicht, ob es auch zusammenpasse, besonders bei Speisen.

209. Rädelsführer.

Ueber die jetzt festgehaltene Bedeutung dieses Wortes gibt es keinen Zweifel, wohl aber über den eigentlichen Ursprung desselben, den einige historisch, andere rein sprachlich haben wollen. Die historische, freilich längst zurückgewiesene Erklärung stützt sich auf eine Thatsache aus den Zeiten des Bauernkrieges in Ober-

österreich zu Anfang des 16. Jahrhunderts, da die aufrührerischen Bauernführer als Standarte ein aufgestecktes Pflugrad, das Zeichen ihrer auferlegten Strafe, also ein kleines Rad, Rädel, höhnend vorangetragen haben sollen. Begründeter und stichhältiger sind die sprachlichen Deutungen, denen zu Folge sich die Sprachforscher für die Herleitung von den sogenannten Reihen- oder Kreistänzen, wobei Einer den Reigen führte, als für die wahrscheinlichste entscheiden. Das „Rädel" vertritt hier den Begriff der Rundung des Kreises, so daß man ohne Gewalt eins für das andere setzen kann. Es wäre aber noch unter anderen sprachlichen Deutungen zu wählen, die alle mindestens vor den historischen etwas voraushaben. Wenn wir den Begriff der Führerschaft in den Worten festhalten, als eines Elementes, das berufen ist, an der Spitze einer Schaar oder Unternehmung zu gehen, etwas vor Anderen vorauszuhaben oder voranzutragen, so finden wir nacheinander die Ableitungen von Rädel oder Reitel d. i. ein kurzer, dicker Stock als Zeichen dorfrichterlicher Oberherrlichkeit; dann von Rath, verderbt Rad, so daß Rädelsführer der an der Spitze eines Rathes oder Planes Stehende wäre; endlich aus dem schwedischen rodefader d. i. Kreuzvater, der bei Processionen das Kreuz voranzutragen hat — auch nicht so halsbrecherisch.

210. Ratafia.

Ratafia ist der Name eines liqueurartigen Getränkes, aus Branntwein, Zucker und Obstsaft, in neuerer Zeit eines Liqueurs selbst. Man sollte kaum glauben, daß die ernste Wissenschaft bei dieser Bezeichnung, welche etwas ganz Anderes sagen will, als damit in Wahrheit gesagt wird, ihre Hand im Spiele habe. Der Ursprung des Wortes ist in Frankreich zu suchen und lateinisch. Die alten Franzosen, so wie die Deutschen, und es mag auch bei den neueren Franzosen und noch bei anderen Völkern die folgende Sitte oft genug vorkommen, schloßen ihre Geschäfte beim Glase ab. Im Augenblicke des Abschlußes eines wichtigeren Handels brachte man den besten Wein aus dem Keller und trank davon, mit der lateinischen Clausel Res rata fiat den Handel besiegelnd. Später wurden die zwei letzten Worte einem künstlich bereiteten Getränke aus Branntwein, Zucker und Obstsaft, das dem geschlossenen Handel und genossenen Weine zu folgen pflegte, beigelegt. Ist's nicht wahr, sagt der Italiener, ist's doch gut erfunden.

211. Rathen und Reiten thut's

wahrhaftig in bedrängter Zeit! Weisheit und ritterlicher Muth vereint (was mit dem Reiten gemeint). Rathen allein ist gut aber zu wenig, Reiten allein ist nichts. Die Weisheit muß von der Kraft beschirmt werden; schon die Alten haben Minerva mit Panzer, Helm und Schild abgebildet. Also „Rathen und Reiten thut's.“ Dieses schöne Wort, das er aber auch durch die That bewährte, war der Wahlspruch Wilhelm's I. von

Nassau, des hochherzigen Gründers der niederländischen Freiheit. Geboren 1533, ward er von einem Gleisner am 10. Juni 1584 in der Vollkraft seiner Jahre meuchlings erschossen.

Anknüpfend an die obige Devise, und zwar an ihre zweite Hälfte „Reiten thut's," führen wir eine ältere deutsche Redensart an, welche lautet: „Vom Sattel leben." Sie stammt aus den blutigen Tagen des Faustrechts, da jeder Ritter seine Burg zum Raubschloße und zum Kerker deutscher Kaufleute und Bürger machte, wo es statt obigen „Rathen und Reiten thut's" lautete: Rauben und Reiten thut's."

212. Ringlich, dinglich.

Eine culturgeschichtliche Erklärung deutet diese am Mittelrhein übliche Redensart auf den Spruch: „Wie der Ring so das Ding" mit folgendem Hintergrunde: der Mainzer Bürger und Maler Johannes Scholl aus Bingen schrieb in den Jahren 1630—1635 eine Chronik der Stadt Bingen, der er die Satzungen anhängte, nach welcher die Vermögensverhältnisse der Eheleute geordnet wurden. An den Rand dieses Buches schrieb er unter Andern auch die Bemerkung: daß man an den Trauringen das Vermögen der Eheleute leicht schätzen könne. Der Arme trägt keinen, der Handwerker einen silbernen, der Reiche einen einfachen goldenen, und die Rathsherren, Bürgermeister 2c. goldene, mit Steinen besetzte Ringe; so wie der Ring, so war das Geding.

Eine andere Deutung kam aus dem Munde des Volkes. In der Mitte des Marktes zu Bingen näm-

lich befand sich ehedem ein großer Stein mit einem breiten Halseisen, an welchem die Diebe und Wilderer geschlossen öffentlich ausgestellt wurden. Man hieß den Stein gewöhnlich nur den „Ring," und je nach dem Verbrechen mußte der Bestrafte irgend ein „Ding," eine Axt, Baßgeige, einen Krebs u. dgl. in der Hand halten: daher die Redensart.

Wir erlauben uns eine dritte, juristische Deutung hinzuzufügen. Das dinglich scheint uns hier die rechtliche Folge des Ehebündnisses auszusprechen, so wie der Ring dieses selbst bezeichnet. Er kann nur im engeren Sinne gegenüber der Braut gelten, die man nimmt, daß, wenn sie einmal den Ehering gegeben und genommen, sie sich gewissermaßen dem Manne verdingt habe, oder auch im weiteren für beide Eheleute, eben mit Hinblick auf eine Menge rechtlicher und socialer Wirkungen der Ehe. Wenn einmal ringlich, dann auch dinglich, und das ohne Gnade! Wer A sagt, muß auch B sagen. Im dinglich hätten wir nun dieses B.

Die Wahl, welches der Ursprnng der Redensart ringlich, dinglich sei, wäre somit freigegeben; jede Erklärung hat Etwas für sich, welche hat am wenigsten gegen sich? die Zweite.

213. Er ist rips.

Will sagen: Er ist fort, entwischt, hin, todt. Die Entstehung dieses Wortes ist interessant. Es ist nämlich eine Zusammensetzung aus den bekannten Schlußworten einer Grabschribt: „Requiescat In Pace Sancta.“ Da diese Phrase häufig abgekürzt angebracht war, als R. I. P. S., so gewöhnte sich das der lateinischen Sprache unkundige Volk sehr bald daran, RIPS zu lesen, und den obigen Sinn damit zu verbinden. So kann man sich ja auch dem gemeinen Manne verständlich machen, wenn man ihm das Wort „Inri“ sagt. Er wird wissen, daß damit die lateinische Aufschrift am Kreuze gemeint ist, die sich so ansieht: I. N. R. I., d. h. **Jesus Nazarenus Rex Judeorum.** Zu komischen Interpretationen gab oft auch das römische: „Senatus populusque Romanus“ Anlaß, da es meist nur mit den Anfangsbuchstaben S. P. Q. R. geschrieben erscheint. Wie Mancher hat sich nicht schon den Kopf über das vermeintliche Spor — da er das q-Schweifchen übersah — zerbrochen. Beiträge zur ergötzlichen Geschichte der Abkürzungen finden sich auch in unseren Eselssprichwörtern (s. d. S. 91.)

214. Rococo.

Wir bezeichnen damit Alles Altmodische, Zopfige, nicht mehr zum guten Tone Gehörige. Wir charakterisiren damit ein ganzes Zeitalter der französischen Geschichte, und haben von daher auch unsere Rococomeubles und Rococogewänder. Doch besitzen wir selbst viel Rococo. Die Herkunft des Wortes ist ohne Zweifel französisch; aber die Geschichte seiner Entstehung ist noch nicht sichergestellt. Wir haben die Erklärungen vor uns und bringen sie unseren Lesern. Die auf den schwächsten Füssen stehende mag zuerst auftreten.

Ein französischer Prinz und andere Emigrirte sollen sich im J. 1792 auf der Strasse zu Koblenz, als sie nach heiterem Diner weinselig waren, nach einem Möbel- und Kleidertrödler erkundigt haben. Der Gefragte suchte in seiner Muttersprache ihnen verständlich zu machen, daß ein Rock vor dessen Laden hänge. „Oui oui, roc, roc rococo!“ rief der Prinz lachend. Während der Restauration wurde dies an der königlichen Tafel erzählt, sehr geistreich befunden und — weitergebracht. Daß diese Deutung gar nicht stichhältig, erhellt schon daraus, indem ihr zufolge die Anwendung dieses Wortes auf alte Meubel überhaupt stattfinden müßte, während der Rococo-Geschmack nur eine gewisse Periode und zwar die gänzliche Ausartung des classischen Bau- und Verzierungsstyls im 18. Jahrhunderte bezeichnet.

Nicht weniger gezwungen und nicht mehr gelungen erscheint uns das Folgende:

Im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte bei Poitiers eine alte Gräfin von Chatelleirand, welche in

ihrem, nach damaliger Sitte mit schweren, bunten Stoffen eingerichteten Schlosse allein mit ihrem „Papperl" hauste, den sie den alten mürrischen „Rococo" nannte. (Also das Wort bestand bereits).

Dieser hatte die Gewohnheit, über alle neuen Sachen wüthend herzufallen und sie mit Krallen und Schnabel zu traktiren. Theils aus Besorgniß für ihr Eigenthum, theils aus „Liebe" zu ihrem Rococo, der sich nur mit dem „Alten" einverständen erklärte, entschloß sich die Gräfin, eigens für ihn ein Appartement mit „alter" Garnitur einzurichten. Das Ding ward bald ruchbar, und der Name des Papperl's schenkte Frankreich einen neuen Begriff. (Wir sagen hier mit Lessing: Hätte die „selige Gräfin" ihren Papperl eingesperrt, so wäre dieses Stück französischer Geschichte um seinen — fünften Akt gekommen).

Nach alledem etwas, das sich doch mit ernstem Gesichte anhören läßt. Das Wort Rococo ist wahrscheinlich die Erfindung eines beliebten französischen Komikers, und war in dessen Munde ein gedankenloser Ausdruck, wie etwa Larifari, Tritschtratsch, Paperlap u. s. w. ohne weitere Etymologie. Er stand nämlich eines Tages auf der Bühne und sollte die Eigenschaften einer Dame bezeichnen, deren Wesen einen halbmodernen, halb veralteten Anstrich hatte. Sei es, daß er das vom Verfasser des Lustspieles gegebene Wort vergessen oder daß er extemponiren wollte, kurz er sagte: „Sie ist so, ja wie soll ich sagen — so rococo;" für das Pariser Parterre genug! So etwas kann ein Stück retten.

Nach Einigen hätte ein Baumeister Rocca geheißen und hätten seine grotesken aber durchaus nicht beabsichtigten, sondern aus seiner Geschmacklosigkeit entsprungenen Bau- und Verzierungsideen dem Dinge den Namen gegeben, das später mit künstlerischem Geschmack in ein System gebracht worden. Andere aber leiten es von dem Worte Rocaille, einer im 18. Jahrhundert üblichen und nun wieder in Mode gekommenen Muschelverzierung der Möbel und anderer Geräthe ab. Man wähle, die Auswahl, wie man sieht, ist nicht gering.

215. Sub rosa.

Alle Erklärungen dieser Phrase, deren Sinn Jedermann klar ist, stimmen darin überein, daß sie von der Rose, insofern diese das alte Sinnbild der Verschwiegenheit ist, hergenommen sei. Nur bewegen sie sich in Varianten, die mehr oder minder gemacht sind und von jener Bedeutung der Rose theilweise entfernen. So erzählt man, daß in den Raths- oder Herrenstuben, in Gemeinde-Schenken und Gemeinde-Krügen an der Decke, über dem Tische, an welchem berathschlagt oder gezecht ward, eine große in Holz geschnittene, roth angestrichene Rose angebracht war. Alles, was hier geschah, mußte einen ehrbaren Charakter an sich tragen. Auch durfte von dem, was hier berathen und „ausgemacht" wurde, nichts verrathen werden. Daher unter der Rose so viel als: im Vertrauen; nun da war die Rose aber schon da, wie kam sie dahin? — Aehnlich ist: Im Schloß-Conferenzzimmer zu Torgau, wo Churfürsten und Fürsten wegen der Jülich'schen Erbschaft zusammengekommen waren, bildete den Haupt-

schmuck der Decke eine Rose. Was dort, also sub rosa verhandelt ward, blieb Geheimniß. — Ein dritter meint, daß sub rosa so viel als sub sigillo, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, bedeute, weil ehedem die Siegel mit einem als Rose ausgeschnittenen Blatte bedeckt waren.

Besonders beachtenswerth erscheint uns, was über die Darstellung der alten sächsischen Venus gesagt wird, die einen eigenen Tempel hatte und mit vielen sinnigen Attributen geschmückt war. Dieser Tempel soll in Magdeburg gestanden sein. Die Chronisten schildern sie als „Ein nackend" Weib, mit klaren, lieblichen Augen, ihr geknüpftes Haar hing ihr bis an die Kniee. Auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Myrthen, mit rothen Rosen umflochten und in ihrem lachenden Munde hielt sie eine geschlossene Rose. Auf dem Herzen trug sie eine brennende Fackel, in ihrer linken Hand aber die in Himmel, Meer und Erdreich getheilte Welt. In der Rechten hielt sie drei goldene Aepfel. Sie stand auf einem von zwei Schwänen und zwei Tauben gezogenen Wagen. Sie war von ihren drei „sonderlichen" Töchtern, welche mit den Armen in einander verschlungen waren, umgeben. Eine jede hatte der andern den Rücken zugekehrt, die Vorderste reichte ihrer Nachbarin einen goldenen Apfel und die anderen beiden Geschwister schienen das Geschenk erwiedern zu wollen."

Das sprechendste Symbol erscheint uns aber die geschlossene Rose im lächelnden Munde. Dieses Attribut deutete man ohne Widerspruch und allgemein als Symbol des Geheimnisses und der Verpflichtung

es treu zu bewahren; denn schon nach der **Mythologie** schenkte das **Venuskind Cupido** dem **Gotte des Still-schweigens, Harpokrates**, die Rose als Lieblingsblume der **Venus**, als Entgelt für manche Geschäfte der **Mutter**, welche das Licht der Oeffentlichkeit nicht wohl vertrugen.

Est Rosa flos Veneris, cujus quod furta laterent
Harpocrati matris dona dicavit amor.
Inde rosam mensis hospes suspendit amicis
Convivae, ut sub ea dicta tacenda sciant

singt schon ein alter Poet. Wieder eine andere Variante führt uns auf die Gastmäler der Römer und Griechen zurück. Ihre Speisesäle waren mit Kränzen geziert und über den Tisch hing man Rosen auf als Sinnbild der Verschwiegenheit. Was während der Mahlzeit in der ungebundenen heiteren Stimmung des behaglichen Tafelns erzählt wurde, wurde sub rosa erzählt.

Sinnig ist die Deutung der Geheimhaltung, welche der Rose zugeschrieben wird, von den Beichtstühlen abgeleitet, auf denen gewöhnlich eine aus Holz geschnittene Rose angebracht war. Das hinge mit der Geschichte der Ornamentik zusammen, in welcher die Rose eine große Rolle spielt. Sie war ein beliebtes Ornament; man findet sie auch auf Chor- und Betstühlen, auf Tabernakel-Dekeln u. s. w. rein als Schmuck angebracht; und so brachte man sie mit dem Beichtgeheimniß in Rapport.

Nach alledem die Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit und geheimer Freuden überhaupt gelten zu lassen, ist nun nicht mehr gewagt. Aber es scheint dessen nicht einmal zu bedürfen. Die Rose selbst, auf-

geblüht in verschwiegenen Lauben, ihre süßen Düfte durch die Nacht liebesdurchschwärmter Gärten streuend, als wohlverstandene Sprache für die Geliebten, wenn diese sie als Geschenk sich reichten, die Rose selbst in natura hat den Anlaß zu jener vielsagenden Phrase gegeben, und es ist ganz und gar nicht gewagt ihren Ursprung in dem vertraulichen Umgange Verliebter zu suchen, wobei der Rosen so häufig gedacht wird, und alldas, was man in solchen Rosengesprächen sich sagt und was geschieht, geheim bleiben soll.

216. Es geht ein rother Faden hindurch.

So sagt man, wenn man anzeigen will, daß sich eine Sache durch ein gewisses Merkmal charakterisire; so daß sie dadurch einheitliche Gestaltung und Färbung erhält, und eine streng festgehaltene Grundidee durchschimmern läßt. So geht durch alle Schöpfungen Schiller's die Idee der Freiheit „wie ein rother Faden" hindurch. Hergenommen ist das Bild von der Art und Weise, wie die Schiffstaue der königlichen Marine in England markirt werden. Es ist nämlich durch dieselben und mit ihnen verflochten ein rother Faden gelegt, der an jeder Stelle, an der man das Tau durchhaut, sichtbar wird. Hingegen wenn man sagt, „halten wir den Faden des Gespräches fest" oder „wir wollen den Faden der Geschäfte wieder aufnehmen," möchte wohl der mythische Faden Ariadne's darunter gemeint sein, den diese dem Helden Theseus in geheimer Unterredung gab. Als Theseus nach Kreta kam, um mit mehreren anderen Jünglingen dem Minotaurus vorgeworfen zu werden, welches Ungeheuer im Labyrinthe hauste und

alljährlich diesen fürchterlichen Tribut — edle Griechen- jünglinge — erhielt, entbrannte des Minos und der Pasiphoea Tochter Ariadne für den schönen Jüngling so sehr, daß sie ihm in geheimer Zusammenkunft die Mittel zur Tödtung des Ungeheuers und zur Rückkehr aus dem Labyrinthe gab. Zu den letzteren gehörte ein am Eingange des Labyrinthes angebundener Zwirnknäuel, durch dessen Wiederaufwindung Theseus, nachdem er das Ungeheuer getödtet, wieder aus dem Labyrinthe heraus- kam und Ariadne dann entführte.

217 Den Rummel verstehen.

D. h. sich in einer Sache auskennen, sich darauf verstehen, einer Schwierigkeit gegenüber nicht gleich in Verlegenheit sein. Man hält „Rummel" aus dem Kartenspiele entlehnt und aus dem Romanischen abstam- mend; italienisch la ronfa, französisch la roufle, bedeutet die Zahl der gleichartigen Kartenblätter im Pi- quetspiel. „Den Rummel verstehen" entspricht der französischen Redensart: „Connaître la carte," die Karte verstehen. Die Ableitung der Redensart aus altdeut- schen Citaten z. B. „Rumet dem Kunige!" — „Daß du ihm das Land rumest." — „Rumet frow Minnen das Bas!" wornach also Rummel aus dem deutschen Räumen, Platzmachen hervorginge scheint uns den Sinn der Redensart zu verändern.

Auch muß bemerkt werden, daß in unserem Jargon „Rummel" für Lärm, Auflauf, Zusammenrot- tung, — z. B. der historisch bekannte „Bäcken- Rummel" in Wien, — wogegen die „Rumor- Wache" aufgerufen ward, genommen wird, und da stän-

den wir ja gleich vor der rechten Wurzel, nämlich, „Rumor.“

218. Er hat Rudolph's Redlichkeit.

Rudolph Graf von Habsburg, der erlauchte Ahnherr unseres Fürstenhauses, war wegen seiner Redlichkeit so bekannt, daß sie sprichwörtlich in den Volksmund übergegangen ist.

219. Einen in den Sack stecken.

So viel als: Mit Einem machen können, was man will. In der Redensart: „Einen im Sacke haben“ ist damit der Nebenbegriff eines Einflußes verstanden, den man durch Geld — man verwahrt dieses im Sacke — auf Einen ausübt (Bestechung). Wer Meister wird, steckt den andern in Sack,“ kömmt schon in der ersten Sprichwörtersammlung von Agricola (1528) vor. Es ist daher nicht möglich, daß erst der bekannte lustige Kampf um Kaiser Maximilian's II. (1527—1576) natürliche Tochter, die schöne Helena Schonsegin, wie sich diese Ableitung überall findet, Veranlassung zu diesem Sprichworte gegeben habe. Da diese Geschichte aber jedenfalls eine ganz köstliche Illustration zum Sprichworte ist, so bringen wir sie gerne. Die beiden Kämpfer waren des Kaisers Hofkriegsrath, Andreas Eberhard Rauber, ein wegen seine Größe und Leibesstärke sowie durch Einsicht und Heldenmuth berühmter Ritter, und ein vornehmer Spanier. Da sich Beide um die Hand der Kaiserstochter bewarben, der Vater keinen von Beiden verletzen wollte, so kam diesem der lustige Einfall, die Herren miteinander um den Besitz ringen zu

lassen, u. z. sollte Sieger sein, wer den andern in einen Sack zu stecken vermochte. Jeder der beiden Gegner erhielt einen Sack. Rauber steckte nun wirklich den Spanier, zum großen Gelächter des ganzen Hofes, in seinen Sack, und hatte damit auch gewissermassen den Kaiser, die schöne Braut und reiche Mitgift „im Sacke."

220. Das „Saint" vor französischen Namen.

Wer möchte denken, daß der Ursprung der Sitte, statt jedes anderen Namens einen Heiligen-Namen zu führen, in der Geschichte des französischen Soldatenthums zu suchen wäre? In der That gab es in der französischen Armee eine Zeit, in welcher kein Soldat seinen eigentlichen Namen führte. Oft entschwand er ihm durch Ereignisse, häufiger noch legte er ihn, kritischen Situationen gegenüber, ab und wählte rasch einen andern, meist mit religiösem Anklange; und so kam es, daß sich nach und nach eine Menge von solchen Namen, die weder auf eine Familie, noch auf ein Individuum hinweisen, später doch als Geschlechtsnamen erhalten haben. Im 15. Jahrhunderte standen in den Werbungslisten der französischen Heere Soldaten mit den Namen: „Laus Deo" „Laudate pueri," „Da nobis," „Pater noster," „Ave Maria." Die Uebung, Heiligen-Namen mit ausdrücklicher Vorsetzung des „Saint" zu wählen, kam zu Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts auf und zwar bei der Cavallerie. Da waren die Dragoner alle Heilige. Die Infanterie hielt sich wieder an die ländlichen „Laprairie," „Laverdure," „Latulipe," Bellerose," „Lafleur," Namen, wie wir sehen, deren viele

sich heute als Namen oft weitverzweigter und renomirter Familien finden.

Auf ähnliche Weise mag es allüberall mit der Entstehung der Geschlechtsnamen zugegangen sein. Ein aus was immer für Gründen gegebenes Prädikat ward später zum fixen Namen, Gattungsnamen wurden zu Eigennamen. Unsere Maier's und Müller's, unsere Schuster's und Schneider's haben hinter sich wirklich den Pacht- (Maier-) hof, den Müllerefel, Leisten und Nadel. Irgend eine Eigenschaft, ein natürlicher Vorzug, ein Gebrechen legte den Grund zu einem Geschlechtsnamen. Wir haben vor uns die Fabel vom „Kleinen Töffel," der nach 70 Jahren noch immer der „Kleine Töffel" war. Im Französischen, — wo es überdies Sitte war, den Taufnamen des Vaters zu wiederholen, wenn er auch der des Sohnes war, oder den Namen des Sohnes vorauszusetzen und zu verbinden z. B. „Jean - Jean" — gab ein großer René, ein kleiner Johann, ein großer Johann, ein schönes Mädchen ꝛc. Anlaß zu: Gros-Renés, Petit-Jeans, Grand-Jeans, Belleroses.

Ebenso bildeten sich die deutschen auf i ausgehende Geschlechtsnamen u. z. zu jener Zeit, da die lateinische Sprache überall beliebt war. Der Sohn eines Vaters, dessen Taufname Paul, Peter, Ernst, Heinrich u. s. w. war, hieß Pauli filius (Sohn des Paul N.), Petri, Ernesti, Henrici filius; daher unsere Pauli's, Jacobi's, Henrici's u. s. w. Auch deutsch, und das war meist bei den Juden der Fall, pflegte man zu schreiben; Jacobssohn, Mendelssohn, englisch: Jacobson, Johnson Davison, etc. Bei den Slaven ward des Vaters Sohn, durch die Anhängesylbe wić, wiz, witz, d. i. Sohn ersichtlich

gemacht; z. B. Petrowitz, Sohn des Peter; und so fort bei allen Nationen durch andere Affixe, welche Zusammensetzungen endlich stehende Familiennamen bildeten.

221. Salbaderei.

Erst mit dem Begriffe: Quacksalberei; dann auch als langweiliges, unnützes, albernes Geschwätz, viel hin und her reden, „Wischiwaschi." Welcher wohl der ursprüngliche ist? Die Deutungen lassen es nicht erkennen.

Nach Einem wäre dieser Name dem in Gemeindehäusern (Sal, Saal) zu Bereithaltung der Bäder angestellten Bader, in ursprünglich unverfänglicher Bedeutung gegeben (Sal — Bader) worden. Eine andere Ableitung, die sich der obigen anschließt, ist von den Frei-Bädern, welche zum Heile der Seele des Stifters für Dürftige gestiftet worden. Wenn nun die Armen in solchen Seelbädern zusammen kamen, schwazten sie aus langer Weile viel unnützes Zeug in den Tag hinein, und wie der Sprachgebrauch oft Sprünge macht, ging die Bezeichnung der Sache auf die Personen über, die mit der Sache in nächste Berührung kamen. Auch eine locale Erläuterung liegt vor: Zu Jena vor dem Saalthore an dem Mühlbache lebte in einem Badhause Hans Kranich, der beim Bartscheeren u. s. w. ungemein redselig und schwazhaft war. Weil er gar so viel sprach, lief auch viel dummes Zeug mitunter, und so fing man an, ähnliches Geschwätz zu charakterisiren, daß man sagte: „Der spricht auch wie der Salbader!"

Endlich nach einer anderen Deutung käme das Wort von einem Landprediger, der in seinen Predigten

alle Augenblicke den Namen Salvator (Heiland) gebrauchte und dabei eine Menge Sprüche anführte. Seine Zuhörer, wenn sie dem Schwalle seiner Beredsamkeit entronnen waren, pflegten dann zu sagen: Heute hat er wieder recht „gesalvatert“ (gesalbadert).

222. Die Chamade blasen.

Ein mit der Trompete oder Trommel gegebenes Zeichen, der sogenannte Ruf, besonders im Kriege, wenn es zur Uebergabe oder zum Waffenstrecken kommt, von dem Italienischen chiamare, Lateinischen clamare, rufen. Im Volksmunde findet sich beisammen: „Retraite und Schamade blasen.“ Man will den Ursprung des Wortes aus Schach matt, jenem Zug im Schachspiele, nach dem das Spiel verloren ist, ableiten. Näher liegt aber die Wurzel chiamare, rufen.

223. Etwas im Schilde führen.

Heißt so viel, als durch einen Zeichen verrathen, daß man etwas auszuführen gesonnen sei.

Ohne Zweifel hergenommen von dem Gebrauche und der Bedeutung der Ritterschilde, durch deren oft sehr sprechende Embleme der Mann und was an ihm sei, was er in einer gewissen Situation zu thun vorhabe, sogleich zu erkennen gegeben ward. Wenn z. B. in die Turnierschranken ein Ritter mit einer Rose, der andere mit einem Todtenkopfe im Schilde einritt, so konnte man leicht errathen, wofür oder um was sie stritten, man konnte es von ihren Schilden ablesen. Gleichbedeutend ist es mit: „die Farbe zeigen,“ ebenfalls von der Sitte stammend, seine innere Gesin-

nung, Haß und Liebe und sonstiges Trachten durch ausgesteckte Farben, etwa in Schärpen, Federbüschen, Schleifen zc. kundzugeben. Einer, der gar keine Farbe hat, wird auch heute dem gleichgeachtet, der Böses im Schilde führt.

224. Schlampampen, pampen.

Schlampampen, pampen, was so viel bedeutet als übermäßig gut und viel genießen, leitet Heinsius in seinem Wörterbuche von dem Niederdeutschen Pams oder Pamps, ein Brei, eine dicke Suppe ab. Eine andere Erklärung ist die: In den Rheinkriegen, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, schickten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sehr oft den Ministern derjenigen deutschen Staaten, welche die stärksten Contingente zu stellen hatten, ganze Fuhren der feinsten Rhein- und Franken-Weine, um möglichste Schonung ihrer Landestheile zu bewirken. Solche Weintransporte, welche meist durch Bamberger-Hemdemätze, wie man damals die Fuhrleute in den blauen Leinwandhemden nannte, besorgt wurden, hießen kurzweg: Bamberger. In den vornehmen Häusern nun, wo die Ladungen gratis abgeladen wurden, nannten die Diener, die es bei solchen Anlässen nicht am Weinkosten fehlen ließen, dieses Sichzugutethun: „Bambergern" und jubelten, wenn wieder so einer von den Kirchenfürsten abgeschickter Hembenmatz kam, laut und offen: Nun können wir wieder einmal bambergern. Läßt sich nicht daraus und aus den Willkührlichkeiten, welche alltäglich der Sprachgebrauch vornimmt, die Entstehung des genußreichen Wortes pampen ableiten, das zudem richtiger bamben geschrieben würde? So verlockend aber die eben mitge-

theilte Erklärung sein mag, so sind wir doch der Meinung, daß wir uns den Weg nach Bamberg ersparen können. Dieses Bamben und Schlampampen gehört in Eine Familie mit Bampfen (den Mund so voll haben, daß man nicht „Pfaff" sagen kann); bantschen, pantschen (in Breiartigem herumwühlen — sich damit beschmieren); mantschen (auch schmatzen d. i. so essen, daß man es „häuserweit" hören kann, wie die Schweine es machen), und bezeichnen wir damit die Handlung des Essens, insofern wir es in einer Art und Weise vorgenommen sehen, die wir gut deutsch: „Fressen" nennen, also eckelhaft gieriges, heißhungriges, unästhetisches Essen, daß dem Esser „die Augen in der Schüssel stecken bleiben," wenn er auch hinterdrein beweist, daß „die Augen dennoch größer waren als der Magen." Die Wurzel ist das Italienische bombare trinken. Noch mehr Licht aber dürfte uns aufgehen, wenn wir uns der alten „Bambocciaden" erinnern, jener sogenannten Kaffeegesellschaften oder Schlemmgesellschaften (Schlampen) im vorigen Jahrhunderte, wobei es zuging, wie etwa in einer — heutigen Kaffeegesellschaft, die sich die alten Basen und Muhmen geben. Es war da so mancher „Schlampen" zu finden und manche Reputation ward in diesen Kreisen verschlampt und verpantscht.

225. Schmarotzer.

Die verächtliche Bezeichnung eines Menschen, der es sich zum Geschäfte macht, Bekannte und Freunde „abzusteigen“ und sich überhaupt irgendwo einzufinden, wo er ohne Kosten zu einer Mahlzeit gelangen kann. Schmarotzen, — an und für sich auch gut essen und sich's gut geschehen lassen — kam zu seiner verächtlichen Bedeutung im obigen Sinne ganz besonders durch die Wahrnehmung des Mangels an Ehrgefühl bei einem Manne, der sich dazu erniedrigt; denn der Schmarotzer von Fach und Profession ist gewöhnlich das Stichblatt, der Narr der Gesellschaft.

Man will den Ursprung des Wortes in dem niederländischen smeeren, schmieren, finden.

Eine seltsame Analyse des Wortes findet sich in der alten Nicolai'schen „Berliner Monatschrift.“ Dort wird es von Schmarre, d. i. Stück, Bissen, und von Hotzen d. i. Besuche machen, hergeleitet, also schmarrhotzen: Besuche machen, um Bissen zu kriegen, hergeleitet. Dabei wird sich auf unser Oesterreichisches: Schmarren, (Mehlschmarren, Griesschmarren ꝛc.) berufen, und nur vergessen, daß dieß verderbt aus Schmorren d. i. rösten entstand. Schmarre ist unseres Wissens der Name für Wunde, Narbe. „Er hat eine Schmarre bekommen“ heißt: Er hat von einem Raufhandel etwas heimgetragen, einen Hieb, ein Loch im Kopfe, eine Quetschung oder dgl. Hier hätte nur eine verzweifelte Logik noch helfen können; wenn nämlich der „bibelfeste Berliner“ darauf hingedeutet hätte, daß, weil Schmarre sprachlich auf „Smarten“ führt und dieses

„die Haut abschinden“ heißt, der Schmarotzer füglich und ganz „wissenschaftlich“ als Hautschinder sich darstelle. Hotzen aber heißt wiegen, von Hotze, Hotte, der Korb, die Wiege. Wie wäre die Wiege mit „in Gesellschaft gehen“ in Rapport zu bringen? Graf Oerindur, erklären Sie....

Sollte nicht das Italienische: Smarrirsi d. i. sich verirren zu Grunde liegen können? Hat Einer, der unerwartet, nicht geladen irgendwo zu Tische kömmt, sich nicht gewissermassen verirrt?

Man sagt auch: Schmarutzer. Wäre es von da zu weit zu „Scharmützen, Scharmützeln, das bekanntlich Fechten heißt? Wir sagen ja vom Schmarozer auch: „Er geht fechten!“

Der Deutsche sagt: Schmarotzer
sind Schlotzer;

unter Schlotzer soll die Ratte verstanden sein, welches Thier zum Vergleich mit dem Schmarotzer nicht übel paßt, da er gleich einer Ratte in der Speckkammer Alles auffrißt und dann weglauft mit Gestank und ohne Dank.

Treffend sagen die Franzosen von einem Schmarotzer: Faire comme le pourceau de Saint Antoine, se fourrer partout es machen wie die Sau des heiligen Antonius, welche sich überall hindurchschiebt. Darunter sind die Säue der Abtei des heiligen Anton in der Stadt Vienne in der Dauphiné gemeint. Man erzählt von ihnen, daß sie Glocken am Halse trugen, wodurch sie den Bewohnern der umliegenden Gegend kenntlich waren, welche sich nicht getrauten sie wegzujagen, wenn sie in die Häuser drangen,

sondern ihnen in Verehrung des Heiligen vielmehr reichlich zu essen gaben. Die treffende Anwendung dieses Thieres auf zudringliche Parasiten, die sich auch überall einzuschmuggeln verstehen, und die man Artigkeit halber nicht immer wegschaffen mag, ergibt sich von selbst.

226. Neun Schneider machen einen Mann.

D. h. Neun Schneider waren die Veranlassung, daß Einer sein Glück machte, zu etwas kam, zum Manne ward, wie man sagt. Im J. 1742 nämlich kam ein Leierknabe in die Werkstätte eines großen Schneiders in London und bat um ein Almosen. Es saßen hier neun Gesellen. Sie wurden durch das Aeußere des Knaben und durch seine Bitten gerührt, legten Geld zusammen und übergaben ihm neun Schillinge. Für dieses kleine Kapital kaufte der Junge Obst und schlug es mit einigem Gewinne wieder los. Von diesem kleinen Anfange nun schwang er sich zu einem reichen Kaufmanne empor, und als er sich zuletzt auch Equipage hielt, ließ er auf seinen Wagen die Devise schreiben: „Neun Schneider machen einen Mann.“

Wenn „das Kleid den Mann macht,“ so muß wohl auch Ein Schneider einen Mann machen können. Freilich fehlt gar oft das nöthige Materiale, nicht für die Schneider, sondern zum — Manne. Schneider aber, wie Göthe einen hat, der von einem Schuße „in den D....“ fiel — und wären's ihrer 300, bringen nicht einen halben Mann zusammen.

227. Einen schnüren.

Im weiteren Sinne: Einem überhaupt Geld entpressen; im engeren: Einem eine übertriebene Wirthshauszeche machen oder bei irgend einem Kaufe so hohe Preise anrechnen, daß er sich für übervortheilt ansehen muß. Diese Redensart, auch unter der Form: „In die Schnur nehmen" kommt von dem Handwerksbrauche der Maurer her, wonach sie denjenigen, der über ihre Meßschnur tritt, für strafbar erklären, ihn mit dieser Schnur umfangen und zu einem Lösegeld anhalten.

228. Es geht wie am Schnürchen.

D. h. es geht so leicht und flink von Statten, daß es eine Freude ist. Bezieht sich sowohl auf das widerstandslose Materiale bei einer Arbeit, als auch auf die Fertigkeit und den Fleiß des Arbeiters.

Die Erklärungen dieser Redensart gehen auseinander. Nach der einen käme sie von der Gewohnheit der Kleinkrämer auf Messen her, welche ihre Kleinigkeiten, eine nach der andern, an eine Schnur geben und aufhängen. So seien sie leicht zu übersehen und können schnell wieder losgemacht werden.

Andere leiten die Redensart von den Marktschreiern und Zahnärzten ab, welche die Zähne, die sie mit sich herumtrugen, an einer Schnur befestigt hatten. Von jedem Zahne wußten sie nun sehr geläufig eine Wundergeschichte zu erzählen. Ihre Erzählung geht wie am Schnürchen.

Höchst wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der einfachen Beobachtung, daß Perlen oder perlenähnliche Körperchen an Schnürchen gefaßt, sich leicht nacheinander abgreifen und abzählen lassen, und zunächst den Begriff einer geordneten Reihe herstellen. Wir erinnern an die Bequemlichkeit, welche jene Beter empfinden, die ihre Andacht nach den Kügelchen des Rosenkranzes, also „am Schnürchen" verrichten.

229. Er zehrt oder er lebt von der Schnur

Damit will man sagen: Es muß Jemand von dem, was er bereits erworben hat, leben, ohne daß er mehr dazu verdient. Er nimmt aus dem Beutel und kann nichts mehr dazu thun. Wahrscheinlich schreibt sich diese Redensart aus jener Zeit her, da man die Gewohnheit hatte, alte Münzen zu sammeln, sie mit Henkeln zu versehen, oder ein Loch durch sie zu schlagen, eine Schnur dadurch zu ziehen und so aufzubewahren. Man schmückte sich wohl auch damit. Jedenfalls dienten derlei Münzen als Nothpfennig im Hause, den man nur in äußersten Fällen angriff. War man nun einmal auf die Schnur gekommen und mußte man von dem leben, was daran hing, so stand es schlecht im Hause. Also „vom Kragen in den Magen" war immer ein übles Ding.

230. Nach der Schnur leben und: Ueber die Schnur hauen.

„Nach der Schnur leben“ heißt: Ordentlich, regelmäßig leben oder etwas so thun — „das geht ja am Schnürl?“ — wie der Geist einer gewissen Regel vorschreibt oder wie es sich Einer als unverrückbar selbst vorgezeichnet hat, gleichsam mit einer Schnur, nach welcher stets in der gleichen Richtung, oder über welche hinaus er nicht gehen will. Wie wir sehen, kann hier Schnur in zweifacher Bedeutung gedacht werden: als Richtschnur, zu der ich parallel gehe, oder als Schranke, zu der ich senkrecht stehe und die mich am Weitergehen hindert.

„Ueber die Schnur hauen“ muß also das Gegentheil bedeuten, nämlich: Von der Ordnung abweichen, und diesen Sinn hat es auch: Wer mehr ißt und trinkt als er gewöhnt ist, haut über die Schnur.

Um das „Hauen“ näher zu definiren, können wir annehmen, daß ein zu gewissen Bewegungen z. B. Fechtübungen, bestimmter Raum mit einer Schnur eingefaßt war, über welche hinaus die Bewegung nicht erstreckt, nicht gehauen werden durfte.

Im Sinne der Ordnung ist Schnur gleichbedeutend mit Faden, besonders bei der Spindel und am Webestuhle.

231. Schuft.

Sollte es denn möglich sein, daß aus einem ganz ehrlichen Worte ein so unehrliches entstanden ist? Wenn wir einer alten Chronik glauben sollen u. z. dem, von Pastor Sebaldus, einem in Belitz ansäßigen Theologen des 17. Jahrhunderts, zu Wittenberg Anno 1655 herausgegebenen „historischen kurzen Extract,“ der manche ganz kurzweilige und curiose Sächelchen, die noch immer beachtenswerth und beachtbar sind, enthält, so wäre Schuft aus dem Hebräischen Schophet, was einen Richter oder Verweser bezeichnet, entsprungen. Könnte dann nur in den schlimmen Zeiten blinden Judenhasses entstanden sein, obwohl es in allen Zeiten vorkommt, daß ein ehelicher Vater ein uneheliches Kind gezeugt.

232. Schulfuchs.

Magister Justus Ludwig Brismann, auch Pryschmann und Quellmann genannt, ward im J. 1585, nachdem er früher zu Hof, Naumburg und Zwickau rühmlich als Schullehrer gewirkt, als Professor der griechischen Sprache nach Jena berufen. Er hielt seine Vorlesungen — vielleicht nur im Wintercurse — in einem mit Fuchspelz gefütterten Oberrocke. Leichtsinnige Musensöhne nannten darum diesen Professor — der früher Schullehrer gewesen — den „Schulfuchs“ (Siehe: Wolfg. Heideri duas orationes de vulpeculis scholasticis. Jena 1614). Die mit diesem und dem Worte „Schulfuchserei“ in Verbindung stehenden Begriffe entsprangen aus der oft lächerlichen Pedanterie

der Professoren. Denn unter Schulfuchserei insbesondere wird Kleinigkeitskrämerei, das starr am Altherkömmlichen beharrende Verfahren, ganz richtig verstanden. Gschwend sagt in der Chronik von Eisenberg, daß um die Zeit des dreißigjährigen Krieges das Schulwesen sammt dem Schulmeisterprädicat in Verachtung gekommen; man sprach davon nur als von einer Schulfuchserei, und die Sache ward sehr ernstlich genommen und hatte oft ernste Verwickelungen. Ziemlich gleichbedeutend damit ist der Spottname: Federfuchser, der wohl schon der Schule entronnen ist, aber das mit der Feder forttreibt, was er dort gelernt.

233. Die böse Sieben.

Die überall gebrauchte Bezeichnung für ein böses Weib. Hergenommen aus dem Paternoster, dessen siebente Bitte lautet: „Erlöse uns von dem Uebel Amen!“ weßhalb auch die Nürnberger sagen: „Sie gehört in die siebente Bitte,“ oder „Sie ist eine aus der siebenten Bitte.“

Aehnliche Umschreibung besteht für das Wort Teufel in: Gottseibeiuns.

Andererseits wird der Sinn dieses Spruches mit dem Glauben an die geheimnißvolle Macht der Zahlen in Verbindung gebracht und seine verdammende Bezeichnung von der fatalen Bedeutung der Zahl Sieben hergenommen, die sich Manchem verhängnißvoll gezeigt hat. Im Mittelalter und selbst noch am Ende des 14. Jahrhunderts mußte ein auf Leib und Leben Angeklagter durch sieben Zeugen überwunden werden.

der Kläger mußte sechs ebenbürtige Männer bringen, welche schwuren, sein Eid sei rein und nicht mein, d. h. meineidig. Der siebente, also entscheidende Zeuge, mochte wohl zuweilen schwer aufzubringen sein. Fand er sich aber, so war der Angeklagte verloren. Später ward dieses Verfahren, die Besiebnung genannt, durch eine humanere Rechtspflege ersetzt. Aber Name und Erinnerung blieb.

Da man aber mit Recht geltend machte, daß die Besiebnung, obwohl nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und anderwärts geltend, doch nirgend sonst zur „bösen Sieben" den Stoff geliefert habe; so verfielen Einige auf die Idee, die Redensart von alten deutschen Kartenspielen abzuleiten, in welchen die Sieben eine Rolle spielte, wie z. B. im Trisett, tre setti, die drei Sieben, und in der Hand des Gegners ein Spiel verderben und einen Spieler ruiniren konnte.

In noch älteren Zeiten war aber Sieben eine heilige Zahl, wahrscheinlich, wie Krug vermuthet, durch die alte Astrologie zu dieser Ehre gekommen (7 Planeten jetzt aber nahezu ein halbes Hundert). Am siebenten Tage ruhte Gott von der Arbeit; sieben ist daher die Zahl der Wochentage; sowie sieben die der Sacramente. Der heiligen, der guten Sieben mußte also, wie man denken könnte, logisch eine böse gegenübergestellt werden; allein in unserem Spruche fällt der Accent einzig und allein auf die Zahl und nicht auf ihr Prädicat, das sich gewissermassen von selbst dazu gestellt.

In der Bibel und im Talmudischen wird „Sie-

ben" sehr oft wie unser „Tausend" als runde Zahl gebraucht für „sehr viel" so z. B. „der hat sieben Gräuel im Herzen." Sie erscheint daher im jüdischen Sprichwort als eine Hyperbel, als eine Lüge, denn es heißt: Siebe 'is e Scheeker d. i. Sieben ist eine Lüge; ungeachtet dieser Eigenschaft war sie doch nach Aussage der Rabbiner eine bei Gott beliebte Zahl.

234. Silhouette.

Ein menschliches Portrait im Schattenriße. Die schnellste und billigste Art, ein „Conterfei" von sich zu bekommen. Es gibt Leute, die ambulirend in Gasthäusern diese Kunst ausüben und, eins, zwei, drei, ihren Mann abgeklatscht haben.

Ueber den Ursprung dieses Namens bestehen abweichende Meinungen. Darin stimmen sie wohl Alle überein, daß er von dem Namen des französischen Staatsmannes: Stephan von Silhouette († 1767) herrühre. Nur behaupten die Einen, er sei der Erfinder jener Kunst selbst und als solcher ihr Taufpathe; Andere wollen die Entstehung des Wortes seiner Berühmtheit, die er als kleiner Geist, als groß im Kleinen hatte, zuschreiben, wornach man bald alles Kleine, darunter auch die unbedeutenden Schattenriße, à la Silhouette genannt hätte. Wieder Andere endlich sagen, er habe zur Erfindung der Kunst den Anlaß gegeben und zwar durch strenge Maßregeln der Oekonomie, die der Finanznoth abhelfen sollten. Es sollen in Folge dessen die absurdesten Einschränkungsmittel und Sparsamkeitsformen zum Vorscheine gekommen sein. Man trug Oberröcke ohne Falten,

Tabaksdosen von rohem Holze, und unter Andern zeichnete man, anstatt Portraits malen zu lassen, den Schattenriß auf einfaches Papier und füllte ihn mit Tusche aus. Alle diese Moden erhielten den Spottnamen à la Silhouette, der aber nur den Schattenrißen blieb.

Wir möchten uns der ersteren Ansicht, daß Herr von Silhouette der Erfinder der Kunst war, anschließen, wäre es auch nur um Theodor Oelkers' treffliches Epigramm auf ihn hieher setzen zu können.

„Er erfand, (und solchen Höfling fand man vor und nach ihm nicht!)
Nur im Schatten darzustellen jeglich Menschenangesicht.
Jeder Mackel muß da schwinden, alles Häßliche entflieht,
Wo man Freund und Feind im Dunkel niedlicher Silhouetten sieht.
O des vielverdienten Hofmanns! Und ihn rühmt kein Monument,
Weil ihn Mancher heut zu Tage leider, ach! nicht einmal kennt!
O Geschick! Daß schon der Edle, der die undankbare Welt
Erst im Schatten wandeln lehrte, selbst in Schatten nun gestellt!

Ein berühmter Silhouetteur ist in der Gegenwart Karl Fröhlich in Berlin, den die geistvolle Frau Fanny Lewald-Stahr in einer geschriebenen Silhouette vor einigen Jahren (1854) uns vorgeführt. Fröhlich's Arbeiten sind kleine Kunstwerke, sie erscheinen auch durch den Druck vervielfältigt und mit ganz allerliebster metrischer Zugabe von Fröhlich selbst, in welcher er sinnig seine eigenthümlichen und kunstvollen Schattenrisse erläutert.

235. Steckbrief.

Wenn die Obrigkeit auf einen Menschen, welcher der Justiz verfallen ist, fahndet, so fertigt sie einen Haftbrief aus, den sie öffentlich bekannt macht und mit dem Signalement des Verfolgten versieht. Dieser Haftbrief wird der Steckbrief genannt, von stecken, in der Bedeutung mittheilen, meist mit dem Nebenbegriffe auf vertraulichem Wege. Z. B. „Man hat mir gesteckt, daß die Schlacht verloren worden sei." „Einem etwas zustecken" kömmt ebenfalls daher.

Man hat versucht, den Ursprung der Steckbriefe historisch, aus den Zeiten der Vehme, nachzuweisen. Die Ladungsbriefe derselben wurden nämlich entweder mittelst eines Dolches in das Thor des Vervehmten, oder, wußte man seinen Aufenthalt nicht, auf einem Kreuzwege nach den vier Weltgegenden zu aufgesteckt.

236. Der Stein des Anstoßes.

Wenn wir sagen: „das ist der Stein des Anstoßes," so wollen wir damit ein Hinderniß bezeichnen, welches sich uns in Verfolgung eines Zweckes in den Weg stellet und über das wir entweder springen oder fallen müssen.

Ueber den Ursprung dieses „Steins" erzählt man: Vor der Thüre des Gerichtssaales zu Pillkallen in Litthauen liegt ein breiter flacher Stein, der durch einen merkwürdigen Vergleich Eigenthum des Gerichtes ward. Zwei Schwäger, zugleich Nachbarn, stritten sich um das Eigenthumsrecht jenes Steines, der auf beiderseitiger Grenze gelegen. Sie brachten den Gegenstand zum Proceße.

Der Richter, um allen Zänkereien auszuweichen, that den Ausspruch, der Stein solle weder dem Einen noch dem Andern gehören, sondern vor der Schwelle des Gerichtshauses eingesenkt werden und der Stein des Anstoßes heißen, damit Jeder auf dem Wege in's Gericht gemahnt werde, nicht einer Bagatelle wegen dieses zu behelligen und Freundschaft und Nachbarlichkeit darum aufzugeben.

Nach unserer Meinung ist in dieser Phrase der Stein als natürliches Hinderniß figürlich aufgefaßt, das Einem das Gehen auf dem Wege sehr unbequem macht und darüber man häufig fällt, oder wenigstens stolpert. Deutlicher noch in: „das ist Allen ein Eckstein." „Sich Steine aus dem Wege räumen," heißt daher: „Sich Hindernisse vom Halse schaffen." Es kann Einer über einen solchen Stein sich auch den Hals brechen; das war ein „schwarzer Stein" für ihn. Aehnlich heißt es auch: „Einem Prügel unter die Füße werfen."

237. Aus dem Stegreif reden.

Eine Rede halten, ohne sich eigens darauf vorbereitet zu haben; eine Rede improvisiren.

Der Stegreif ist der sogenannte Steigbügel an der Rüstung des Pferdes, der dem Reiter zum Aufsitzen behilflich ist. Worte, die man in diesem Momente spricht, d. h. da man sich zum Abgehen anschickt, sind gewiß die letzten und am flüchtigsten gesprochenen; es wird an ihnen die Hast des Reiters bemerkbar sein, den jetzt das ungeduldige Roß entführen soll.

Da man es nun mit improvisirten Reden nicht so genau nehmen darf und auch ihnen der Charakter des Flüchtigen, Hastigen innewohnt, so ist das Bild vom Stegreif sehr passend gewählt.

Einen „Stegreifritter" nennt man spöttisch den schlechten Reiter, der des Steigbügels nicht entbehren kann, ähnlich dem „Sonntagsreiter;" und auch der Stegreifritter wird figürlich auf einen nichtssagenden hohlen Menschen, der sich überall „improvisirt," übertragen.

238. Stein und Bein schwören.

Bedeutet so viel als kräftig, feierlich schwören. Im Mittelalter wurden die Eide entweder vor Gericht auf die herbeigebrachten Reliquien=Kästchen geschworen, oder der Schwörende trat in der Kirche vor den (damals immer steinenen) Altar, worauf die Gebeine der Heiligen lagen, welche er schwörend mit den Fingern berührte. Was den „Stein" in der Redensart betrifft, so will dies auch noch auf die uralte Sitte, beim Schwören unter Verwünschungen, Steine in's Wasser zu werfen, zurückführen. Jedoch erscheint uns bereits der Altarstein zur Erklärung der Redensart hinreichend, die übrigens richtiger: „Auf Stein und Bein schwören," sollte gesprochen werden.

Man hört aber häufiger: „Er hat Stein und Bein verschworen" oder: „Bei Stein und Bein geschworen," womit angezeigt werden soll, daß er Alles aufgerufen habe, um die Wahrheit seiner Rede zu bestätigen; sowohl Stein als Bein, d. h. Unbewegliches und Bewegliches. Es bedarf viel, um Steine zu be=

leben. „Es ist, daß sich Steine erbarmen könnten." Bein dürfte auch als Nebenbegriff von Stein vielleicht nur des Klangs wegen herbeigezogen sein; wie „Saus und Braus," „Not und Tod" u. s. w.

239. Sterben wie Roland

auf Französisch mourir de la mort de Roland, heißt so viel wie verdursten. Man erzählt über den Ursprung dieser Redensart Folgendes: Roland der Rasende hatte sich in der Schlacht von Roncevaux, in welcher er (775) das Heer Karl's des Großen gegen die Saracenen führte, im Kampfe sehr erhitzt. Er arbeitete sich nun aus dem Schlachtgedränge heraus, um seinen brennenden Durst zu löschen und für einige Augenblicke vom Kampfe auszuruhen. Da er aber kein Wasser fand, starb er vor Durst.

240. Einen Stiefel reden.

Albernes Zeug reden, aus dem Niemand klug wird, Kunterbunter schwatzen, jedoch mit dem Nebenbegriffe der langen Dauer einer solchen Rede, so daß erst daraus nur wie secundär, der Sinn der Verwirrung, Dunkelheit, Tollheit hervorgeht. Diesen Begriff festhaltend, kommen wir auf die richtige Deutung dieser Redensart, besonders wenn wir uns einer anderen, in welcher der Stiefel ebenfalls den Kern bildet, erinnern, nämlich des Spruches: „Einen guten Stiefel trinken." Hier gilt zunächst die Bedeutung: Eine gute Portion trinken. Mehr noch liegt diese Erklärung für das „Stiefel reden" nahe, und der Stiefel gibt hier nicht sein Materiale, seine

sonstige Verwendung und andere schätzbare und unschätzbare Eigenschaften, sondern einfach seine Dimension zum Bilde her, eine Dimension, welche überdies von ziemlich komischen Conturen begränzt ist. Wenn wir daher sagen: Heute hat er wieder „einen Stiefel geredet oder gepredigt," so drücken wir dadurch aus, er habe so lang und so breit, so schwülstig und verworren geredet, daß wir es gar nicht zu überschauen und aufzunehmen vermochten. Es war nicht nur dem Inhalte nach unwerth, sich darauf einzulassen, sondern auch die Form, die Weitschweifigkeit der Rede verleideten alles Nachdenken darüber — daher die Wirkung des Confusen, Albernen auf uns.

Einige versuchten das Sprichwort von jenem Wettermacher und Propheten, Michael Stiefel (1528) herzuleiten, der den Untergang der Welt verkündigte, für sein Geschwätz aber sehr beschämt wurde (Siehe Kalender Nr. 156, S. 218).

Auch eine Anekdote von Karl XII. von Schweden macht Anspruch auf den Finderlohn. Dieser König soll einst seinen Räthen, nach einem Beschluße, der ihm unsinnig vorkam, seinen Stiefel gesendet und ihnen dadurch zu verstehen gegeben haben, daß sie so etwas Aehnliches zusammengeredet. Von der Redensart „einen Stiefel reden" kommen wir folgerichtig auf eine andere, welche heißt „einen Stiefel vertragen," da gewöhnlich jene, die einen Stiefel nicht vertragen, einen Stiefel zu reden pflegen.

241. Er kann noch einen Stiefel vertragen.

Damit bezeichnet man die Tüchtigkeit eines Zechers, der nie genug bekommt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Redensart von einer älteren Form der Trinkgläser, die man, da sie Stiefeln ähnlich waren (aber ausgebaucht, in der Mitte enger, unten wieder weiter), auch so benannte, herrührt. Solche Gefäße als Trinkgeschirre in Form von Stülpstiefeln und Reiterstiefeln kommen auch noch heut zu Tage als Nippes-Gegenstände größerer Art aus Porzellan vor. Derlei Gefäße waren vorzüglich in Schwaben gebräuchlich; früher trank man daraus Wein, seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts jedoch nur noch Bier. In noch früherer Zeit gab man den Humpen, aus denen man zechte, mancherlei seltsame Formen, unter Andern auch die von Reiterstiefeln, welche sehr „geräumig" waren. Daher auch die Variation obigen Sprichwortes: „Er kann einen guten Stiefel (eine gute Portion) vertragen!"

Gleichwohl findet man zur Erklärung auch specielle Thatsachen verewigt. Die eine ist das Abschiedstrinken des französischen Marschalls Bassompierre aus seinem Stiefel, den er sich bei seinem Scheiden aus der Schweiz und schon zu Pferde sitzend anfüllen ließ, das zu dem Namen Steigbügelwein Anlaß gab.

Die andere ist folgende: August II. Kurfürst von Sachsen und erster König von Polen, der Starke genannt, hielt alle Wochen Donnerstagstafel, wozu alle berühmten „Zecher" eingeladen wurden. Diese „Donnerstagsmalzeiten," an denen auch die ersten Ge-

lehrten und Künstler theilnahmen und an welchen völlige Tafelfreiheit herrschte, leben noch im Andenken des polnischen Volkes, und der berühmte polnische Dichter Vincenz Pol hat ein solches Mahl sehr geistreich geschildert. Unter den geladenen Gästen befand sich einmal auch ein geistlicher Herr, ein Kapuziner, der sehr viel zu vertragen vermochte. Als eines Tages schon Alles unter dem Tische lag, „schwamm“ er noch obenauf, und zuletzt ließ er sich auch noch einen Stiefel ausziehen, diesen mit Wein anfüllen und trank ihn frischweg aus.

Sehr niederschlagend für alle diese Deutungen dürfte Schwenck's Bemerkung sein, daß im Mittelhochdeutschen ein Becher: stöflin, stöffelin genannt wurde. Er läßt indeß die Frage schweben.

Aber man gab den Trinkgefäße nicht blos die Form von Stiefeln, obgleich sie die üblichste war; die Gestalten, in denen sich in der Vorzeit den Liebhabern aller Getränke mit Ausnahme des Wassers die Trinkgefäße zeigen mußten, waren mannigfaltig. Es hätten sich ebenso die Redensarten: er kann eine Windmühle, eine Laterne, einen Strauß, ein Roß, ein Schwein vertragen, bilden können, wie sich die vom Stiefel gebildet, da sich unter den Trinkgefäßen auch Formen besagter Objekte fanden. Man pflegt auch zu sagen: er hat einen Affen, oder er hat einen Bären, und beide Redensarten können von der Form der Gefäße, aus denen man sich in den Zustand trank, der mit der obigen Redensart angedeutet ist, abgeleitet werden. Die Gestalt der Trinkgefäße in früherer Zeit war in der That so wechselnd, daß ein Schriftsteller jener trinklustigen Zeit ganz

aufgebracht ausrief: „heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Krummhörnern, Knebelspiessen, Weinwagen, Weintrauben, Aepfeln, Birnen, Kockelhähnen, Affen, Pfauen, Pfaffen, Mönchen, Nonnen, Bauern, Bären, Löwen, Hirschen, Rossen, Straußen, Kautzen, Schwänen, Schweinen, Elendsfüßen und andern ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel."

Zu Freiburg wurde ehedem aus silbernen Bergleuten getrunken. Eben so mußten die Narren ihre Köpfe zu Trinkgeschirren den Künstlern leihen: Die Deckel waren ihre Kappen, mit Schellen und Ohren, wie sie dieselben trugen. Daher sagt ein Eiferer jener Zeit ganz unverholen: „Da seht ihr den silbernen Narrenkopf mit Ohren und Schellen, daraus sich die Leute zum Nabal (stultus) soffen."

In Frankreich waren die Becherfiguren noch weit indecenter als in Deutschland. Die erlauchtesten Personen trieben damit den ausgelassensten Muthwillen, und ließen Pokale auf die Tafel setzen, die ohne Erröthen gar nicht anzusehen waren, Damit geschah das Zutrinken und Hinabschlürfen des „dulce venenum Satanae" (Liebliches Teufelsgift), wie es die Theologen nannten, die dagegen predigten und schrieben. Sie schrieben und predigten, was sie nur wußten und konnten, und es wurde fortgetrunken. Die Kurfürsten Friederich und Johann von Sachsen ließen 1513 und 1531 Mandate gegen das unmäßige Zutrinken ergehen; aber, was half es? die Pfalzgrafen bei Rhein, Herzoge

von Baiern, der Erzbischof von Trier ꝛc. errichteten 1624 einen Fürstenbund zur Abstellung des Volltrinkens; aber was fruchtete das? Wer nicht trinken konnte, wurde verspottet. Das Trinken war gleichsam ein Ehrenpunkt, dem kein Mandat, kein Fürstenbund etwas anhaben konnte; vielmehr gab es förmliche Trink-Rechte, nach welchen gehandelt wurde bei Trinkgelagen und Zechgelegenheiten.

Jede Art von Metall, Glas, Horn, Kokosnüsse, Muscheln, selbst Todtenköpfe wurden zu Bechern gebraucht, und je künstlicher sie waren, desto beliebter waren sie. Der Becher eines Würzburger Domherrn bewegte sich in Jungfrauen-Gestalt von selbst auf dem Tische umher; ein anderer Tafelbecher zu Dresden schien klein zu sein, wurde aber größer, wenn man eine verborgene Feder desselben berührte. Und so gab es mancherlei Erfindungen, die beliebten Gefäße zu formen, zu gestalten und wohlansehnlich zu machen. — Es mußte über diese Trinkzierden sorgfältig gewacht werden, damit die Zufriedenheit der Trinker bei Trinkgelagen, bei welchen es hieß:

Vino junguntur, vino solvuntur amici,
Nemo tuo jussu vina coacta bibat!

nicht gestört würde.

Jedoch blieb es nicht immer, ja fast sehr selten dabei. — Trinker mußten ihre Willkür dem Weine unterwerfen, und die Dichter sangen beim Becher:

Scribimus et bibimus,
Sic bene cedit opus.

d. i.: Wir schreiben und wir trinken. Nur so gelingt das Werk.

Könige und Fürsten beschenkten einander mit Bechern, Freunde und Freundinen beschenkten sich damit. Der fromme Mönch Eckhard nennt diese Gläser, welche der Bischof von Konstanz seinen Gästen schenkte: **Cara munera**. Das blieb lange Zeit im Gebrauch. Deshalb schenkte auch Luther seinem Freunde Dr. Jonas einen Becher. Ehemänner schenkten zur Morgengabe, nach der Brautnacht, ihren Weibern einen Becher. Die meisten hatten Inschriften, Wappen, Namenszeichen, emblematische Figuren und dergleichen.

Der uns bekannte König René, ohne Königreich, aber der Freude ergeben, hatte einen Becher, aus welchem bei ihm getrunken wurde, geziert mit dem Bildniße des Heilandes und der heiligen Magdalena, auf dessen einer Seite standen:

Qui ebiberit hoc poculum, vidit Deum.

Deutsch etwa: Damit sich dir der Herrgott zeige,
Trink aus den Becher bis zur Neige.

Auf dem Rande war aber zu lesen:

Qui uno haustu me evacuabit, videbit Deum et Magdalenam.

Wer auf Einen Zug mich zu leeren sich traut,
Gott und St. Magdalena erschaut.

Nun war aber der Becher so groß, daß nur selten Jemanden die in den lateinischen Worten angedeutete Gunst zu Theil wurde; geschah es aber doch, so hatte der Trinker seine Aufgabe gelöst ganz im Sinne der Verse:

More Palatino bibimus, ne gutta supersit,
Unde suam possit musca levare sitim.

Wir trinken wie der Kaiser,
Leer ist der Becher dann,
Daß ihren Durst die Fliege
Daraus nicht löschen kann.

Zugleich aber nach der Art der Franken, von welchen Taubmann sagt:

Laudo meos Francos, qui se cervice supinant,
Et fundo ex imo praebita pocula bibunt.

Ich lobe mir den Franken,
In seinen off'nen Mund,
Den Hals zurück geneigt, leert er
das Glas bis auf den Grund.

Der Sache recht gewiß zu sein, mußte darauf die Nagelprobe erfolgen; d. i. der Trinker mußte den Becher umstürzen, den Rand desselben auf den Nagel seines Daumens setzen, und aus dem Becher durfte kein Tropfen mehr fallen, so rein mußte er ausgetrunken sein. Besonders war das Ausleeren der Becher bei solchen der Fall, die nicht hingestellt werden konnten, sondern in der Hand behalten und ausgetrunken werden mußten. An dem großen Becher hängt ein kleinerer Becher in der Schwebe, so daß derselbe aufrecht bleibt, wenn auch der große Becher umgekehrt wird. Beide werden mit Wein gefüllt und von schönen Nachbarinen credenzt.

Sie sagen dazu: „Ritter! Ich bitte Euch, Ihr wollet mir zu Lieb' und Ehr einen Trunk thun."

Dieser darf natürlich nicht säumen; er leert den großen Becher, macht die Nagelprobe und sagt: „Edle Jungfrau (Frau), ich bitte Euch, Ihr wollet mir zu Lieb' und Ehr einen Trunk thun."

Sie nimmt hierauf den kleinen Becher und leert ihn. Und das geht so weiter und gar oftmals herum. Wir sehen also, daß nicht nur das „einen Stiefel vertragen“ eine historische Redensart, sondern das Trinken selbst ein historisches Wort sei, über welches wir hier nur Einiges mitgetheilt.

Noch wollen wir einer Redensart der Franzosen gedenken, welche sehr alt ist, aber als öffentliche Meinung über eine Genossenschaft, über welche und zu deren Vertheidigung viel Dinte verschrieben worden, uns bemerkenswerth erscheint. In Schriften des vierzehnten Jahrhunderts begegnet man der Redensart „Trinken wie ein Templer,“ welche nur mit einer zweiten „Schwören wie ein Templer“ abwechselt; beide sind im schlimmen Sinne genommen. Erstere wurde nur in Fällen gemeiner Unmäßigkeit, letztere dann angewendet, wenn es sich um Etwas handelte, was geradezu keines Vertrauens würdig war. Es ist bekannt, daß Philipp der Schöne im Jahre 1312 den Orden, dessen Macht und Reichthümer den Neid des Königs erweckt hatten, aufheben ließ; aber die obigen in jener Zeit gangbaren Redensarten lüften nach einer Seite hin den Schleier; denn unmöglich konnte in jenen Tagen die königliche Gewalt gegen einen Orden von dieser Bedeutung in solcher Weise einschreiten, wenn nicht die öffentliche Meinung im Voraus ein Urtheil gesprochen hätte, welche den König — die Motive, die ihn persönlich leiteten, gehören nicht hieher — so zu sagen nöthigte, es zu vollziehen. Auch die Deutschen müssen in Frankreich herhalten, wenn es gilt extravagantes Zechen anzudeuten. Auf ganz gleicher Höhe mit dem „Trinken wie ein Templer“ (boire comme un templier)

steht die witzige Phrase: die deutsche Flöte spielen (Jouer la flûte de l'Allemand). Sie kommt von einer im Mittelalter stark verbreiteten Form von Gläsern, welche lang und schmal waren und von den Franzosen nicht ganz unrichtig mit Flöten verglichen wurden. Da nun diese Flöten oft an den Mund gesetzt wurden und in dieser „Art Flötenspiel" gerade die Deutschen eine besondere Virtuosität an den Tag zu legen schienen, erfand der französische Witz obige komische Phrase.

242. Strapazze.

Die Mühe und Anstrengung bei einer Arbeit und das dabei auftretende peinliche Gefühl der Ermattung und Unbehaglichkeit. Echt französischen Ursprungs und zwar aus der militärischen Terminologie. Es bestand nämlich vor Ludwig XIII. eine fürchterliche, torturähnliche Züchtigung in der Armee, in welcher der Delinquent an Seilen aufgezogen ward, so daß ihm die Arme aus den Fugen gingen. Man nannte dies die „Estrapade," von estraper, reißen, herausreißen, dann am Seile ziehen. Die in Paris und anderen Städten Frankreichs den Namen „Estrapade" führenden Plätze waren die Orte solcher Executionen.

243. Auf den Strauch schlagen.

Auch: „auf den Busch klopfen," so viel wie: Sich leise in irgend einer Angelegenheit um Jemands Meinung und Absicht, und wie er sich allenfalls dabei benehmen würde, erkundigen; ihn aushohlen, „sondiren."

Es ist offenbar dem Jägerleben entnommen, in welchem es Gebrauch ist, im Schreiten durch den Wald hie und da auf einen Baumstamm zu schlagen, um zu erfahren, ob nicht irgend ein Wild in der Nähe versteckt sei.

In diesem Sinne gebrauchte die Redensart auch Bedford, der Oberbefehlshaber der Armee des englischen Königs Heinrich VI. im Kriege gegen die Franzosen unter Carl VII. Philipp von Burgund, der im englischen Heere diente, verwendete sich nämlich bei Bedford zu Gunsten des gefangenen Herzogs von Orleans, daß die Stadt Orleans, die Provinz und die anderen Ländereien des Herzogs bis zu seiner Loslassung durch ihn — Philipp — in Verwahr genommen werden. Bedford, durch Glück übermüthig, antwortete dem Burgunder: Er sei nicht willens auf den Strauch zu schlagen und Andere dann die Vögel fangen zu lassen (qu'il n'etait pas homme à battre les buissons pour laisser prendre aux autres les oiseaux). Diese Antwort machte den Herzog von Burgund mit all den Seinen von England wieder abfallen.

Schiller hat in seiner „Jungfrau" die Wiederkehr des „königlichen" Burgund zu einer der schönsten Scenen benützt.

244. Streit vom Zaune brechen.

Die beste historische Illustration dieser Redensart ist der Neujahrsempfang im J. 1859 des österreichischen Botschafters in den Tuilerien. Das war doch „Streit vom Zaune" gebrochen. Diese Redensart mag in einer alten Sitte ihren Ursprung haben. Wenn man Jemanden in den Besitz einer Sache einsetzte, so gab man ihm zum Zeichen dieser Besitzveränderung einen Stock oder einen Ast. Dieser Stock scheint nun dann entzwei gebrochen worden zu sein und damit ward der Uebergang des Besitzes von dem Einen auf den Andern als vollzogen angedeutet. Eine Stelle in einem alten Chronisten deutete wenigstens auf diese Ceremonie hin. Otto von Freysingen nämlich bedient sich des Ausdrucks exfusticare bei einer Gelegenheit, als er von der Uebertragung eines Besitzes auf einen Andern spricht.

Das Wort kommt aber von dem lateinischen festuca, worunter der Seitensproß oder der Zweig eines Astes verstanden wird. Es sollte eigentlich heißen, den Ast entzweibrechen, und die Franzosen sagen auch: Rompre le festu avec quelq'un, auch: rompre la paille avec quelq'un. Aber wie der Volksgeist nun schon seinen eigenen Weg geht und nicht immer strenge an die Thatsache sich hält, so mag denn auch hier die Förmlichkeit eines Friedensactes sprachlich zur Bezeichnung des Entgegengesetzten sich hergegeben haben.

245. Strohwitwe.

So nennt man scherzweise eine verheiratete Frau, deren Mann z. B. auf Reisen ist oder mit dem sie sonstwie längere Zeit nicht in einer Wohnung haust.

Zur Erklärung dieses Ausdruckes, der mittelrheinisch sein soll, finden wir: „Im Mittelalter hielten die Binger am Rhein auf Zucht und Ordnung, und jedes Mädchen, das außerehelich Mutter geworden war, wurde zur Strafe, mit einem Strohkranze auf dem Kopfe, öffentlich ausgesetzt. Man schalt sie die „Strohwitwe," d. h. die Witwe eines Mannes, der wohl noch lebt, aber bei ihr nicht wohnt und somit den Hauptcharacter eines ehelichen Genossen, das Leben in Gemeinschaft mit der Genossin, für sie nicht hat.

246. Das ist starker Tabak.

Diese oft vorkommende Redensart soll einer Sage ihren Ursprung verdanken. Kurz nach Erfindung der Flinten befand sich ein Strassenräuber mit einer solchen auf dem Felde. Da gesellte sich Meister Belzebub zu ihm und fragte ihn, was er da habe. — „Es ist eine neue Art von Tabakspfeife" erwiederte ihm der Räuber und war nicht wenig erfreut, als der Teufel einige Züge daraus zu thun begehrte. Der Räuber gab nun dem Teufel diese neue Pfeife in den Mund und drückte darauf unvermerkt los. Der Teufel ist nun wohl einen Schuß Pulver werth, aber wie bekannt unsterblich; indessen war ihm die Erfindung doch neu und pikant; er nieste heftig, ohne weiteren Schaden durch den Schuß erlitten zu haben, und rief nur aus: „Hu,

das ist ein starker Tabak!" Wahrscheinlicher dünkt uns, diese Erklärung ist zu der Redensart, die eigentlich keiner Erklärung bedarf — hinzugedichtet worden.

247. Tanzen wie der Wolf, den Schweif zwischen den Füßen.

Diese Redensart hat zwei Deutungen, eine unsaubere, zu der uns die Erklärung zu geben überflüssig erscheint; eine zweite, die aus der Natur des Wolfs abgeleitet wird, und sich auf die Art und Weise bezieht, wie dieser Freund und Beschützer der Herden einherzuschreiten pflegt. Die Naturforscher erzählen uns nämlich, daß dieser Stammvater der Hunde seine Streifzüge immer mit eingezogenem Schweife, denselben zwischen den Füßen haltend, unternehme. Man schreibt diese Art zu gehen seiner angeborenen Feigheit zu, denn der Wolf, obgleich ein Raubthier der schlimmsten Art, ist doch von Natur feige. So sagt man denn auch von zweibeinigen Feiglingen, „daß sie den Schweif einziehen."

Ein anderes Sprichwort vom Wolf aus dem klassischen Alterthume stammend:

Den Wolf bei den Ohren halten,

wird bei Menschen angewendet, die sich in einer verwickelten Lage befinden, nicht vor- nicht rückwärts gehen können, ohne Gefahr zu laufen. Die Erklärung beruht auf den kurzen Ohren des Wolfes, bei denen ihn zu erfassen ebenso schwer ist, als wenn man ihn erfaßt, ihn daran zu halten. Hat man ihn aber glücklich bei den Ohren genommen, so ist es noch gefährlicher ihn fahren zu lassen: also es ist ein mißlich Ding, sowohl ihn festzuhalten als loszulassen.

Die Franzosen sagen von manchen Frauen: sie gleichen der Wölfin, welche von allen Wölfen den häßlichsten nimmt; dieses wie die zwei folgenden, Schweif an Schweif wie die Wölfe, und nie hat ein Wolf seinen Vater gesehen, haben einen Ursprung.

Diesen finden wir in des Grafen Phoebus de Foix Werk über die Jagd ganz umständlich nachgewiesen. Wir halten uns genau an diesen wohlerfahrenen Waidmann, welcher Folgendes erzählt. „Wenn die Wölfin in die Brunst kommt, leistet ihr der erste Wolf, dem sie begegnet, Gesellschaft und folgt ihr auf dem Fuße. Der zweite der desselben Weges kommt, folgt hinter dem ersten und so machen es auch alle übrigen, so daß alsbald Schweif an Schweif sich eine ganze Kette von Wölfen bildet. Die Wölfin ohne Halt zu machen, führt die Schaar der Wölfe unaufhaltsam fort, bis sie alle ermüdet sind, dann macht sie sich zurecht, um auszuruhen und die Wölfe ihrem Beispiele folgend schlafen alle ein. Während dieses Schlafes der übrigen ergibt sich die Wölfin dem nächsten, dem besten von allen, der nicht immer der beste ist, nämlich dem, der ihr zuerst begegnet war. Hat sie was sie gewollt erlangt, dann entfernt sie sich und läßt den Wolf stehen, der nunmehr auch einschläft. Wenn dann die übrigen erwachen, sind sie nicht wenig über die Abwesenheit der Wölfin erstaunt, riechen an der Nase alsbald denjenigen heraus, der ihnen den Jungfernbraten vor der Nase weggeschmaust hat, werfen sich auf ihn, zerreißen und fressen ihn.“

Die Spruchpoesie ist auf den Wolf begreiflicher Weise übel zu sprechen. Von den Wolfshaaren heißt

es, daß sie andere, mit denen sie in Berührung kämen, aufzehren, daher warnt der Volksmund: „Er mischt Wolfshaare darunter.“ (Sieh auch Nr. 4. Seite 5).

Reinecke warnt: Weh jeder Stadt und jedem Land,
Wo Wölfe haben Oberhand.

Dann wieder heißt es:

Die Hungersnoth wohl mächtig ist,
Wenn schon ein Wolf den andern frißt.

oder:

Der Wolf nicht heult,
Wenn er mit dem Lamme zum Walde eilt.

Von bösem Vormunde sagt man:

Dem Wolfe die Schafe befehlen,

und von dem Wolfe, der nach Rom gereist, singt das Volkslied:

Es kam der Wolf nach Rom geritten —
Als dort er eine Zeitlang war,
So ließ er wohl von seinem Haar,
Doch nimmermehr von seinen Sitten.

248. Teufel.

Wenn wir wissen, welche Rolle der Teufel (der Leibhaftige, Gottseibeiuns, Spadifankerl, Teixel) im Glauben und Aberglauben des Volkes von jeher gespielt, so werden wir uns über seine culturgeschichtliche Wichtigkeit wohl nicht entsetzen und die Flut von Sprichwörtern, zu denen er so Schwanz als Hörner, so Klauen als Zunge gegeben hat, erklärlich finden. Als Schreckbild aller Gläubigen sehen wir ihn wohl ausgerüstet mit vollem höllischen Apparate; ihm ward das Schwarz der Nacht, das Glutauge, der Pferdefuß oder Bocksfuß,

der thierische Schwanz, der thierische Auswuchs am Kopfe, der Schwefelgestank angedichtet. Er fährt auf der dreizackigen Höllengabel, auf einem Mantel, mit schwarzen Rossen durch die Luft, daher auch sein Serail, die Hexenweiber, auf dem Besenstiele reiten. Seine Hauptaufgabe ist, möglichst viel Böses zu thun, Seelen zu verderben, zu zerreißen und zu „holen;“ er ist in der Volkssage ein wahrer „Duodez-Bösewicht,“ stets brutal, teuflisch, stinkend. Für Kinder tritt dieser Teufel abgeschwächt als „Krampus“ auf. Aber wir haben zum Glücke noch einen andern Teufel. Es ist der als Kehrseite des allerhöchsten Wesens aufgefaßte, die Parodie der Größe und Vollendung, die Verneinung des Bestehenden, der götheische humoristische Teufel, der nicht, wie der andere einen Luftsprung macht oder zu stinken anfängt, wenn man den Namen eines Heiligen ausspricht, sondern „lebt und leben läßt“ und zuweilen selbst gerne ein Wort mit dem alten Herrgott spricht. Es ist der schönste Triumph, den der deutsche Geist über den Teufel, das Symbol der Finsterniß, errungen hat, daß er sich diesen Teufel schuf, und mit ihm sammt seiner „Großmutter“ verkehrt. Es ist die Manier gebildeter Menschen, sich gegenseitig zu ertragen und sich nicht jeden Augenblick, treibt's Einen auch dazu, zu Erklärungen hinreißen zu lassen. Ueberdieß ist der Herr „Schwefelfürst“ ein ganz artiger, reicher, zuvorkommender Mann, der Manchem zu einem Ämtchen, zu einer Frau verhilft, und nicht einmal die altherkömmlichen paar Tropfen Blut's mehr verlangt. Ein Begriff genügt ihm oft als Lohn, z. B. der lächerliche Begriff der Ehre, und sehr häufig bedarf es nicht so viel, um

„des Teufels zu werden.“ Daß er eine Intelligenz ist, werden wir wohl glauben; denn er — schreibt auch und versteht in der Literatur seinen Lärm zu machen, und namentlich freut dieser Teufel sich nur in guter Gesellschaft. Der mit dem Schwanze unter dem Volke sich herumtreibende ist von ihm als „gefallener Engel,“ als „Proletarier“ als „dummer Kerl“ verachtet.

Daß er in der Literatur Lärm zu machen versteht, beweist die Zahl der Schriftsteller, welche sich hergegeben haben, für ihn in die Trompete zu stossen. Sie ist wohl Legion und wir können uns beschränken als Hauptrepräsentanten seinen berühmten „Weimarer Geheimrath“ zu nennen. Der Teufel hat also seinen Homer gefunden. Aber auch in allen andern Fächern hat er rekrutirt. Er hat seine Memoirenschreiber in W. Hauff und Friedr. Soulié; in der Staatskunst seine Machiavel's, in der Jurisprudenz seine Dupin's gefunden. Besonders stark vertreten ist er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, wo ihn z. B. in der Toxikologie die Lafarge's verherrlichen. Wir zweifeln nicht, daß auch die Mathematik in seinem Solde stehe; gewiß hat irgend ein Mathematiker schon seinen Schweif gemessen. Ganz besonders sorgte er aber für die Illustrirung seiner Familie, und er inspirirte Genealogen zu seinem Dienste. So erschien 1555 von Musculus, einem Prediger in Berlin, der „Hosenteufel;“ dann der „Fluchteufel,“ der „Kriegsteufel,“ der „Ehrteufel.“ Später erweiterte sich der Stammbaum und es zeigten sich: „Modeteufel,“ „Geldteufel,“ „Jagdteufel,“ „Faulteufel,“ „Spielteufel,“ „Bauteufel,“ „Zauberteufel,“ „Gesindeteufel“ u. s. w. Theatrum

diabolorum etc. (Frankfurt a. M. 1575). Alle diese Gattungen von Teufeln mögen den Menschen besorgt gemacht haben; wo er hinblickte, sah er nur Teufel; damals mag nun die merkwürdige Benennung „Gott sei bei uns“ für Meister Pferdefuß entstanden sein. Eine solche Scheu vor der ausdrücklichen Bezeichnung des Belzebubs findet sich auch bei den Juden, die ihn komisch genug: „den mogs nit sogen“ oder auch „Wie hooßt merch“ nennen.

Wir sehen daraus, daß heutzutage so ziemlich Alles „dem Teufel gehört;“ ja wenn es sich darum handelt, ihm oder „der Katze zu gehören,“ so zieht man das Erstere vor. Jener Teufel, dem die beiden Grafen von Sachsen und Löwendal gehörten, wie ein Kupferstich von 1747 ersichtlich macht, sieht freilich noch so aus, daß man auf den Glauben kommt, es hätte hier den betreffenden Herren die Wahl gelassen werden sollen. Er hält die Grafen auf einer Wage und folgende Reime stehen darunter:

„Tous deux vaillans
Tous deux galans
Tous deux contens,
Tous deux gaillards,
Tous deux paillards,
Tous deux bastards,
Tous deux sans loi,
Tous deux sans foi,
Tous deux à moi!“

Welch einen Schatz besitzt unsere Sprache von Teufels-Sprichwörtern, hier nur einige der gangbarsten: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“ — „Zu Gott hinken die Leut', zum Teufel laufen sie;“—

„Der weiße Teufel ist ärger als der schwarze;“ — „Eine Teufelei mit einer andern auskratzen,“ d. h. indem man einen Fehler gutmachen will, einen noch größeren begehen; — „Wo der Teufel nicht hin mag, schickt er seine Boten;“ — „Wo der Teufel das Kreuz voran trägt, da geh' nicht nach“ — „dem Teufel ein Ohr wegschwören“ — „Kartenspiel ist des Teufels Gebetbuch“ — „Wenn man Nachts in den Spiegel sieht, guckt der Teufel heraus“ — „Wer mit dem Teufel essen will, braucht einen langen Löffel!“ — „Daß dich alle drei Teufel“ oder „alle neun Teufel!“ — „Der Teufel hat die Hand darauf“ (wenn man vergebens etwas sucht) — „Der Teufel ist los.“ — „Der Teufel hofirt immer auf den größten Haufen,“ nämlich ist dort am liebsten, wo es am tollsten zugeht.

In wie weit der Teufel frühzeitig dem Humor und Witze des Volkes herhalten mußte, darüber ein kurzweiliges Stücklein:

Hatt' einmal ein Schulbote den Auftrag, in ein Dorf zu gehen und von einem säumigen Bauer Schulden einzutreiben. Unterwegs gesellte sich der Teufel zu ihm. Als sie so fürbaß gingen, hörten sie, wie eine Mutter ihr Kind schalt und zornig ausrief: „daß dich der Teufel hole.“ „Nun,“ sagte der Bote zum Begleiter, „du hörst was man dir bietet. Nimmst du es nicht?“ — „Nein, nein,“ sprach der Teufel, „es ist der Mutter nicht Ernst!“ Und sie gingen weiter. Da stand auf dem Felde ein Sauhirt und schimpfte eine Sau zu allen Teufeln. „Teufel,“ meinte der Bote, „hier gibt's eine Sau zu verdienen; warum beeilst du dich nicht?“ — „Was soll ich damit,“ sprach der Teufel, „nehm' ich sie,

so muß sie der arme Hirt bezahlen." — Jetzt kamen sie in den Hof, wo der Bote den Bauer zu fordern hatte. Als dieser ihn kommen sah, fing er an: „So soll dich doch der Teufel holen!" Da sprach der Teufel zum Boten: „Hörst du? was der Bauer sagt? Dem ist es Ernst — darum komm mit mir." Und er entführte ihn durch die Luft.

Mit dem schönen Geschlecht ist der Teufel gespannt; man will dieß von der Zeit herschreiben, als das Sprichwort entstand, „wo der Teufel nicht ausreicht, schickt er ein altes Weib hin," welches in allen Sprachen vorkommt und dessen Entstehung so ziemlich überall auf dieselbe Weise erzählt wird. Die polnische Sage, welche diesem Sprichwort zu Grunde liegt, habe ich schon in meinem Werke, die Sprichwörter der Polen und Ruthenen, mitgetheilt. Die verbreitetste Ansicht über die Ursache dieser Stellvertretung ist, weil der Teufel weiß, daß jedes alte Weib — auch manches junge — so schlimm ist, wie seine Großmutter, die viel schlimmer ist, als er selbst.

Merkwürdig ist, daß, um in des Teufels Küche zu kommen, man nach Hannover gehen muß, weßhalb auch dort die Redensart „in des Teufels Küche gerathen" zu Hause ist. Zwischen Lauenstein nämlich und Koppenbrügge ist eine Gegend voll jäher Felsen, die nicht ohne Gefahr besucht werden kann und seit uralter Zeit „des Teufels Küche" heißt. — Man sagt auch boshaft genug: „aus jungem Teufel wird ein alter Eremit," der preußische Minister Mühler, der Dichter des Gaudeamus igitur, ist ein noch lebender Beweis dafür. Voll Humor ist, wie

der alte Brantome dieses Sprichwort illustrirt: Karl V., so hoch über Alles erhaben, hat alle seine Nachbarkönige zum Streit aufgerufen, alle Theile der Welt erschüttert, so viele Heere besiegt, so viele Millionen Menschen in's Jenseits geschickt, mit Blut bedeckt Meer und Erde, einen Papst und einen König gefangen genommen und über sie triumphirt, und als er sah, daß er nicht mehr konnte, zog er sich zurück, um sich dem Dienste Gottes zu widmen, sich dessen strengen Befehlen ganz zu unterordnen, und siehe da: de mozo diablo viejo hermitano: aus jungem Teufel ward ein alter Eremit.

Als ein probates Mittel, den Teufel los zu werden, lehrt uns das Sprichwort, daß man ihm ein Licht aufstecken müsse, damit er uns nichts Böses thue. Darüber besteht folgende Erklärung: Als Wladislaus Jagiello, ehe er zur Königswürde gelangt war, sich hatte taufen lassen (1375), wiesen ihm die Priester die Heiligenbilder in ihrer Kirche. Wladislaus ließ vor jedem derselben eine Kerze aufstecken. Als sie nun zu einem Bilde kamen, das den Erzfeind des Menschengeschlechtes darstellte, und sie dem Fürsten dessen Bedeutung erklärten, rief er: Ei, so steckt ihm gleich zwei Kerzen auf, daß er uns ungeschoren lasse. Die Polen sagen noch: „Beug vor Gott dein Knie — Und den Teufel erzürne nie!"

Im Deutschen heißt es auch noch: „Einem Schalk brennt man zwei Lichter, dem Frommen kaum Eins;" — „dem Frommen legt man Ein Kissen unter, dem Schalke zwei."

Nicht zu beneiden ist, wer „den Teufel im Beutel hat."

Ein Charlatan auf offnem Markt rief aus:
„Herbei! den Teufel will ich heut euch zeigen.“
Wie eilten sie herbei aus jedem Haus,
Auf Dach und Schornstein sah man Leute steigen.
Nun einen leeren Beutel wies der Mann
Und rief: „Jetzt öffnet eure Augen Leute!
Was ist im Beutel? — Nichts“ und schwieg alsdann;
Man harrt erstaunt was dieser Witz bedeute?
Dann hebt er wieder an: „Nun ohne Zweifel
Ein Beutel und nichts drin ist doch der Teufel!“

Weiter unten erzählen wir wie in Spanien die Redensart entstanden ist. Ueber den Teufel in Deutschland haben wir auch Untersuchungen angestellt und da hat uns Luther auf die rechte Fährte geführt als er sagte: „Jedes Land muß seinen Teufel haben, der von Deutschland heißt Weinschlauch und Saufaus. Die Franzosen haben an dem frommen Martin einen Gewährsmann, wenn sie sich in der Redensart „die deutsche Flöte blasen“ (siehe Nr. 241, Seite 336) über den ewigen Durst der Deutschen lustig machen.

Wenn wir sagen: „s'ist der alte Teufel blieben,“ so gibt uns Auerbach dafür eine Erklärung:

Der Teufel war gar übel auf,
Und stand ihm schier das Leben drauf;
Des wolt' er in die Kirche ga'n
Und von der alten Art absta'n,
Und als er hat genommen ein
Und Arznei half ihm auf die Bein,
Hat er's ganz wie zuvor getrieben,
Und ist der alte Teufel blieben.

Um unsern Lesern im gesellschaftlichen Verkehr den Teufel zu zeigen, erinnern wir an Rollenhagen's Verse:

Die leis und lieblich einherschleichen
Gern Händlein küßen, Willkomm reichen,
Die sind giftiger Natur
Teufel in Engels Figur.

Und zur Beleuchtung mancher ehelichen Verhältnisse mögen die Verse dienen:

Ein Witwer eine Witwe nahm:
Der Teufel zu seiner Mutter kam.

Das Kapitel vom Teufel ist unerschöpflich; wir aber schließen es mit der Erzählung, wie der Ursprung: der Redensart den Teufel im Beutel haben — denn das Obige war denn doch nur ein Scherz — in Spanien erzählt wird.

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, im Jahre 1087, damals als die Mauren in Spanien wegen ihrer tiefen Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften so berühmt waren, galten zwei Brüder von dem Stamme der Moabiten, Juzef und Yra Ben-Huth für die gelehrtesten in ihrer Nation und für die bewandertsten in den Geheimnissen der Kabala; sie waren jedoch noch nicht reich; eines Tages boten sie aber Alles anf, um die höllischen Geister zu zwingen, ihnen Ehren und Reichthümer zu verschaffen.

Ihren mächtigen Beschwörungen sich fügend, ließ der Böse das Schloß Monteza, das ihr Eigenthum wurde, aus der Erde heraufsteigen; er füllte ihre Koffer mit Gold und verlangte für sein reiches Geschenk nur die Erfüllung des einzigen Versprechens, daß sie zu-

sammen und in gutem Vernehmen leben wollten. Sie versprachen es und waren fest entschlossen, den Vertrag zu halten; sie wußten aber nicht, daß eine mit Reichthümern und Gewalt verbundene fanatische Macht die im Elend und in der Noth zugethanen Zusagen vergessen läßt. Sie meinten, daß es ihnen leicht werden würde, weil sie immer einig mit einander gelebt hatten, es auch fernerhin zu können. So gelehrt sie indeß auch waren, so wußten sie doch nicht, daß Eintracht zwischen denen, welche eine Macht theilen, nicht möglich ist; auch waren kaum einige Tage verflossen, als Juzef es bereits bereuete: „Ich würde glücklicher sein, wenn ich allein Herr von Monteza wäre." Durch seine Zauberei, die er in's Werk setzte, erregte er ein Erdbeben, der Felsen, auf welchem das Schloß stand, öffnete sich unter Yra Ben-Huths Füssen, verschlang ihn, schloß sich wieder, und klaffte sodann von Neuem auf, um einen so schrecklich zerschmetterten Leichnam sehen zu lassen, daß es nicht möglich war die Gestalt eines seiner Glieder zu unterscheiden.

Kaum hatte Juzef dieses scheußliche Verbrechen begangen, als er sich, aber zu spät, an die Klausel des mit dem Bösen gemachten Kontraktes, und des gethanen Versprechens, mit seinem Bruder in Eintracht zu leben, erinnerte; er wollte nun fliehen und nach Afrika gehen, und hoffte, dem Teufel durch Veränderung des Landes eben so aus den Augen zu kommen, wie man sich einem gewöhnlichen Gläubiger durch die Flucht entzieht. Er ließ daher eine ungeheuere Kiste mit Gold füllen, und reiste ab, um sich in Alicante einzuschiffen. Der

Teufel aber war nicht weniger schlau als er. Er hatte sich in seine Kiste gesetzt, während man dieselbe mit seinen Maravedis und Mahasmedins füllte. Da es ihm aber darin an Luft gebrach, so machte er in dem Boden derselben ein großes Loch, durch welches die Geldstücke unterwegs herausfielen. Juzef wurde es jedoch nicht gewahr, denn er war in tiefen Gedanken, und eilte sehr, unter Segel zu gehen und Spanien zu verlassen. Als er seine Kiste aufmachte, um das Schiff zu bezahlen, das er gekauft hatte, fand er kein Geld mehr darin, wohl aber den Teufel. Der Satan pakte Juzef bei der Gurgel und führte seine Seele und seinen Körper fort, wohin aber, weiß man nicht.

Die unterwegs gesäeten Münzen wurden in Steine verwandelt, sie haben noch ihre erste Gestalt und die konzentrischen Zirkel, womit sie bezeichnet blieben, machen, daß sie noch wie ein Geldstück aussehen. Diese Steine sind an Dimension verschieden; es gibt welche von Nagelbreite bis zu der eines sombrero. Die Gelehrten nennen sie Linsensteine, die Landleute Teufelsmünze. Auf den Feldern von Alicante gibt es deren viele. Der ehrwürdige Pater Don Geronimo Blaskar bemerkt in seinem Buche: „Excellencias de la gloriosa ciudad de Alicante" daß von der oben erzählten Begebenheit die Redensart „den Teufel in seinem Beutel haben" welche übrigens mit der Erklärung des oben angeführten Charlatans merkwürdiger Weise übereinstimmt, entstanden sei.

248. Tod.

Ist eine Rechtfertigung nöthig, wenn der Tod unter die historischen Wörter eingereiht wird? Er ist historisch, culturhistorisch, welthistorisch.

Wie der Teufel erfreut sich auch der Tod großer Popularität im Volke. Nennt es ihn ja seinen „Freund Hein." Er kann sich wenigstens rühmen, daß man sich eben so viel mit ihm beschäftige, als er mit uns. Bezeichnend ist in dieser Beziehung und verdient vorangestellt zu werden der Spruch: „Tod und Teufel", woraus man die Anerkennung des zarten Verhältnisses ersieht, in dem man die Beiden sich vorstellt. Wie der Teufel ist auch der Tod eben nicht Gegenstand der allgemeinen Sehnsucht; aber gar Manchem wäre der Teufel fast lieber als der Tod. Leider läßt sich der nicht zu Pakten herbei, und er greift nach den Bibelfesten eben so sehr als nach den Gottlosen. Das Sprichwort: „der Tod macht Alles gleich; er frißt arm und reich", dürfte daher das volksthümlichste und beliebteste sein. Die schönste Illustrirung dieses Spruches sind die mittelalterlichen „Todtentänze." Die Gerechtigkeit Gottes spricht sich hier am glänzendsten aus. Nicht übersehen dürfen wir aber, daß wir gegen den Stachel des Todes, außer dem Elemente des Humors, noch drei andere gewaltige, nämlich die christliche, die philosophische und die naturwissenschaftliche Auffassung desselben haben. Das hat der Teufel nicht. Das Christenthum betrachtet den Tod als Uebergang zu der Freude des Himmels, als dunkle Pforte, hinter welcher alles Licht des Paradieses sich ergießt; die Philosophie malt

sich ihn als den Befreier von des Lebens Weh und Noth, als den Boten der Freiheit, der die Ketten der Knechtschaft bricht; die Naturwissenschaft endlich sieht im Tode die nothwendige, naturgemäße Auflösung des Körpers als Unterlage für neues Werden. Als eigentliches Schreckbild tritt er also, wie der Teufel, nur in seiner Personificirung auf. Nur so gab er die Kerne zu tausend und tausend Sprüchen ab. Wir haben den Tod als Gestalt, als Gerippe vor Augen, wenn wir sagen: „Der Tod pocht an;“ — „der Tod ist über mein Grab gefahren;“— „den hat der Tod verzimmert;“ — „der Tod sitzt ihm auf dem Kragen;“ — „der Tod steht vor der Thür;“ — „Er hat den Tod an der Hand“ wohl in Bezug auf den Todtentanz ein im 13. Jahrhunderte von Künstlern häufig benutztes Symbol.

Durchgehend die Reihen der Tod-Sprüche des deutschen Volkes, muß man ehrlich bekennen, daß die drei letztgenannten Anschauungen größtentheils vorherrschen. Wie schön ist nicht das bekannte alte Kirchenlied: „O Tod, so bleich, o Tod so mild!“ Dahin gehören auch: „Der Tod ist des Lebens Botenbrod;“ — „der Tod hilft aus aller Noth;“ — „wer den Tod liebt, der liebt auch die Ursachen;“ — „zum Leben und zum Tod ist ein gleicher Weg;“ und die treffliche Vergleichung mit dem Schlafe; „der Tod ist ein Schlaf, wer schläft ist nicht todt;“ — „Fromme Kinder entschlafen willig.“

Noch reicher ist die Zahl der philosophischen Sprüche: „der Tod der siegt zu aller Zeit;“ — „der Tod

zahlt alle Schulden;" — „Man soll Keinen vor seinem Tode glücklich preisen;" — „den Tod fürchtet Nieman, der das Leben verschmähen kan; — „ich fürchte Tod und Teufel nicht" (Franz Sickingen's Wahlspruch); — „der Tod nimbt dem Menschen nichts als den Madensack, darinn das Leben steckt;" — „Es ist umb ein Sprung zu thun, wenn der lieber den Faden abreißt." Eine philosophische Ansicht vom Tode hatte Julius Caesar, der, als kurz vor seiner Ermordung die Frage gestellt wurde, welcher Tod wohl der beste sei, laut ausrief: „der unerwartete." Er hatte sich sein Todesurtheil gesprochen.

Der Mathematiker Hermann Witekind sagt vom Tode: „Nur das Elend stirbt, nicht der Mensch." — Kaiser Heinrich V. pflegte zu sagen: „Der sei elend, der den Tod wünsche, noch elender aber, der ihn fürchte."

Auch die Naturwissenschaft findet sich in einigen Sprüchen vom Tode vertreten. Zunächst der bekannte: „Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen" oder wie der Türke sagt: „Der Tod ist ein schwarzes Kameel, das vor jeder Thüre niederkniet;" — dann „was die Natur gebunden hat, das löset die Natur wider auf;" — „Heute roth, morgen todt;" — oder „Tod will eine Ursache haben" u. s. w.

249. Tory und Whig.

Die Entstehung dieser, die Adels- und Volkspartei in England charakterisirenden Ausdrücke wird verschieden erzählt.

Nach einer Erklärung des Londoner politischen Blattes „Morning Chronicle“ vom J. 1819 waren diese Bezeichnungen vor den Zeiten Karls II. noch nicht bekannt. Torach soll in der irischen oder Ers-Sprache königlich, und Toirach geistlich bedeuten, beide also, Einem Stamme angehörend, die höchste Gewalt ausdrücken. Das Wort Whig wäre aus Chuaithang, d. i. vaterländisch gebildet. Es sei zuerst in der schottischen Geschichte bei Gelegenheit des Whiggamor Einfalles unter dem Herzoge von Argyle vorgekommen dieser bestand aus Gemeinden mit ihren Predigern an der Spitze, welche für die Sache des Volkes in den Kampf zogen. Mor bedeutet in allen celtischen Sprachen groß und Whiggamor, die große Volkssache. Wahrscheinlicher ist Burnet's Deutung des Wortes Whiggamor. Whiggam nämlich ist das Wort, mit dem die südwestlichen Schotten ihre Pferde antreiben; daher man sie Whiggamors, später kurzweg Whigs nannte. Sie waren es allerdings, welche den Whiggamor Einfall veranlaßten.

Rapin in seiner „Dissertation sur les Whigs et les Tories“ sagt, daß der Ausdruck Tory zuerst auf Räuber und Landstreicher in Irland zur Zeit Karl's I. angewendet worden sei, die zu seiner Zeit unter dem Namen der Rapparees bekannt waren; unter der Regierung Karl's II. habe man dann die Cavaliere

als Tories, die puritanischen Rundköpfe als Whigs unterschieden.

Ein Correspondent des „Athenäum" stellt aber die Behauptung auf, daß diese Worte gaelischen Ursprungs seien. Die irischen Parteigänger Sir Phelim O'Neals wurden als des Königs Partei, d. i. „Taobh-Righ," ausgesprochen: Taorie bezeichnet, wie sich dieselbe Partei auch im schottischen Hochlande nannte. Das Wort „Co-thuigse," kurz Cuigse, ist gleichfalls gaelisch, und gilt von Leuten, die sich gegenseitig verstehen, gleiche Gesinnungen haben, sich zusammen thun zu gleichem Zwecke, so viel wie Covenanters. Vom schottischen Hochlande entlehnt sei es auf die Covenanters im Westen Schottlands und endlich auf die Verfechter liberaler Gesinnungen in allen drei Königreichen übergegangen.

Nach den Mittheilungen Hallam's in seiner Geschichte von England ginge es durauf hinaus, daß Tory einfach den Irländer, Whig den Schotten bezeichnete. Es soll zuerst im J. 1679 gewesen sein, daß man diese Ausdrücke als Parteinamen gebrauchte. Die Partei, welche zuerst den Namen Tory trug, war für das Successionsrecht des Herzogs von York. Daher nannte man sie anfänglich Yorkisten. Dann, weil York seine katholischen Glaubensgenossen, die Irländer, begünstigte, wurde die ganze Partei als irisch verschrien und man gab ihr den Spottnamen „Bogtrotters" d. i. Moorläufer, endlich „Tory," was die wildesten unter den irischen wilden Stämmen bezeichnet. Tory, eigentlich Toree, soll aber im Irischen Gib her bedeuten, ein Ruf, unter dem die Irländer Wegelagerei und Räuberei

trieben. Beweis dafür Burtons „Parliamentary a Diary,“ in welchen sich unter dem 10. Juni 1657 anläßlich einer Debatte über Irland folgende Worte des Majors Morgan aufgezeichnet finden. „Wir haben drei Arten von wilden Thieren auszurotten, die eine Landplage für uns sind, die erste ist ein öffentlicher Tory (public tory), auf dessen Kopf wir 200 Pfund setzen und 40 Pfund auf einen Privat-Tory. Eure Armee fängt sie nicht. Die Irländer bringen sie ein. Brüder und Vetter schneiden einander die Gurgeln ab; die zweite u. s. w.“

Diese Tory-Partei nun erfand für ihre Gegner den Spottnamen Whigs abgeleitet von Whey, einem Ausdrucke, der in Schottland gang und gäbe ist und Molke, saure Milch oder saures Molkenwasser bedeutet, welche die Schotten gerne tranken.

Man leitet Tory auch noch von dem lateinischen tueor, schützen ab und ein Tory wäre somit gleichsam ein Beschützer der absoluten Gewalt.

250. Er liegt wie der Türke vor Neuhäusel.

D. h. er behelligt Einen in sehr lästiger Weise, überläuft Einen und glaubt es durchsetzen zu müssen; er geht Einem nicht „vom Halse,“ „sitzt Einem auf dem Genicke.“

Das Sprichwort kömmt von den Anstrengungen her, welche die Türken so oft vor der berühmten Festung Neuhäusel, 1592 erbaut, gemacht haben. Zehnmal belagerten sie dieselbe, und man nannte Neuhäusel im 17. Jahrhunderte: „die äußerste Spitze des vom Erbfeinde in das Herz der Christenheit geschossenen Pfeiles.“

251. Travailler pour le roi de Prusse. Arbeiten für den König von Preußen.

Diese Redensart wird mehrfach erklärt; man scheint aber nichts Stichhältiges bringen zu können. Friedrich der Große, heißt es an einem Orte, hatte als Kronprinz durch seine Schriften, besonders durch seinen „Antimachiavell" der während seines Aufenthaltes in Rheinsberg entstand, das Mißvergnügen der meisten übrigen europäischen Souveraine auf sich gezogen, da er ihrem Systeme derbe Wahrheiten darin sagte. Als er nun den Thron bestieg, fand er es aus Rücksichten für gut, seine Schriften vertilgen zu lassen; dawider erklärten sich aber seine Verleger. Umsonst versuchte Voltaire sie zu überreden. Er nahm deshalb zu einer List die Zuflucht; er ließ sämmtliche Schriften Friedrich's in Holland nachdrucken, und änderte oder strich dabei alle Stellen, welche dem Könige schaden konnten. Diese neue, von diesem approbirte Ausgabe machte die erste werthlos (? das begreifen wir nicht!) und ruinirte die preußischen Verleger. Dagegen muß vor Allem bemerkt werden, daß eben die 1. Aufl. des „Anti-Machiavell" in Holland (Haag 1740) gedruckt wurde.

Nach Andern wird angegeben, Voltaire habe, als er in Frankfurt auf Befehl des großen Königs verhaftet wurde, sich heftig über seine Despotie und seinen Geist ausgelassen und ausgerufen: „Je ne veux plus travailler pour le roi de Prusse."

232. Das kostet ein Viehgeld.

So viel wie: Das kostet ungeheuer viel, daß man sich nicht genug darüber wundern und keinen andern Maßstab für die Ungeheuerlichkeit des Preises finden kann, als die Vergleichung mit dem, was viehisch, offenbar in der Bedeutung brutal, unverschämt, unmenschlich ist. Der unmenschliche Preis ist daher ein Viehgeld.

Man will aber die Entstehung von den Römern herleiten, welche den Werth der Dinge nach dem der Ochsen und Schafe berechnet haben sollen. Auch war bei ihnen, nach der Bezeichnung des Geldes mit pecunia von aufgeprägten Viehbildnissen — jedes Stück Geld ein Viehgeld, aber nicht im Sinne unseres Sprichwortes, für das wir übrigens ganz analog auch sagen: „ein Heidengeld," d. h. in demselben Sinne, wie dort eines „Viehes würdig," hier der eines Heiden würdige Preis.

233. Jemand nicht das Wasser reichen.

In früherer Zeit schon war die heut allgemein werdende Sitte bei Vornehmen gang und gäbe, nämlich sich nach gehaltener Mahlzeit die Hände zu waschen; gemeiniglich reichte dann einer der obersten Bedienten Schale und Wasser. Aus besonderer Höflichkeit geschah es zuweilen, daß einer von den Gästen diesen Dienst übernahm. Man wollte damit gleichsam anzeigen, daß der Gast weit unter dem Wirthe stehe, und deßhalb als der Geringere dem Anderen gegenüber auch nicht mit ihm in Vergleichung kommen könne. In der Bibel schon heißt

es z. B. 2. Könige 3. 11.: „der Wasser auf die Hände Eliahus gegossen für: „der ihn bedienet hat.“ Bei der Messe reicht der Ministrant dem Priester das Wasser und gießt es ihm auf die Hände, und ebenso ist in der Synagoge noch heutigen Tages Brauch, daß die Leviten als Ehrenrecht den Priestern, bevor sie den Segen sprechen, das Wasser zum Waschen der Hände reichen und übergießen. So wird erzählt, daß Erzherzog Ferdinand seinem Bruder Kaiser Karl V. zu Innsbruck bei einer Zusammenkunft das Waschbecken der Sitte gemäß vorhielt, um sinnlich darzuthun, wie sehr weit er unter dem Erstgebornen stehe. — Wir erinnern auch an den Spruch Johannes des Täufers: „Es wird Einer nach mir kommen, dem die Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin.“ Am Hofe des Königs von Preußen, Friedrich des I. fand die Sitte des Wasserreichens noch Statt. Niemals aber hat die Redensart den Sinn, als wäre Jemand einem Andern so gram, daß er ihm auch nicht einen Trunk Wasser reichen möchte.

251. Einem etwas weis machen.

So sagen wir, um die Entstellung einer Thatsache zu charakterisiren; wenn wir merken, daß man uns etwas „aufbinden“ will. Man hat sich die Redensart bildlich aus der Bemühung des lügenhaften Darstellers, uns etwas, das eigentlich schwarz ist, als weiß sehen zu machen, erklärt. Aber nach allen bisher angestellten Forschungen ist man mit dieser Erklärung auf dem Holzwege und der Irrthum beruht vielleicht einzig auf der fehlerhaften Orthographie (weiß für weis). Die wahre

Etymologie von weismachen ist offenbar das, weisen, Einem zu wissen machen, in sein Wissen bringen; so daß „Einem etwas weis machen" ursprünglich bedeutete: „Ihn auf eine gewisse Fährte führen, weisen." Freilich kann es schon in dieser Fassung immerhin in schlechtem Sinne genommen werden; als: „Du wirst mir das nicht weis machen," d. h. du wirst nichts dazu beitragen, daß ich dies oder jenes erkenne, wisse; oder: „dahin laß' ich mich von dir nicht weisen." Und: „Man hat mir etwas weis gemacht" wäre: „Man hat mein Wissen zu einem bestimmten Wissen gemacht, das etwa nur dem Andern, nicht mir dient; oder „er hat es mir überhaupt zur Kenntniß, zum Wissen gebracht, damit ich es so und so annehme." Aber der Begriff der Lüge im häßlichsten Sinne des Wortes kam wohl erst später dazu.

Der Curiosität halber theilen wir auch eine culturgeschichtliche Erklärung mit. Es sollen ehedem die alten Weiber beim Spinnen und Weben gar fürchterlich gelogen haben, weil der Aberglaube verbreitet war, man könne die gesponnene Leinwand nur durch dieses Mittel vor dem Einfluße böser Hexen und Geister bewahren und recht weiß erhalten. Die Leinwand weiß machen und lügen ward so Ein Begriff.

255. Ein X für ein U machen.

So viel wie Einen belügen, ihm etwas weis machen, d. h. eine Sache anders darstellen als sie eigentlich ist, mit der Nebenabsicht, ihn zu betrügen, zu beschwindeln, „daranzukriegen."

Offenbar ist das nur ein witziger Ausdruck für die falsche Darstellung einer Sache; es handelt sich

hier nicht sowohl darum, statt eines wirklichen X ein wirkliches U zu machen, sondern nur überhaupt: das eine für das andere, die Lüge für die Wahrheit zu setzen, am Ende was immer für einen Buchstaben, nur nicht den rechten, der uns die Wahrheit erkennen macht.

Zur Illuminirung des Witzes können wir immerhin auch folgende Erklärung annehmen. Man denke sich römisch 10 d. i. X (x) und römisch 5 d. i. V (v das u der Alten). Man kann jeden Augenblick aus dem X ein V machen, wenn man die untere Hälfte —X— weglöscht, so wie aus dem V ein X, wenn man sie wieder hinzusetzt. Wenn daher z. B. ein Gutsverwalter seinem Herrn 10 fl. statt 5 fl. verrechnet, als hätte er sie wirklich ausgegeben, so hat er ihm allerdings ein X für ein V gemacht.

256. Einem die Zähne weisen.

Dieses an und für sich keine Erklärung erheischende Sprichwort hat im Polnischen (Zęby na kogos ostrzyć) einen geschichtlichen Hintergrund. Stephan Bathory nämlich, Polens vortrefflicher König, führte, in seinem Wappen drei Wolfszähne. Wenn er nun an seinen Adel, über den er ein strenges Regiment führte, eine Verfügung erließ, siegelte er sie mit diesem Wappen, das überall, wohin es gelangte, Respekt und Furcht einflößte und von dem, der es erhielt, pflegte man zu sagen: „Er hat ihm die Zähne gewiesen.“ Man wußte, daß es da keine Opposition mehr gebe. Daher hieß es auch: „Unter König Stephan zitterte auch der Edelmann.“

Wir wissen nicht, ob Bathory seine Zähne im

Fegefeuer zu gebrauchen Gelegenheit hat. Er muß wohl nicht daran gedacht haben; sonst hätte er vielleicht wie die heilige Apollonia gethan, die sich bei Lebzeiten alle ihre Zähne hat ausreißen lassen, damit sie vor dem — Zähneklappern im Fegefeuer sicher sei!

Doch die Canadier wollen lieber dieß risquiren als ihre Zähne einbüßen. Sie halten nämlich, wenn ein Regenbogen sich zeigt, fest ihren Mund zu, weil sie glauben, es fallen ihnen sonst die Zähne aus.

237. Zapfenstreich.

Ursprünglich der Streich auf dem Zapfen am Faße (die Trommel sieht auch einem Faße nicht ungleich), der das Spundloch fester verschließt und verhindert, daß nichts mehr herauslaufe, haben wir es jetzt in der Bedeutung eines Zeichens mit der Trommel, welches den Soldaten des Abends gegeben wird, damit sie sich in ihren Quartieren einfinden und dann aus denselben nicht mehr auslaufen. Wer nach dem Zapfenstreiche heimkommt, verfällt einer Strafe. Auch nennt man den bei großen militärischen Festlichkeiten geschlagenen Generalmarsch, von den Trommeln der ganzen Garnison ausgeführt, den großen Zapfenstreich.

Der Witz des Volkes, hingerissen von dem eigenthümlichen festen Takte dieses Zeichens hat ihm fast überall einen eigenen Text, der sich an den Rythmus der Melodie anschließt, untergelegt. Diese Texte charakterisiren entweder irgend ein Moment des Soldatenlebens oder selbst ein geschichtliches Ereigniß.

Schon im 16. Jahrhunderte gab es solche Sprüchelchen. Eins der ältesten ist: „Hüt' dich bawer, ich

komm, mach dich bald davon! oder: „Ware dich Bure, de Garde de kumbt.“ oder: „Hüt' di Baur, ich komm, nimm die Hühne un Gäns;“ oder: „Trom, trom, trom, heu di Bawer, ich komm, ich breng dich um's (nicht), ich nenn dich um's, un bin auch nit sihr fromb!“

Der alte preußische Zapfenstreich lautete im Texte: „Zu Bett, zu Bett, die Trommel geht, und daß ihr Morgen früh aufsteht, und nicht so lang im Bette leht!“ — Der alte preußische Spießruthenmarsch: „Warum bist du weggelaufen, warum thust du das? Darum mußt du Spießruth laufen, wie gefällt dir das?“

Zum österreichischen Zapfenstreich ist sehr vulgär: „Geht's ham, geht's ham, ös Lumpenhund, ös freßt's 'n Kaiser's Brod umsunst!“ oder auch: „Drei lederne Strümpf, zwei und drei macht fünf, wenn ich einen verlier', hab' ich doch noch vier!“

Zum bairischen: „Die Franzosen haben das Geld gestohlen, der Deutsche muß es wieder holen; Geduld, Geduld, Geduld!“

Im französischen: „Ramplamplam, Papier und Argent, da kommen sie an, sie haben keine Schuh und keinen Strumpf nicht an!“ Und zum französischen Appel: „Komm, Kamerad, komm mit Sack und Pack, mit Sack und Pack, kommst du nit, so hol ich dich, so kommst du in Raison, komm, Kamrad komm!“ Auch zum Hornsignal fand sich ein Text: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, und dann und wann ein Schöpsenkupp, und Mehl, und Mehl, und Mehl!“

258. Zettergeschrei.

Zetterschreien, Zettergeschrei stammt von zeteeren, lateinisch citare her, weil die Gerichtsärzte in alten Zeiten öffentlich und laut vor Gericht zitirten. Nach Schwenck wäre es ein Schmerzensruf, wie Hilfegeschrei; gleichsam: „Ziehet zu Hülfe“ (von Ziet her, zieht her), daraus dann abgekürzt: Zeter, daher auch in der Zusammensetzung: Zetter und Mordio!

259. Zuwage.

Unter diesem Namen ist beim Fleischverkaufe jenes schlechtere Stück Fleisch oder Bein verstanden, das der Fleischhauer zur Ausgleichung des durch die ungenießbaren Bestandtheile des Thieres ihm erwachsenen Gewichtsverlustes der Partei auf ihr Gewicht aufgeben, zuwägen darf. Der Ursprung dieser Sitte ist in Frankreich zu suchen. Als unter Heinrich IV. das Fleisch ungewöhnlich hoch im Preise stand, bestimmte eine königliche Ordonanz, daß dem Volke das Fleisch ohne Knochen verkauft werden solle und daß diese den besseren Fleischsorten beizugeben seien. Die Ordonanz wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen, Abends die Stadt beleuchtet und daher die Zuwage rejouissance genannt.

Bei uns, namentlich in Wien, ist das gerade der umgekehrte Fall; da bekommt jede Partei, welche wenig Fleisch kauft und daher auch schlechteres erhält, die meiste Zuwage. Freilich waren die Behörden stets bemüht, durch Verordnungen die Willkühr der Fleischer zu beschränken und das Publikum davor zu

schützen; aber es will nichts nützen, und in der Reichshauptstadt ist das Weh schon sehr schreiend geworden. Wer unter 2—3 Pfund Fleisch kauft — und wie Viele sind wohl im Stande mehr zu nehmen? — wird nicht nur an der Qualität, sondern auch — durch die unverhältnißmäßig große Zuwage — an der Quantität der Waare verkürzt, obgleich schon die doppelten Preise für „Hinteres" und „Vorderes" — ersteres ist das Bessere — die strenge, unbillige Scheidung zwischen Bemittelten und Unbemittelten durchführen. Man muß indeß sagen, daß das Publikum selbst der wohlmeinenden Absicht der Behörden und seinem eigenen Interesse zuwider handelt, indem es die Maßregeln jener nicht unterstützt. Es ist nämlich dafür gesorgt, daß eigene behördliche Visitatoren die Fleischausschrottungen begehen und die Parteien auffordern, ihnen das gekaufte Fleisch zur Controlle vorzuzeigen. Aber Indifferentismus, Nachlässigkeit, falsch verstandene Bequemlichkeit der einkaufenden Individuen vereiteln dies, indem sie, eines solchen Comissärs ansichtig geworden, eiligst zu entkommen trachten, blos weil es ihnen lästig ist, Rechenschaft zu geben, sich aufzuhalten und über eine scheinbar unbedeutende Sache Klage zu führen. Es wären bei vernünftigerem Zusammenwirken der polizeilichen Organe und der interessirten Parteien derlei oft grell auftretende Uebervortheilungen unmöglich. An solchen Miserabilitäten ist aber die Wiener Culturgeschichte schon von jeher reich. Ist dies nicht wirkliches Pfäakenthum?

